Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland.

Zweiter Theil.
Eine Umschau an des Jahrhunderts Wende.

Von

Julius Duboc.

> Unter allen staatserhaltenden Kräften nimmt Gewissenhaftigkeit eine der ersten Stellen ein.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1893.

Hundert Jahre Zeitgeist
in Deutschland.

Zweiter Theil.

Eine Umschau an des Jahrhunderts Wende.

Von

Julius Duboc.

Unter allen staatserhaltenden Kräften nimmt Gewissenhaftigkeit eine der ersten Stellen ein.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1893.

Vorwort.

Der vorliegende zweite Band meiner „Hundert Jahre Zeitgeist“ holt ein Versäumniß nach, welches dem ersten Theil des Werks insofern anhaftete, als derselbe seine Betrachtung vorwiegend dem philosophischen und ästhetischen Entwicklungsgebiet der Zeit zugewandt, den politischen und zeitgeschichtlichen Inhalt der letzten hundert Jahre dagegen nur andeutend gestreift hatte. Den Dank für die trotz dieser Lücke meiner Arbeit allseitig zu Theil gewordene auszeichnende Anerkennung glaube ich nicht besser darbringen zu können als durch eine Vervollständigung derselben, die sie, wie ich hoffe, dem Ziel „eine Umschau an des Jahrhunderts Wende“ zu sein, näher bringt.

Ich habe den ersten wie den zweiten Theil dieses Werks in wissenschaftlichem Geist geschrieben d. h. um der Erkenntniß willen, um die es dem wissenschaftlichen Geist allein zu thun ist. Erkenntniß ist Auffassung des Zusammenhangs der Theile. Auf das geschichtlich Werdende angewandt heißt den Zusammenhang erkennen soviel wie sich Rechenschaft darüber geben, wo die jedesmalige Entscheidung liegt, welche das Werdende beherrscht, in welchen Umständen, welchen Beziehungen, welchen persönlichen Einwirkungen. Das gilt für Politik wie für jedes andere Ent-

wicklungsgebiet und die Forschung ist, hier wie dort, an den Spruch Göthe's gebunden:

Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Gesetz, dem Grund, warum und wie.

Nur ist Demjenigen, der die politische Zeitgeschichte vornimmt, seine Aufgabe dadurch erschwert, daß er, etwa wie ein Feldherr, der von der Höhe in ein Schlachtgetümmel niederblickt, in das streitende Getümmel und Gedränge der mit einander ringenden Gegensätze hineinschaut. Nicht da, wo der meiste Staub aufgewirbelt wird oder wo sich anscheinend das glänzendste Schlachtenbild entfaltet, liegt häufig die Entscheidung, sondern an ganz anderen Punkten. Diese Punkte und diese allein unbeirrt in's Auge gefaßt und unbekümmert um Rechts und Links vorgeführt zu haben, war mein Bestreben wie es mein Wunsch ist, mir dadurch den Dank derer verdient zu haben, denen das Streben nach Wahrheit noch mehr gilt als jegliches durch Sympathie oder Antipathie bedingte persönliche oder Partei-Interesse.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort III

Einleitendes 1

Politik als signatura temporis. — Was Politik bedeutet. — Setzt einen gewissen Gegenwärtigkeits-Sinn voraus. — Eintagsfliegen-Politik; steht unter der vom Stimmungsbereich des Augenblicks eingehenden Einwirkung. — Anwendung davon auf den Altreichskanzler und dessen Würdigung. — Politische Uebersicht am Ausgang des Jahrhunderts. — Hegel's: Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. — Wovon dies Bewußtsein abhängig und wie sich der Fortschritt vollzieht. — Aufgabe des Säcularschreibers. — Die drei Metamorphosen des Despotismus im letzten Jahrhundert. — Der nationale Despotismus verkörpert in Bismarck. — Eigenart desselben . . . . 1—9

I. **Im Joch des Despotismus** 10

Der patriarchalische Despotismus am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Der Landesvater. — Standpunkt der Volksseele. Unmündigkeits-Verhältniß. Idolatrie. — Daniel Schubart's Gefangenschaft. Der Hohenasperg eine deutsche Bastille. — Der Soldatenhandel deutscher Fürsten. — Urtheil des Auslandes. Stumpfheit des deutschen Nationalgefühls. — Einfluß der französischen Revolution. — Fichte's: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution. — Standpunkt des damaligen Radikalismus. — Anläufe zu einem Staat als Lebensgemeinschaft der Erwachsenen. Während in Frankreich die Monarchie zusammenbrach, stürzte in Deutschland nur die „fromme Kinderstube" zusammen. — Loyal-nationaler Aufschwung der Erhebung gegen Napoleon. — Stellung der Fürsten hierzu. — Princip der Contrerevolution. — Der bornirte

Seite

Despotismus der Restaurationsperiode nach Beendigung der Freiheitskriege bis 1848. — Demagogenhetze. Der Bundestag. Die Karlsbader Beschlüsse gegen die Hochschulen. Der Hannover'sche Verfassungsbruch. — Allmählige Umstimmung im monarchischen Volksbewußtsein. — Schwanken Friedrich Wilhelm's IV. — Steigende Bewegung der Geister. Ausbruch . . . . . . 10—45

II. **Die Erhebung des Jahres 1848 und ihr Niedergang** 46

Ideal-chimärischer Character der Erhebung. — Zusammentritt des Frankfurter Parlaments. — Zaghaftigkeit der Versammlung gegenüber den Regierungen. Furcht vor der Revolution. — Gagern. Character des rechten Centrums. Hervorragende rednerische Talente der Versammlung. — Der Reichsverweser Erzherzog Johann. Verrätherisches Doppelspiel desselben. — Der Malmöer Waffenstillstand. Unbotmäßigkeit Preußens. Zurückweichen des Parlaments. Der Frankfurter September-Aufstand. — Die erbkaiserliche Partei. Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. — Allmähliger Niedergang des Parlaments. Sein Ende. Revolutionäre Zuckungen. — Nachträgliche Versuche Preußens, eine verfassungsrechtliche Grundlage für Deutschland herzustellen. Gotha. Erfurt. Widerstand Oesterreichs und der Mittelstaaten. Wiederherstellung des Bundestags durch Oesterreich. Preußische Hülflosigkeit und schließliche Unterwerfung in Olmütz. — Reactionäres Regiment in den folgenden Jahren. Rückwirkung desselben auf den öffentlichen Geist in Preußen. Anbahnung einer Real- und Machtpolitik im Gegensatz zu dem ideal-chimärischen Character der 1848er Zeit. — Innerliche Wandlungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Der Diesseitigkeits-Zug. (Strauß. Feuerbach.) — Materialisirung desselben durch Abwendung vom Ideal. An die erste Stelle tritt von jetzt an das Princip der Verkehrs-Freiheit. — Der Jude als Verkehrs-Priester. Jean Paul über die Juden. — Die Toleranz als Frucht abnehmender Glaubensstärke . . . . 46—99

III. **Die Aera Bismarck** 100

Characteristik der Person. — Die „neue Aera" und ihr Verlauf. Halbe Maßregeln. Conflict wegen der Heeresorganisation. Ministerpräsident v. Bismarck. — Verfassungskämpfe. Budgetlose Regierung. Der facultative Despotismus tritt im Innern an Stelle des Constitutionalismus. — Herrn v. Bismarck's Politik in der deutschen Frage. Sein Festhalten am Londoner

Seite

Protocoll im Gegensatz zur allgemeinen Stimme der Nation. Widerstand des Abgeordnetenhauses. Dasselbe wird aufgelöst. — Der Conflict mit Oesterreich in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit. Ueberlegene Taktik der preußischen Politik. Der Krieg von 1866. Herr v. Bismarck auf der ganzen Linie siegreich. — Umstimmung im Volke zu Gunsten des siegreichen Ministers. Zersetzung der Parteien. Einwirkung auf den öffentlichen Geist. Erfolganbetung. — Die deutsche Frage nach 1866. Französischer Chauvinismus. Der Krieg von 1870 eine Frucht desselben. Höhepunkt der Bismarck'schen Macht. — Die Gründerperiode als Zeichen der gesunkenen Moral der besitzenden Klassen. Tendenz auf Ausbeutung und Vergewaltigung der Schwachen im Zusammenhang mit der allgemeinen Politik. Das Gewissen ein Schwächling. — Rückwirkung hiervon in der Entwicklung der Social-Demokratie. Geschichtlicher Rückblick auf den Verlauf der Arbeiterbewegung seit Lassalle. Anfängliche Unterschätzung derselben. Ihre steigende Bedeutung. Zerfall der älteren volkswirthschaftlichen Schule. Katheder-Socialismus. Beängstigung der besitzenden Klassen. Der negative Socialismus in der Gegenwart. — Die Frauenfrage. — Einwirkung der Zeitströmung auf Kunst und Literatur. Das socialreformatorische Programm derselben heißt die Wirklichkeit, der Realismus. — Innerer Widerspruch in dem Bemühen, dem, was vor der Form liegt, dem Rohstoff des Gefühls, eine Form geben zu wollen. Folgen davon. — Der Realismus als Rückschlag vorhergegangener Nichtigkeitserklärungen. Uhde; Ibsen. — Die Kunst und die Gesinnungs-Wahrheit. Gefahr eines Pseudo-Idealismus. 100—167

IV. **Der Juden Antheil** 168

Fichte über die Juden. — Versuche derselben zu Gunsten einer freieren Geistesbildung seit 1815. Erfolge und Mißerfolge. — Stellung des Liberalismus zur Frage der Juden-Emancipation. Heine und Börne als politische Vorkämpfer. Vollständiger Sieg der Emancipations-Tendenzen. Grundsatz der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung als Errungenschaft des Jahres 1848. — Rasches Anwachsen des jüdischen Einflusses in Staat und Gesellschaft seit der Emancipation. Auftauchende Befürchtungen einer „Verjudung". — Der Juden Antheil an der modernen Entartung im Erwerbs- und Finanzleben. Les juifs les rois de l'époque. Was den Juden eigenthümlich zufällt, ist die Steigerung, nicht im Princip, aber in der Ausführung des

Seite

Princips, im Tempo. — Gefährliche und glänzende Eigenschaften der Juden im Verhältniß zum deutschen Wesen. — Geschichtlicher Rückblick. Worin die Gefährlichkeit derselben begründet ist, woher sie stammt und von wem dieselbe ausgeht. — Leroy-Beaulieu über die Juden. — Moderner Antisemitismus. Keine bloße Concurrenzfrage für Deutschland. Moralischer Antheil der Bewegung im Volksleben. — Der jüdische Witz. Befruchtung des Geisteslebens durch jüdische Einwirkungen. — Die principielle Seite der Juden-Emancipation. Die Gründe für und wider. Rückblick auf die französische Revolution. Die Juden-Emancipation als Frage des Menschenrechts. — Menschenrecht und Staatsbürgerrecht decken sich nicht ohne Weiteres. Aber die Freizügigkeit als fundamentales Creatur-Recht (auf Ernährung) bedingt die Anbahnung einer internationalen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung, womit sich ein Stück Menschwerdung vollzieht. — Die Neutralisirung der von der jüdischen Seite drohenden Gefahr ist auf die Erstarkung des Idealismus angewiesen. Der Antisemitismus wirkt praktisch zunächst als ein Keil, der das Gefüge der Mittelparteien auseinandertreibt und dient zu deren Zersetzung . . . . 168—228

V. **Schattenbilder und Lichtbilder** 229

Ein Stück Vergangenheit. Hamburger „Waisengrün". Die Großstadt vor 50 Jahren und heute. Steigerung in der Schnelligkeit der Bewegung und der Beleuchtungsstärke. Psychoethische Bedeutung der sensualistischen Momente. — Thorsperre, Luftsperre, Gedankensperre, Menschensperre im Abnehmen. de la Mennais' Paroles d'un croyant. — Stellung des Papstthums zu Frankreich und zum deutschen Reich. — Glaube und Aufklärung. Uebermacht der ethischen Richtung. Eine auf Ethik eingeschränkte Religion ist keine Religion mehr. — Der Humanitätsgedanke im Mittelpunkt des Jahrhunderts. Bildet das ideale Gegengewicht des Materialismus. — Gegensatz desselben zum Krieg. Die kriegerische Stimmung im Abnehmen. Gesteigerter Widerwille gegen die Verwüstung des Kriegs. Das Jahrhundert begann mit einer Reinigung des Strafrechts von den damals herrschenden Greueln und schließt mit einem steigenden Abscheu gegen die Greuel des Kriegsrechts. — Der Krieg ein gewaltigstes Stück Despotismus. Die Abwendung von demselben bedeutet ebenfalls einen Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit . . 229—252

Anmerkungen . . . . 253—265

Hundert Jahre Zeitgeist
in Deutschland.

Zweiter Theil.

Einleitendes.

Das zu Ende gehende Jahrhundert gehört in einem großen und belangreichen Theil seines Wirkens und Vollbringens der Politik an und es ist deshalb nur billig, daß auch eine Umschau seines Verlaufs in erster Linie der politischen Schaubühne ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Seit der französischen Revolution, seit dem Napoleonischen Weltbrand, seit den Freiheitskriegen ist die herrschende signatura temporis die politische geblieben und keine Ermüdung, kein Interesse anderer Art hat dieselbe jemals wieder zu verwischen oder gar auszulöschen vermocht. Vorzugsweise gilt das für Deutschland, dem es damals schmerzlich zum Bewußtsein gekommen war, daß es in politischer Beziehung besonders viel nachzuholen und neu zu bilden habe. Den Weckeruf, der an das Volk erging, als dasselbe zum Kampf für nationale Güter aufgerufen wurde, die es schirmen sollte, ohne sie gleichwohl schon im vollen Umfang auch nur annähernd zu besitzen, hat es nie wieder aus dem Gedächtniß verloren. Immer kehrte es unter aller Arbeit, die ihm sonst oblag, unter aller lebhaftesten Betheiligung auf dem ungeahnt sich erweiternden wissenschaftlichen, namentlich naturwissenschaftlichen Forschungsgebiet hierhin zurück. Ein Widerstand, der die ausdauerndsten Kräfte lahmlegte, den angespanntesten, opferwilligsten Eifer entmuthigen konnte, hat diese Wirkung auf die Länge gleichwohl nie zu erzielen vermocht. Denn immer erhob sich wider diejenigen, die den öffentlichen Geist etwa in andere Bahnen lenken

wollten, die Ueberzeugung, der Gervinus s. Z. den richtigen Ausdruck mit den Worten gab, daß bei uns nicht das Privat-, sondern das Staatsleben die freie Entwicklung niederbeuge und daß wir, ehe dieses nicht reformirt sei, vergebens auf eine große Zeit in irgend einer Richtung warteten.

Politik in diesem Sinn einer umfassenden, neubildenden Arbeit im Staatsleben bedeutet natürlich mehr und Anderes als was früher im engeren Sinn Politik genannt zu werden pflegte. Sie umfaßt, ohne die Beziehungen des Staates nach Außen, die diplomatischen Vorgänge, die obere Schicht der Staatsactionen in den „maßgebenden" Kreisen, die sogenannte „hohe" Politik auszuschließen, doch auch gleichzeitig Alles, was parlamentarisch, constitutionell, volkswirthschaftlich, socialpolitisch in das Princip des großen Volkshaushalts und sein Getriebe eingreift. Politik ist eben überall vorhanden, wo ein öffentliches Interesse irgend welcher Art in Frage kommt und practische Bemühungen für und wider dasselbe in's Leben ruft. In diesem Sinn können auch rein kirchliche Fragen politischer Natur sein und sie sind es bekanntlich häufig genug.

Interesse an Politik setzt einen gewissen Gegenwärtigkeits-Sinn voraus. Wer, sei es durch Neigung, Zwang oder Bequemung, der Gegenwart sich entrückt und im Vergangenen oder Zukünftigen lebt, ist für Antheilnahme an Politik verdorben. Er hat damit aber auch auf einen großen Theil am Zusammenhang mit dem Leben selbst, wenn dasselbe in seiner Wirklichkeit erfaßt und nicht bloß abstract gedacht wird, verzichtet. Er ist gewißermaßen unlebendiger, unwirklicher geworden. Den Gegenwärtigkeitssinn zu pflegen ist daher eine keineswegs bedeutungslose Aufgabe der Selbst-Cultur.

Es hat Perioden in der Völker-Geschichte gegeben, in denen die Menschen der Gegenwart entflohen, weil dieselbe ihnen zu wenig zu bieten vermochte, weil ihr gehaltloser Inhalt diejenigen, die mehr forderten, zu einer freiwilligen Selbstverbannung verurtheilte. Die in solchen Zeiten lebten, verbrachten ihre Tage

gewissermaßen wie Abgeschiedene in einem Schattenreich. Andererseits kann es Zeiten geben, denen gewissermaßen die Vergangenheit entflieht. Die Gegenwart bietet zu viel, so daß die Mitlebenden in ihr völlig auf- und untergehen. Es besteht dann eine Neigung die Verbindungsbrücke mit der Vergangenheit abzubrechen. Personen und Erscheinungen werden nicht sowohl nach ihrem vollen Lebensumfang und Wirkungsgebiet aufgefaßt — denn diese läßt sich ja nur im Ganzen, wozu die Vergangenheit ebenfalls gehört, übersehen, — sondern nach dem Eindruck, der ihnen gerade heute, im Stimmungsbereich des Augenblicks, anhaftet. Danach werden sie gewürdigt, gepriesen oder angefeindet. Was auf diese Weise zu Stande kommt, ist, um mich so auszudrücken, eine Art Eintagsfliegen-Politik. Wer einem Mann von Genie, der Eigenmacht, Eigensucht und Eigensinn in so seltenem Maße in sich vereinigt, wie Fürst Bismarck, allen Ernstes die Leidensgestalt eines Märtyrers andichtet, wer in einem Stöcker einen „zweiten Luther", in einem Ahlwardt einen „Cato" erblickt, der steht unter der stärksten, vom Stimmungsbereich des Augenblicks ausgehenden Einwirkung. Sein Urtheil ist insofern urtheilslos. Sein Gegenwärtigkeitssinn, wie lebhaft er sich auch bethätige, entbehrt derjenigen orientirten Sicherheit, die nur besitzen und bethätigen kann, wer in seiner Gegenwart zu Hause ist. Dazu gehört eine genaue Kenntniß und übersichtliche Anschauung derjenigen Momente, die den immer entfliehenden einen Tag, die eine Stunde, die das Heute bildet, haben entstehen lassen.

Ich habe den Altreichskanzler erwähnt. Mit ihm ist eine absonderliche Schwierigkeit verknüpft, die für den deutschen Secularschreiber unserer Zeit besteht, sobald er an den Theil des Jahrhunderts rührt, der Bismarck heißt. Ich bin mir dieser Schwierigkeit vollkommen bewußt und kann kaum hoffen sie zu bewältigen. Jedes Ding hat seine Zeit und die Zeit und Stimmung ist vorläufig nur erst im allergeringsten Maße vorhanden, wo eine objective Kritik des Einflusses, den der für

die europäischen Geschicke so bedeutungsvoll gewordene Staatsmann auf den Geist unserer Zeit ausgeübt hat, gelassen, sine ira et studio so hingenommen wird, wie sie gegeben wird.

Die ungezählten Schaaren der Leidtragenden, die in den letzten Jahren, „tief bewegt und freudig beglückt", nach einem fürstlichen Händedruck von dem otium cum und gelegentlich sine dignitate des „Kanzler-Märtyrer" schieden, sie alle begaben und begeben sich fortgesetzt dorthin wie zu einem Wallfahrtsort. Sie klagen dort ihre politischen Schmerzen aus, mindestens symbolisch, schon durch ihr Kommen sie andeutend — und wer hätte in solchen Zeiten nicht politische Schmerzen! — sie legen Kränze nieder, sie rufen in Ergebenheitsversicherungen, in Umschreibungen und Andeutungen Hülfe an. Sie ebenso wie die unzähligen Toastredner und Fackelträger — und wie wird deren Zahl erst mit den zunehmenden Jahren des Gefeierten lawinenartig anwachsen! — begehen dort eine Feierstunde der Andacht, an die meine Kritik nicht heranreicht, so wenig wie sie mit ihrer Andacht eine historische oder sonst überhaupt eine Kritik irgendwelcher Art repräsentiren.

Aber es sind ja nicht allein die aufrichtig Andächtigen, die sich dort und bei ähnlichen Gelegenheiten versammeln, um dem Nibelungenhort eine Huldigung darzubringen, es sind ja auch Interessengruppen aller Art, die sich herandrängen, um von dem einst allmächtigen Einfluß sich auch jetzt noch, soweit er noch reicht, in die Höhe heben zu lassen. Nur das eine Interesse, welches darin besteht, der unbefangen aufgefaßten thatsächlichen Geltung und Schätzung der Persönlichkeit und ihrer Bedeutung möglichst nahe zu kommen, haben die Pilger meistens hinter sich gelassen. Ob sie nun Begeisterung oder Berechnung an „die Stätte, die ein großer Mann betrat" treibt, die Unbefangenheit ist mit keiner von beiden Parteien im Bunde. Man pflegt nicht selten selbst von Seiten derer, die der Wahrheit nicht zu nahe treten möchten, es gleichwohl als eine Pflicht der Dankbarkeit hinzustellen, einen Strich durch gewisse Vorgänge zu machen.

„Schwamm darüber“. Aber ist denn Erkenntniß eine Sache des Empfindens oder muß sie sich gefallen lassen durch die Empfindung corrigirt zu werden? Wenn die Erkenntniß einen Schwamm handhabt, kann es doch nur sein, um entweder Staub oder Schminke zu entfernen.

Es ist selbstverständlich, daß eine Betrachtung, die sich, wenn auch nicht ausschließlich, mit Politik einläßt, es nicht vermeiden kann bei Einzelheiten der Vorgänge und Personen zu verweilen. Ohne ein solches Eingehen auf die eigentlich entscheidenden Momente, die um so mehr hervorzuheben sind als es für das Verständniß der Entwickelung hauptsächlich auf diese ankommt, müßte die Darstellung grund- und haltlos erscheinen. Aber sie kann die Einzelheiten unter höhere Gesichtspunkte zusammenfassen und sie wird sich dazu an der Ausgangsschwelle des Jahrhunderts besonders veranlaßt fühlen. Hier, wo sich der Blick zu einer zusammenfassenden Uebersicht erweitert, strebt die Betrachtung, wie das Jahrhundert selbst, das seine Schlußrechnung aufmacht, unwillkürlich darnach gewisse abschließende Gesichtspunkte, die einem größeren Ganzen gelten, in sich aufzunehmen. Es handelt sich nicht darum, über Politik zu philosophiren, wohl aber darum, die politischen Vorgänge des Tages an einem Maßstab zu messen, der über sie hinausreicht. Die Frage drängt sich alsdann auf: was kommt schließlich bei allen politischen Kämpfen und Krämpfen heraus, was bleibt für die Menschheit als Resultat derselben Anderes übrig als die Arbeit am eignen Wesen und was lehrt in dieser Beziehung eine geschichtliche Betrachtung der Welt?

Es ist ein Hegel'scher Ausspruch, daß die Weltgeschichte der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit sei und die geschichtliche Erfahrung scheint diesen Ausspruch zu bestätigen. Freiheit ist aber (subjectiv) nur vorhanden, wo Selbstbestimmungs*fähigkeit* existirt und (objectiv), wo der *Bethätigung* dieser Fähigkeit keine Schranke gezogen, wo ihr Spielraum gegeben ist. Der Wegfall dieser Schranken ist im öffentlichen Leben erst dann er-

reicht, wenn das Selbstverfügungsrecht unbehindert in anerkannter Wirksamkeit besteht. Die Ueberwindung solcher äußeren Schranken, wo sie von entgegenstehenden Mächten aufrecht erhalten werden resp. dieser Mächte selbst, d. h. des Despotismus als des gemeinsamen Ausdrucks für diesen Widerstand, ist daher der eine Theil des Fortschritts. Er ist derjenige, der die Bethätigung der Selbstbestimmung nach Außen erst ermöglicht, während der andere Theil des Fortschritts, die Selbstbestimmungsfähigkeit, von der inneren (geistigen und moralischen) Befreiung abhängig ist. So bildet denn Selbstbeherrschung in dem eigentlichsten Doppelsinn dieses Wortes das Ziel der gleichzeitig politisch und ethisch sich vollziehenden Bewegung in der Menschheits-Entwicklung. Politisch bedeutet sie den Zustand der Macht die Regierung selbst auszuüben oder ihre Ausübung maßgebend zu beeinflussen, ethisch den Zustand der Reife sich selbst zu beherrschen. Wo Beides zusammen genommen vor sich geht, besteht Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit.

Während der Fortschritt in diesem letzteren Sinne ein intensiver, seinen Gehalt vertiefender ist, ist er gleichzeitig ein extensiver d. h. er geht im Gang der Weltgeschichte von dem und den Einzelnen, die sich ursprünglich die Freiheit zuerkennen und sie sich zulegen, auf die Mehreren, von den Mehreren auf die Vielen und von da auf Alle über, er demokratisirt sich unaufhaltsam.

Die Weltgeschichte wird nicht hier und dort nicht, nicht zu dieser Zeit mit Uebergehung anderer Zeiten erzeugt, sie ist ein allgegenwärtiges Geschehen aller zusammenströmenden und zusammenwirkenden Menschenkräfte. Früher oder später, in größerem oder geringerem Maße stellt sich daher irgend eine Antheilnahme an diesem Allgemeinsten wohl in jedem von Menschen bewohnten Erdenraum her. Aber dieser Herstellung des Allgemeinen prägt die Natur jedes Volkes und der Zeit ihre Eigenart auf und — hier lenke ich wieder auf die Aufgabe des Se-

cularschreibers in meinem Sinn ein — eben das Allgemeine in diesem eigenartigen Rahmen aufzuzeigen, liegt ihm ob. Schon die Gegenwärtigkeit ist ja nicht bloß eine Gegenwärtigkeit der Zeit, sondern auch des Orts. Der Gegenwärtigkeitssinn ist daher auch an das Terrain gebunden. Was auf diesem d. h. auf deutschem Boden sich zutrug und zuträgt, welche örtlichen Momente Einfluß geübt haben, welchen Persönlichkeiten dabei eine eingreifende Rolle zugefallen ist, das ist sein Stoff, sein Thema — nicht zur müßigen Unterhaltung, sondern zur ernsthaften Würdigung.

Die Art und Weise, wie sich die Auseinandersetzung mit dem Despotismus in dem angedeuteten Sinn während der letzten hundert Jahre bei uns vollzogen hat, trägt ein stark eigenartiges Gepräge. Wir erblicken die despotische Regierungs-Souverainität trotz einer gleichartigen Grundtendenz in verschiedenen Phasen gleichwohl völlig verschiedenartig gestaltet, so daß dadurch deutlich geschiedene Abschnitte entstehen. Zuerst erscheint sie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts als der patriarchalische Despotismus des landesväterlichen Regiments, dann verwandelt sie sich nach der Erhebung der Freiheitskriege in den bornirten Despotismus der Restaurationsperiode, die mit dem Jahre 48 abschließt, und erhebt sich dann nach einem Reactions-Intermezzo zu dem nationalen Despotismus der neueren deutschen Geschichte.

In dieser letzteren Metamorphose, die mit dem Namen Bismarck verschmolzen ist, erfüllt sich der Despotismus mit einem neuen Geist und erhebt sich zu geschichtlicher Größe. Zwar ist der Vertreter desselben als preußischer Junker keineswegs aus der Art geschlagen, aber was er 1851, als er seine später so glanzvolle Laufbahn kaum noch begonnen hatte, im Landtag seinen Gegnern einmal zurief: „Ich bin stolz darauf ein preußischer Junker zu sein und seien Sie versichert, wir werden unsererseits noch den Namen des Junkerthums zu Ehren und Ansehen bringen“, das hat er sicherlich voll erfüllt. Denn

ein Antheil an der Ehre und dem Ansehen, die er nach Außen seiner Nation zu verschaffen gewußt hat, ist durch ihn auf das Junkerthum, aus dem er hervorgegangen ist, zurückgefallen.

Ich habe an einem späteren Abschnitt die Bedeutung der Einwirkung, die Fürst Bismarck auf den öffentlichen Geist in Deutschland ausgeübt hat, eingehender zu prüfen. Die despotisch-kraftgenialische Natur seines Vorgehens kann erst dort nach ihrem inneren Schwergewicht gewogen werden. Hier möge nur im Voraus an das persönliche Moment seines Wesens erinnert werden, dem ich noch mehr Bewunderung als dem Helden- und Bravourstück des Staatsmanns zollen möchte, daß er nämlich diejenige große Intelligenz und, man kann in gewissem Sinne sagen, Seelengröße der Vorurtheilslosigkeit besaß, um trotz seines despotischen Hangs und trotz seiner Standesvorurtheile für das in der Nation lebende Verlangen nach Einheit mit allen ihm verfügbaren Mitteln einzutreten.

Daran wird auch dadurch nicht viel geändert, daß das Werk seines Lebens dem Fürsten Bismarck mehr zugewachsen als von ihm in dem ganzen deutsch-nationalen Umfang, zu dem es sich später erhob, ursprünglich schon geplant und angelegt worden ist. Gewiß war es zunächst nur das auf stockpreußischem Boden erwachsene Bewußtsein, das sich in ihm regte und rührte. Aber auch in dieser Regung, wenn sie zunächst auch nur eine auf das Großpreußenthum zugeschnittene Tendenz verfolgte, lag doch schon ebenso der Bruch mit der bornirten Demagogen-Hetze der Metternich'schen Periode wie mit der ihr folgenden nebelhaften Cäsaren-Romantik, lag der Ekel an dem marklosen Schergendienst, zu dem sich Preußen Oestreich gegenüber verurtheilt hatte, lag die Einsicht, daß auf den bisherigen Wegen nicht mehr auszukommen sei, lag die Befreundung mit der dringendsten deutsch-nationalen Forderung des: „Los von Oesterreich und vom Bundestag um jeden Preis". Auch um den

Preis eines Bürgerkriegs, wenn dieses „Los“ nicht anders mehr zu haben war*).

Es ist bekannt, daß der Dichter Herwegh s. Z. nach einer Audienz, in der ihn König Friedrich Wilhelm IV. mit niederschmetternder Majestät empfangen hatte, diesem in einem Gedicht u. A. die Worte zugerufen hatte:

> Du armer Spielball armer Camarillen,
> Du konntest Deiner Zeit die Fahne tragen,
> Und trägst nun ihre Schleppe — wider Willen!

Gerade hierin vollzog sich nun, als Fürst Bismarck das Staatsruder ergriff, die innerliche Wandlung. Der subalterne und romantische Despotismus hatten sich überlebt. Die Aera des nationalen Despotismus begann mit einer resolut und thatkräftig angelegten Natur, die es vorzog, statt der Zeit die Schleppe zu tragen, ihre Fahne zu ergreifen und ihr — allerdings auf ihren eignen Wegen — voranzuschreiten.

---

*) Wenn Fürst Bismarck in einer seiner Jenenser Ansprachen vom Jahre 1892 die Behauptung aufstellte, daß der Krieg von 1866 als eine Art Gottesurtheil ganz unvermeidlich gewesen sei, um den Dualismus in Deutschland zu lösen, so ist dies nur bedingungsweise zuzugeben. Wäre die Lösung, welche das 1848er Parlament herzustellen versuchte, von Preußen acceptirt worden, so war dem Krieg von 1866 schon damals die Unterlage entzogen.

I.

Im Joch des Despotismus.

Das staatliche Regiment, das sich mit dem Verfall der kaiserlichen Macht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den einzelnen deutschen Territorien ausgebildet hatte, trug vorwiegend den Character eines patriarchalischen Despotismus. Der Herrscher regierte im Wesentlichen uneingeschränkt d. h. ohne sich viel drein reden zu lassen, oder ohne sich um die erhobenen Einreden zu kümmern, die er vielmehr meistens mit großer Naivität als durchaus ungebührlich zurück zu weisen pflegte. Als die Magdeburger Ritterschaft sich 1722 der Einführung von Lehnpferdegeldern widersetzte, vermerkte der König das höchst ungnädig und ließ sich in der der Regierung ertheilten Instruction kurz und bündig dahin vernehmen: „wir sind doch Herr und König und können thun, was wir wollen!"

Im Sinne dieser Auffassung setzte der Potentat des größten wie des kleinsten Ländergebietes seinem Willen wie seinen häufig schlimmsten Launen keinerlei Schranken, aber er war doch im Ganzen, manche allerdings sehr schlimme Ausnahmen abgerechnet, namentlich in Preußen von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er eine väterliche, resp. landesväterliche Gewalt ausübe. Die Stockprügel, die er (wie gelegentlich Friedrich Wilhelm I. von Preußen) austheilte, waren väterliche Prügel. Und — das muß gleich hinzugefügt werden — diese Handgreiflichkeiten wurden in vielen, vielleicht in der Mehrzahl der Fälle, von dem niederen, nahezu rechtlosen Volke mit der Bescheidung des Unmündigen

in das, was ihm zukommt, mit wirklicher, nicht blos mit stumpfer Ergebung hingenommen.

Die Volksseele befand sich zu jener Zeit in ihrem Unterthans-Bewußtsein durchaus auf dem Standpunkt der Kindesseele. Wie das Kind in dem Erwachsenen ein Wesen höherer, überlegener Art anerkennt, das von ihm gänzlich und in jeder Hinsicht unterschieden ist, so der Unterthan auf dem Standpunkt des patriarchalischen Despotismus in den Bevorrechteten, vor Allem also in dem obersten Bevorrechteten, dem Landesherrn. Die Auffassung dieses Wesensunterschiedes verblaßt bei dem Kinde ganz naturgemäß mit der Abschwächung, Erschütterung und dem schließlichen Schwinden des Eindrucks der Ueberlegenheit auf Seiten des Erwachsenen. Fühlt und bemerkt das heranwachsende Kind, daß ihm mehr und mehr diejenigen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, der Stärkegrad, die Leistungsfähigkeit zuwachsen, die es bis dahin allein an dem Erwachsenen gewahr geworden, zu dem es staunend und fürchtend emporsah, so vergeht ihm, an einer gewissen Stufe angelangt, mit dieser Wahrnehmung auch das Staunen und Fürchten. Der fundamentalste Glaubensartikel seiner kleinen Weltanschauung, in der der Erwachsene wie ein höheres Wesen thronte, wird ihm erschüttert.

Genau derselbe Vorgang wiederholt sich nun in der Volksseele, nur daß die Beziehung hier das politische Gebiet betritt. So lange der Bevorrechtete als ein an Kraft und Vermögen höchst überragendes, unvergleichliches Wesen angeschaut wird, widmen ihm die Untergebenen ganz harm- und kritiklos eine Huldigung fast wie einem Gotte. Sobald die Annahme dieses Wesensunterschiedes schwindet, erscheint der bisher ganz selbstverständlich geleistete, legitime Tribut gewissermaßen in einem götzendienerischen Lichte. Und je fester die Macht alsdann behauptet wird und die Ehrenbezeugungen und Abgaben, die ihr bisher dargebracht wurden, auch ferner noch eingefordert werden, desto mehr wächst ein Gefühl innerer Empörung darüber, daß

nunmehr einem Götzen — also unrechtmäßigerweise — dargebracht werden soll, was nur der Gottheit zukommt. Für die Seite des Rechtsgefühls ist in jeder Auflehnung dies der entscheidende Punkt.

Es ist für diesen Vorgang und sein naives zu Tage-Treten im patriarchalischen Despotismus gewiß sehr bezeichnend, daß als der Dichter Daniel Schubart seiner zehnjährigen Kerkerhaft entronnen war, er 1789 an seinen Sohn die Worte schrieb: „Heil mir, daß ich die Zeit erlebte, wo man das schändliche Bücken und Beugen und Krümmen vor den Erdengöttern, die so wohl wie unser Eins auf den Nachtstuhl müssen, für Idolatrie hält". Idolatrie — hier ist also die Erkenntniß plan und platt ausgesprochen, daß götzendienerisches Wesen jenes Bücken, Beugen und Krümmen sei, das die Erdengötter für sich in Anspruch nehmen und daß es eben als solches schändlich sei. Bisher war dies der Volksseele, die hier aus Schubart spricht, keineswegs so vorgekommen. Denn so wenig wie es dem Kind als etwas Schändliches erscheinen kann, wenn es sich vor dem Erwachsenen bückt und beugt, was ihm vielmehr etwas ganz Natürliches zu sein scheint, so wenig erblickte das Volksbewußtsein auf der Stufe des patriarchalischen Despotismus darin etwas Anstößiges. Da erst taucht das Bewußtsein eines Schändlichen auf, wo die Leugnung des Wesensunterschiedes beginnt, die Schubart mit gewohnter Derbheit in ein drastisches Bild bringt.

Der Schubart'sche Fall, der am Ausgang der Periode steht, ist ein classisches Beispiel der Entartung des patriarchalischen Despotismus in der Hand des Mächtigen. Und gleichwohl hält auch ihm gegenüber die Volks-Kindesseele noch Stand. Ein bemerkenswerthes Beispiel hiervon bildet die „submissseste Bittschrift", die zwei Jahre nach Schubart's Gefangensetzung seine Mutter an den Herzog richtete. In diesem Schriftstück, das die Auffassung der Zeit am besten characterisirt, heißt es u. A.:

Aalen, den 28. October 1778.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Es ist nun bald zwei Jahre, daß es Euer Herzogl. Durchlaucht gnädigst gefällig gewesen ist, meinen ältesten Sohn aus höchst weisen und gnädigen Absichten auf den Asperg setzen zu lassen. Die preißwürdige und erhabene Gesinnung, welche Höchstdieselbe allein zu meines Sohnes Besten hierunter geführet, hat sich in dieser ganzen Zeit durch das ganze Verhalten gegen den Arrestanten dermaßen auf das Vollkommenste bewähret und an den Tag geleget, daß mein Sohn nebst mir und den Meinigen die dringendste Ursache haben, Euer Herzogl. Durchlaucht für die hierunter getragene höchste Vorsorge lebenslänglich den unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen und das um so viel mehr, als ich getrost hoffen darf, daß meines Sohnes wahrhafte Besserung durch göttlichen Segen nunmehro erreicht, und sein moralischer Character dergestalt umgebildet sein werde, daß derselbe seine künftigen Lebenstage, zumalen er bereits über die Jahre hineingeht, mittelst der ihm von Gott verliehenen Talente zu Gottes Ehre und Euer Herzogl. Durchlaucht gnädigstem Wohlgefallen, sowie zu seinem eigenen und seines Nebenmenschen Besten anwenden u. s. w.

Euer Herzogl. Durchlaucht würden dahero durch die baldige gnädige Befreiung meines Sohnes, zumalen noch vor dem hereinbrechenden harten Winter und durch dessen huldreichste Versorgung in höchst dero Landen, das mit Kummer erfüllte hochbetrübte Herz einer tiefgebeugten Mutter und Wittwe zur erquickenden Freude, zugleich aber auch zu unvergeßlicher, tiefster Danksagung erheben. Ich erkühne mich in der submissesten Ehrfurcht um diese höchste Gnade zu bitten und ersterbe als

Euer Herzogl. Durchlaucht
demüthigst gehorsamste tiefgebeugte
Wittwe des Diakonus Schubart.

Wenn nun auch in Anschlag zu bringen ist, daß die Eingabe, um ihren Zweck zu erreichen, so demüthig wie möglich gehalten sein mußte, so ist doch auf der anderen Seite unverkennbar, daß der Bittstellerin ein eigentlicher Zweifel an der „preißwürdigen und erhabenen Gesinnung, welche Höchstdieselbe allein zu meines Sohnes Besten geführet“ in der That gar nicht beikommt. Sie erlaubt sich blos zu glauben und vorzutragen, daß der Zweck, den der Herzog sich gesetzt, nach zweijähriger Cur wohl schon erreicht sein dürfte.

Der Herzog war bekanntlich anderer Ansicht. Er setzte die Cur noch 8 Jahre fort und hätte auch dann vielleicht noch kein Ende gemacht, wenn nicht der preußische Hof, dessen Sympathien sich der Gefangene durch seinen Friedrich den Großen verherrlichenden Hymnus erworben, durch den Minister Grafen Herzberg sich nachdrücklich für ihn verwandt hätte. Auch Prinz Heinrich und die Prinzessin Friederike von Preußen boten ihren Einfluß auf. Die öffentliche Meinung, die damals allerdings noch nicht die Geltung der sechsten oder siebenten Großmacht für sich beanspruchen konnte, steuerte in Form einer Ramler'schen Ode und einer von der „deutschen Sapho", der Karschin, an die Herzogin Franziska gerichteten Briefes ihren Antheil bei — und so wurde dem Herzog der Boden, den er so lange behauptet hatte, auf einmal zu heiß unter den Füßen. Der hohe Asperg öffnete sich und gab sein Opfer heraus. Aber Schubart — auch dies ist sowohl auf Seiten des Gebers wie des Empfängers ganz im Geist des patriarchalischen Despotismus gelegen — schied aus dem Gefängniß, nicht etwa wie Einer, der sich gegen die Staatshoheit vergangen und dafür nur, was ihm gebührt, empfangen, so daß er kalt und unbekümmert entlassen wird. Er wird vielmehr mit Amt und Würden als „Hof- und Theatral-Dichter und Musik-Direktor" geehrt. Der Herzog aber, der Schubart in gnädiger Audienz empfing, versprach ihm väterlich für ihn sorgen zu wollen „und nur diß Wort" (schreibt Schubart an seinen Sohn) „hauchte allen Groll gegen ihn aus meinem Herzen weg".

Man sieht, wie hier das Wesentliche des patriarchalischen Despotismus trotz all' des unendlichen Schubart zugefügten Unbills bei diesem in vollem Maße in Kraft steht und durchbricht. Er anerkennt — bei der ersten freundlichen Wendung — sofort die Vaterhand, die ihn gezüchtigt. Die Gegenüberstellung, die häufig vorgenommen worden ist, von Herzog Carl von Würtemberg, dem „Herodes" unserer Literatur, als kettenklirrendem Despoten und Schubart als Freiheitssänger und

publicistischen Märtyrer, ein Opfer tyrannischer Rachsucht, ist ungeschichtlich, insofern sie den Beiden gemeinsamen Boden des patriarchalischen Despotismus zu wenig berücksichtigt.

Gewiß war das exemplum, das Herzog Carl zu statuiren sich beigehen ließ, von barbarischer Strenge, es war, so zu sagen, eine Cur auf Leben und Tod. Ueber ein Jahr lang (genau 377 Tage) — so schildert Strauß*) die erste Zeit der Schubart'schen Kerkerhaft — „lag der Gefangene in der gewölbten Zelle eines alten Thurms, von deren Ziegelboden, deren rauchgeschwärzter Wand mit dem drohenden Kettenringe, deren Handbreit Himmel vor vergittertem Fenster, seine Gedichte und Briefe wiederholt Erwähnung thun; sein Lager Stroh, die Luft dumpf, daß ihm der Schlafrock am Leibe verfaulte; die einzigen Menschengesichter, die er zu sehen bekam, das eiserne des Commandanten und die stummen der Leute, die ihm seine kärgliche Kost und sein Cysternenwasser brachten. Nach Umfluß dieser schrecklichen Zeit, als er schon nicht mehr gehen konnte und sich an den Wänden halten mußte, um nicht umzusinken, wurde er endlich in ein erträglicheres Local, ein trockenes und luftiges Zimmer versetzt, aber immer noch ohne Schreibmaterialien, ohne Klavier, von Abends 8 Uhr, wo er sein Licht löschen mußte, bis zum späten Wintermorgen dem Schrecken der Finsterniß preisgegeben; von Büchern ward ihm nur zugelassen, was der Commandant seinem Seelenheil zuträglich fand, Niemand durfte mit ihm und er mit Niemandem reden. Nach $2^1/_4$ Jahren durfte Schubart, den der Commandant zu diesem Zweck mit sich um den Wall spazieren nahm, zum erstenmal sich Bewegung in freier Luft machen. Schreiben blieb ihm aber auch ferner untersagt und von den Besuchern, die bei ihm zugelassen wurden, blieben seine Frau und Kinder bis auf die letzte Zeit ausgeschlossen".

Alles dies ist sicherlich entsetzlich genug und kaum fällt

---

*) Schubarts Leben in seinen Briefen I, 240.

daneben noch der Umstand in's Gewicht, so characteristisch er für die inneren Rechtszustände des damaligen deutschen Reiches auch ist, daß der Herzog ja überhaupt gar kein Recht der Strafvollstreckung an Schubart besaß, der weder in herzoglichen Landen geboren, noch Bürger daselbst geworden, vielmehr als er vorübergehend dort ein Amt bekleidet hatte, ausgewiesen worden war. Oder der andere Umstand, daß der Gefangene weder jemals verhört noch gerichtet, weder angeklagt noch verurtheilt worden war. Man kann ein derartiges Verfahren, dem jede, auch die oberflächlichste Aehnlichkeit mit Justiz-Proceduren fehlt, ja nicht einmal Cabinets-Justiz nennen. Sondern was vorliegt, ist einfach eine drakonische Abstrafung, ein mit der Knute einem unbotmäßigen, gottlosen, bösen Buben ertheilter Denkzettel. Mores sollte ihm gelehrt werden, da gab es kein Fackeln und Appelliren, bis ihm der alte widerspänstige Adam ausgetrieben war. Und alles das von Rechtswegen d. h. von Rechtswegen im Sinne des patriarchalischen Despotismus. Gewiß hatte persönlicher Aerger über den vorwitzigen Scribenten dazu beigetragen, den Herzog zu erbittern. Aber dieser Aerger war doch kein anderer als den ein Vater oder Vorgesetzter über einen ungerathenen Buben verspüren kann, dem er dann aber doch nicht seines persönlichen Aergers wegen vornimmt, sondern dessen üble Aufführung er ahndet und gehörig abstraft. Die wirkliche oder vermeintliche Gottlosigkeit und Religionsverachtung Schubart's — dessen klagte ihn die Geistlichkeit an — seine freventliche Antastung der gekrönten Häupter des Erdbodens in der Chronik*) (so hieß es in dem Verhaftsbefehl) — das war die üble Aufführung, die nicht geduldet werden, gegen die mit unnachsichtiger Strenge, bis Besserung eingetreten, eingeschritten werden mußte. Deßhalb ist es weder zu viel noch zu wenig

---

*) Das hinderte nicht, daß Schubart bei anderen Gelegenheiten den Herzog als den großen Carl, den vortrefflichsten Soldaten und seine Akademie als eine Pflanzschule der Menschheit feierte. (Chronik 1774.)

gesagt, wenn der Herzog ein Jahr nach Schubarts Gefangensetzung seiner Gattin antworten ließ: „was ihren Mann betrifft, so soll sie einen gebesserten Mann wieder bekommen, für jetzt ist er noch auf Irrwegen begriffen". Und so wie die Strafe ertheilt war, wurde sie im Großen und Ganzen, trotz alles Zorns und Wehgeschrei's, auch entgegengenommen und überstanden.

Der Schubart'sche Fall ist für die innere Geschichte unserer Entwickelung sehr beachtenswerth. Einerseits weil er durch seinen ganzen Verlauf und die in ihm zu Tage tretende barbarische Strenge einzig in seiner Art dasteht, dann weil er durch die bereits citirte Aeußerung Schubart's von der ihm bewußt werdenden „Idolatrie" in dem „schändlichen Bücken, Beugen und Krümmen" den Uebergang zu einer Aenderung in der volksthümlichen Auffassung signalisirt. Er steht am Ausgang des bis dahin auf seiner Höhe sicher thronenden patriarchalischen Despotismus, den er noch einmal in greller Schärfe beleuchtet. Der Hohenasperg wird auf diese Art zu einer Art deutscher Bastille. Fehlt der würtembergischen Landesfestung der imposante Character einer Zwingburg des Despotismus von jener blendend finsteren Majestät, welche dem französischen Kerkerschloß eigen war, ist ihr Ende nicht von dem Glanz der Erstürmung durch ein empörtes Volk geschichtlich umleuchtet, so ist ihre Bedeutung für den inneren Hergang im Volksleben doch nicht gering anzuschlagen. Das dumpfe „Schubartsloch", welches den Fremden später als besondere Sehenswürdigkeit gewiesen wurde, zeigt dem geschichtlichen Blick nicht blos die Stelle, in welcher der Gefangene ein Jahr lang seines Lebens lebendig eingesargt war, sondern daneben auch den Sarg des patriarchalischen Despotismus. Die „Fürstengruft", welche in diesen Mauern gedichtet wurde, ist zum Epitaph derselben geworden.

Hätte der patriarchalische Despotismus sich auf seinen Vortheil verstanden, so hätte er in gemäßigter Form noch lange seinen Ankergrund behaupten können. Denn es lag und liegt

in dem deutschen Volksgemüth ein starker Zug den ethischen Kern desselben sich unangetastet zu erhalten. Ein solcher ethischer Kern kann ja unter Umständen vorhanden sein. Selbst aus der Leibeigenschaft, wo dieselbe nicht blos die Faust des Eroberers zur Grundlage hat, ist er nicht unbedingt ausgeschlossen. Als das einfachste, naturgesetzliche Leib-Eigenschaftsverhältniß läßt sich in gewissem Sinn ja das Verhältniß der Mutter zu ihrer Leibesfrucht betrachten oder in erweitertem Sinn der Eltern zu dem, was ihnen entsproß. Etwas davon, in die politische Sphäre übernommen, spiegelt auch der patriarchalische Despotismus wieder. Aber eben weil hier ein ethischer Zug vertreten ist, ist auch das ganze Verhältniß um so sicherer zu verwunden und also dem Volksgemüth zu entfremden, je schwerer sich gegen diesen Grundzug vergangen wird. Das ist, je mehr die Fürstengewalt in Allmachtsdünkel, Ueppigkeit und Sclavensinn entartete, in unzähligen Fällen geschehen, besonders schwer in dem Schubart'schen Fall, nirgends aber schwerer als in dem ebenfalls am Ende der ganzen Periode auftauchenden Soldatenhandel deutscher Fürsten.

Der Verkauf von Landeskindern an das Ausland von Seiten der deutschen Fürsten — ein in der ganzen modernen europäischen Geschichte einzig dastehender, für die deutsche Entwickelung absolut characteristischer Vorgang — hat im Ausland, namentlich bei den selbstbewußten Engländern immer eine sehr scharfe Verurtheilung gefunden. Dem britischen nationalen Stolz deuchte dieser Handel empörend und Fürst wie Volk, die Händler wie die Verhandelten, erschienen ihnen gleich verächtlich. Selbst die englische Regierung hatte dessen kaum ein Hehl. „Wir haben", sagte der Oppositionsredner Lord Irnham 1776 im Parlament bei Verhandlung der von der Regierung mit Braunschweig, Cassel und Hanau abgeschlossenen Verträge, „von Sancho Pansa's Wunsch gelesen, der für den Fall seiner Erhebung zum Fürsten bat, daß alle seine Unterthanen Mohren sein möchten, damit er sie alle verkaufen könnte und recht viel baares Geld

in die Hand bekäme; aber dieser Wunsch, so lächerlich und unanständig er auch für einen Herrscher erscheinen mag, ist viel unschuldiger als die Handlungsweise der deutschen Fürsten, die ihre Unterthanen in einem zerstörenden Kriege opfern, und zu diesem Verkauf noch das Verbrechen hinzufügen, sie zur Vernichtung viel besserer Menschen als sie selbst sind, auszusenden". Und Mirabeau rief in seiner Flugschrift: „Avis aux Hessois et autres Peuples de l'Allemagne. Vendus par leurs Princes à l'Angleterre" den Deutschen zu: „Ist es dahin gekommen, daß am Ende des 18. Jahrhunderts die Völker Mittel-Europas die Söldlinge eines verhaßten Despotismus spielen? Ist es dahin gekommen, daß die braven Deutschen, die ihre eigene Freiheit so verzweifelt gegen die Eroberer der Welt vertheidigten und den römischen Heeren Trotz boten, gleich elenden Negern verkauft werden und ihr Blut im Interesse der Tyrannen zu verspritzen suchen? Ist es dahin gekommen, daß unter Euch Menschenhandel getrieben, Eure Städte entvölkert und Eure Lande ausgesaugt werden, um übermüthige Lords in der Verwüstung einer anderen Hemisphäre zu unterstützen"?

In Deutschland, wo ein eigentliches Gefühl für nationale Würde in den Massen durchaus fehlte und bei den gebildeten Mittelklassen nur sehr schwach vorhanden war, wurde der ganze Handel in seiner gehässigen Bedeutung als Menschenschacher überhaupt nicht gewürdigt und vom Standpunkt der verletzten nationalen Ehre kaum in Betracht gezogen. Die Mirabeau'sche Flugschrift wurde vom Landgrafen von Hessen aufgekauft und auf diese Weise einer weiteren Verbreitung entzogen; eine unabhängige deutsche Presse gab es nicht, nur Schubart wagte in seiner „Deutschen Chronik" gelegentlich einen Seitenhieb. Da diese Zeitung aber nach ungefähr zweijährigem Bestand durch Schubarts Gefangenschaft (1777) unterbrochen und erst nach seiner Freiwerdung fortgesetzt wurde, so konnte sie gerade in der Periode des Soldatenhandels, die von 1775—85 dauerte, keine Wirkung ausüben. Ohnehin wäre die einzelne Stimme verhallt.

Im Ganzen war von einer politischen Würdigung des ganzen schmählichen Handels nirgends groß die Rede. Auch die hervorragenden Geister, wenn man etwa Kant ausnimmt, verhielten sich still. Von transoceanischen Vorgängen nahm man ohnehin keine Notiz und Alles, was das Soldatencapitel anging, galt als unantastbares und indiscutables fürstliches Hoheitsrecht. War man doch durch das von der äußersten Barbarei starrende Werbesystem, welches übrigens in Preußen um keinen Deut gelinder als anderswo gehandhabt wurde, vielmehr grade dort zur systematisch raffinirtesten Schärfe ausgebildet war*), ohnehin gewöhnt Alles, was mit Menschenwürde und Menschlichkeit zusammenhing, sobald es sich um Soldaten handelte, einfach zu streichen.

Eine Saite in dem Fühlen des deutschen Volkes vibrirte aber doch ohne Zweifel in Zusammenhang mit diesen Vorgängen, und gab einen schrillen Mißklang — die Saite, an die mit dichterischer Kraft und Begeisterung, in und mit dem Volke tiefinnerst fühlend, Schiller rührte, als er der Schande seiner Zeit in „Kabale und Liebe" das Brandmal aufdrückte. Dort ist von Politik und Menschenwürde keine Rede, aber wie das hereinbrechende Gottesgericht über den patriarchalischen Despotismus in seiner Verworfenheit, über das Verkaufen der Landeskinder, gewissermaßen der eignen Leibesfrucht, um den Säckel zu füllen, dröhnt es aus den letzten erschütternden Worten des Kammerdieners: „— — Noch am Stadtthore drehten sie sich um und schrien: Gott mit Euch Weib und Kind! Es lebe unser Landesvater, am jüngsten Gericht sind wir wieder da!"

„Am jüngsten Gericht sind wir wieder da!" Das ist der Ingrimm, der das, was noch von einem Kindesverhältniß der Unterthänigkeit im Gemüth lebte, zu zerreißen im Begriff stand und schwere Anklage erhob vor dem obersten Richter. Von nun

*) S. Anm. 1.

an traf also der bald darauf losbrechende Sturm der Vorgänge jenseits des Rheins auch bei uns auf ein schon wankendes Gebäude. Ihr Feuerodem sengte, indem er thatsächlich die scheinbare Unversehrbarkeit der „Erdengötter" als ein Phantom erwies, den Nimbus nieder, der sie bis dahin schützend umgeben hatte.

Es ist für das Verständniß der inneren deutschen Geschichte von Belang, ausdrücklich hervorzuheben, daß die das Volk betreffende und daher practisch wie factisch wirksamste Folge der Beeinflussung durch die französische Revolution ganz vorwiegend in dieser Richtung gelegen war. Die nächsten wichtigen Folgen im deutschen politischen Leben knüpfen äußerlich wie innerlich an diese Erschütterung der Grundlage des patriarchalischen Despotismus an. Sie sind Anläufe zu einem Staat als Lebensgemeinschaft der Erwachsenen. Während in Frankreich der monarchische Staat zusammenbrach, stürzte bei uns erst die „Kinderstube" zusammen. Wenn Heine über diese noch in den vierziger Jahren in den Verszeilen spottete:

> Deutschland, die fromme Kinderstube,
> Ist keine röm'sche Mördergrube,

so hatte er insofern Recht, als es eine Mördergrube allerdings nicht geworden war. Als Kinderstube aber hatte Deutschland, wenn man den inneren Maßstab anlegt, schon etwa ein halbes Jahrhundert früher zu bestehen aufgehört.

Was in der französischen Revolution sonst noch an demokratischen Ideen und einem philosophischen Kosmopolitismus gährte, — gährte ohne auszureifen, da die Napoleon'sche Periode sie in ihrem Strudel verschlang — der eigentliche Jacobinismus und Radicalismus fand in Deutschland doch nur einen schwachen Widerhall. Der reinste und stärkste Ausdruck derselben findet sich etwa in den 1793 anonym erschienenen beiden Schriften Fichte's „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" und der „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsterniß". Beide Schriften, namentlich die

erstere, umfangreichste und eingehendste, gehören nach Fassung und Inhalt zu den interessantesten Schriftdenkmälern der revolutionären Periode. Auch ist ihre Wirkung auf einen engeren Kreis und auf die Jugend bei Fichte's späterer einflußreicher Wirksamkeit immerhin nicht ganz gering anzuschlagen — die „Beiträge" erschienen 1795 in zweiter Auflage — wenn auch jenem dort vertretenen Radikalismus, der die Unterjochung durch eine fremde Macht ausdrücklich für eine ziemlich gleichgültige Sache erklärte, wenn daheim doch einmal keine Freiheit herrsche*), in dem bald darauf erfolgenden nationalen Aufschwung die Spitze umgebogen wurde.

In den „Beiträgen", bei denen ich hier einen Augenblick verweile, da sie das am meisten geläuterte und durchdachte Programm des damaligen Radikalismus enthalten, reichen sich Rousseau und Kant mittelst Fichte's, der sie verbindet, die Hand. Zunächst wird mit einer den Philosophen characterisirenden verächtlichen Zurückweisung der Berufung auf „ihre gepriesene Geschichte" (wie sie gewöhnlich gehandhabt wird) das Gebiet und die Berechtigung der Erfahrung, über diese Materie überhaupt mitzureden, auf Erfahrungs-Seelenkunde eingeschränkt. Die Erfahrungs-Seelenkunde ist eigentlich eine angewandte Trieblehre. Fichte fordert — übrigens mit Recht — das Studium der Bewegung der Triebe im Menschen, indem er — ebenfalls mit Recht — von dem Satz ausgeht, daß, wie verschiedenartig auch die Triebfedern der Menschen seien, die verschiedensten gleichwohl „ziemlich auf einerlei Wege" die Menschen zum Handeln führen. Erfahrungsseelenkunde werde aber dadurch hergestellt, daß der Mensch sich selbst zu seinem vertrautesten Gesellschafter wähle, sich selbst in die geheimsten Winkel seines Herzens folge. Dies auf die Menschheit angewandt —

---

*) „Daß es euch lieber ist, wenn ihr es seid, die uns unterjochen, als wenn es ein anderer wäre, ist zu glauben; warum es uns um vieles lieber sein sollte, wüßten wir nicht."

denn „es ist mit der Menschheit im Ganzen wie mit dem Individuum. Jene wird durch die Begegnisse ihrer Dauer gebildet wie dieses“ — ergiebt nach Fichte ein in ganz anderer Weise zuverlässiges Resultat als die sogenannte geschichtliche Erfahrung nach ihren weitgreifenden Uebersichten und ungefähren Analogien zu liefern vermag. Die so verfahren, denen ruft Fichte zu, was bis zur Stunde noch ebenso zutreffend ist: „Ihr beobachtet ins Große hin, seht von der Warte auf den am Markte gedrängten Volksklumpen herunter; wir gehen tiefer ins Einzelne, nehmen jeden besonders vor und forschen ihn aus. Wer, meint ihr wohl, wird mehr erfahren?“

Die Erfahrungsseelenkunde, so hoch sie als Methode von Fichte gestellt wird, soll aber ihm zufolge nur dazu dienen, die in einer Staatsverfassung zur Erreichung ihres Endzwecks gewählten Mittel zu prüfen. Es kommt ihr zu zu untersuchen, ob diese, „der allgemeinen Analogie des sinnlichen Menschen nach, die begehrte Wirkung auf ihn hervorbringen können und werden: und diese Art der Beurtheilung ist die gründlichste, die ohnfehlbarste und einleuchtendste. Mit ihr hat der Historiker vom gewöhnlichen Schlage nichts zu thun, sondern sie ist das Geschäft des beobachtenden Selbstdenkers“.

Aber die Erfahrung hat nicht die Frage, auf die es Fichte zunächst ankommt, zu entscheiden, welches der beste resp. der einzig zulässige Endzweck jeder Staatsverbindung ist. Diese Frage ist gleichbedeutend mit der anderen: welches ist der Endzweck jedes Einzelnen und die Beantwortung dieser Frage „ist rein moralisch und muß sich auf das Sittengesetz gründen, welches allein den Menschen als Menschen beherrscht und ihm einen Endzweck aufstellt*). Da nur das Sitten-

*) Der Satz, daß nur das Sittengesetz den Menschen als Menschen beherrscht, ist im Kant'schen Sinne zu verstehen. Das Sittengesetz ist demzufolge in der Thatsache des Sollens (des Gewissens u. s. w.) gegeben als „ursprüngliche Form der Vernunft“ und bildet als solche die ursprüngliche unveränderliche Form des Selbst oder unseres Ich“, insofern

gesetz dem Einzelnen seinen Endzweck vorschreiben darf, so ist natürlich nur die Staatsverfassung zulässig und zu loben, welche diesen Endzweck befördert; die ihn hindert und stört, ist schon in sich selbst verwerflich, der Endzweck, den sie verfolgt, ist ungerecht. Alle Cultur soll sein Uebung aller Kräfte auf den einen Zweck der völligen Freiheit d. h. des völligen Unabhängigseins von Allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst (Vernunft, Sittengesetz) ist, denn nur dies ist unser und darf also auch nur des Staates wahrer letzter Endzweck sein.

Von diesem Gesichtspunkt aus geht nun Fichte im weiteren Verlauf mit allem Bestehenden ins Gericht, mit allen Monarchien, — denn ihre Tendenz sei nach Innen uneingeschränkte Alleinherrschaft d. h. Unterdrückung und nach Außen Universalmonarchie, — mit dem Pabstthum, dieser „fürchterlichen Universalmonarchie" und gleichzeitig dem Ideal aller Monarchien, das mit dem Satz operire „der so wahr ist, als je der Witz der Hölle einen erfand", daß, um den letzten Keim der Selbstthätigkeit im Menschen zu zerdrücken, man seine Meinungen von fremder Autorität abhängig machen müsse", — mit allen geistlichen wie weltlichen Mächten, denen Alles ein Greuel ist, „was darauf abzweckt, die Vernunft in ihre unterdrückten Rechte wieder einzusetzen, die Menschheit auf ihre eigenen Füße zu stellen und sie durch ihre eigenen Augen sehen zu lassen" — mit allen Inhabern verbriefter Rechte, die erworben zu haben behaupten,

---

„dasselbe nicht durch äußere Dinge vermittelst der Erfahrung geformt und gebildet wird, denn das" — fügt Fichte hinzu — „ist nicht unser wahres Selbst, sondern fremdartiger Zusatz". Der „Mensch als Mensch" entsteht also erst, wenn dieser „fremdartige Zusatz" abgesondert wird. Daß das „Sittengesetz" außerhalb und über der Erfahrung steht, die es nicht producirt und insofern liefert, hindert indessen nicht, daß wir uns durch die Erfahrung, die dann als „innere" auftritt, desselben bewußt werden. Wir vergewissern uns (dieser Auffassung zufolge) durch diese (innere) Erfahrung eben, daß es ein von allem „fremdartigen Zusatz" (Erfahrung) gereinigtes Ichwesen giebt und was dasselbe zu bedeuten hat, erheben uns also mittelst der Erfahrung zu uns selbst als über der Erfahrung stehend.

was gar nicht erworben werden konnte, weil es sich — theilweise wenigstens — um unveräußerliche Rechte handelte. Unveräußerlich ist, Fichte zufolge, die politische Freiheit, „die in jedem Staat sein soll", d. h. das Recht, kein Gesetz anzuerkennen, als welches man sich selbst gab, unveräußerlich das Recht auf die Person, daher die Leibeigenschaft auf keinem Recht, das erworben werden konnte, beruht.

Auf diese Weise wird an alle bestehende Legitimität die Legitimität des Sittengesetzes als Maßstab angelegt und erstere als in Widerspruch mit letzterer stehend, also als hinfällig aufgewiesen. Eine prinzipielle Erörterung findet das Eigenthumsrecht im Sinne des Naturrechts, aber im Gegensatz zu den communistischen Theilungs-Tendenzen die sich bereits damals vernehmen ließen. Daß, wie einige französische Schriftsteller behaupteten, alle Menschen auf einen gleichen Theil z. B. des Erdbodens rechtlichen Anspruch haben sollten, erklärt Fichte für unmöglich, indem er zwischen Zueignungsrecht und Eigenthumsrecht unterscheidet. Ersteres bezieht sich nur auf die rohe Materie und steht allen Menschen gleichmäßig zu, letzteres entsteht erst durch Formation der rohen Materie. Die Formation geschieht durch Arbeit und „so ist klar, daß der, welcher mehr arbeitet, auch mehr besitzen darf und daß der, welcher nicht arbeitet, rechtlich gar nichts besitzt".

Mit dem bürgerlichen Erbrecht findet sich Fichte in der Weise ab, daß er die ganze Menschheit für den rechtmäßigen Erben jedes Verstorbenen erklärt. Indem der Einzelne nun auf dies schwer realisirbare unbeschränkte Zueignungsrecht verzichte, erwirke er zum Ersatz dafür das bürgerliche Erbrecht, das sich auf den Nächsten einschränke. Daß hierdurch, für das Vererben und Uebertragen größter Werthmassen, für das Ansammeln derselben in einer Hand rechtlich resp. sittengesetzlich noch keine Grundlage gewonnen ist, wird von Fichte nicht weiter berührt. Auch das moderne Problem des ungenügenden Arbeitsertrags, die Arbeiterfrage in diesem Sinn wird nur ge-

streift. „Eine dem menschlichen Körper zuträgliche Nahrung in der zur Ersetzung der Kräfte nöthigen Quantität, eine nach Verhältniß des Klimas gesunde Kleidung und feste gesunde Wohnung muß jeder haben, der arbeitet: das ist Grundsatz", — dies wird zwar als Behauptung aufgestellt, aber das Wie der Beschaffung dieses Genügenden nicht näher discutirt. Daß dabei auf eine Einschränkung des Luxus „ohne alles Erbarmen" hingewiesen wird, will nicht allzuviel bedeuten. Wichtiger ist der Hinweis auf die Zeit- und Kraftverschwendung, auf die unendlichen öconomischen Nachtheile, die durch die Frohnverfassung für den Staat entstehen. „Ebendieselben Hände, die zur Frohne auf dem Acker des Gutsherrn so wenig als möglich arbeiten, weil sie ungern arbeiten, würden auf ihrem eigenen Acker arbeiten, so viel als möglich. Der dritte Theil der Fröhner, um einen billigen Lohn gedungen, würden mehr arbeiten als jene unwilligen Arbeiter miteinander; der Staat hätte zwei Dritttheile der Arbeiter gewonnen; die Ländereien würden besser bearbeitet und höher benutzt; das Gefühl der Knechtschaft, das den Bauer tief verderbt, die gegenseitigen Klagen zwischen ihm und seinem Gutsherrn und das Mißvergnügen mit seinem Stande fielen weg; er wäre bald ein besserer Mensch und sein Gutsherr zugleich".

Die hier zu heilenden Schäden lagen vor den Blicken der damals lebenden Zeitgenossen in einem so enormen, verwüstenden Umfang ausgebreitet da, daß ihre Beseitigung allein schon eine etwaige zukünftige sociale Frage (die Frage der Massenernährung u. s. w.) in der Hauptsache zu erledigen schien. Nebenbei schwebte Fichte auch die Durchführung freier Concurrenz, die später zum Dogma erhoben wurde, schon als Panacee für alle auf diesem Gebiet liegenden Schwierigkeiten vor. „Thut, was ihr ohnehin zu thun schuldig seid: gebt den Handel mit dem natürlichen Erbtheil des Menschen, mit seinen Kräften, frei!"

Als radikale Abstraktion entwickelt sich die naturrechtliche

Auffassung, wo Fichte den „Rechtsgrund der elterlichen Gewalt“ untersucht. Ihm zufolge giebt es eigentlich überhaupt kein specifisches eigenartiges, rein dem Begriff und Wesen der Leibesfrucht entnommenes und ihm angepaßtes sittliches Eltern- und Kindesverhältniß im Leben des Individuums, keine Rechte und Pflichten, die nur daraus abgeleitet sind. Sondern die ganze Menschheit hat mit den Eltern ein gemeinschaftliches Zueignungsrecht, welches nur durch Occupation zu einem Eigenthumsrecht wird. „Wenn Einer, der menschlich Antlitz trägt, unfähig ist, seine Menschenrechte zu behaupten, so hat die ganze Menschheit Recht und Pflicht, sie statt seiner auszuüben“. Das Verhältniß der Eltern unterscheidet sich nur dadurch, „daß sie bei Erscheinung derselben die nächsten sind, sie vorhersehen und schon im Voraus Anstalten zu ihrem Empfange in der Welt getroffen haben. Es ist demnach zufällig. Ein ausschließendes Recht auf ihre Kinder als Eltern derselben haben sie nach dem Naturrecht nicht. Ich darf rechtlich jedes auch noch so fremden Kindes Rechte occupiren, wenn ich es bei seinem Eintritt in die Welt auffasse und kein Vertrag mich verbindet, sie zurückzugeben.“

Ich habe schon bemerkt, daß diese Fichte'schen Sätze der Umwälzung, die sich allgemach im Volksbewußtsein anbahnte, weit voraus eilten. Sie berührten sich mit dieser eigentlich nur in einzelnen Punkten. So namentlich in der Verurtheilung der Frohnverfassung, bei der die ersichtlichen, öconomischen Nachtheile für alle Urtheilsfähigen zu Tage lagen und in der Betonung des Rechtes, kein Gesetz anzuerkennen, als welches man sich selbst gegeben habe. Denn dieses traf mit dem erwachenden Mündigkeitsbewußtsein als natürliche Consequenz desselben unmittelbar zusammen. Am weitesten entfernte sich die Auflösung einfacher ethischer Lebensbeziehungen des Einzelnen, in lauter Menschheits-Verhältnisse, wie sie namentlich in dem zuletzt erwähnten Punkt (Rechtsgrund der elterlichen Gewalt) so kraß hervortritt, von dem Verständniß und der Auffassung

des Volks. Hier setzte dasselbe dem Naturrecht der philosophischen Abstraction das Naturrecht seines Herzschlags entgegen.

Das galt aber auch, wie schon hervorgehoben, für die politische Seite. So wenig, wie Jemand, der aus dem bisherigen Kindheitszustand zu den Erwachsenen übertritt, damit Eltern und Familie einfach über Bord wirft, zu denen er vielmehr nur in ein geändertes Verhältniß, mit geänderten Ansprüchen tritt, so wenig war dies — trotz der inneren Umwälzung — in Deutschland in Bezug auf die fürstliche Gewalt der Fall. Im Gegentheil! Schon früher hatte der deutsche fürstliche Landesvater dem französischen l'état, c'est moi ein „Das Vaterland bin ich" zur Seite stellen können, ohne daß des Volkes innerstes Gefühl ihm dies eigentlich streitig machte. Wenn dieses schon bisher in seinem angestammten Herrscher sein Vaterland oder -ländchen verkörpert erblickte, und die Sympathie-Gefühle für beide nicht trennte, so galt dies jetzt erst recht und in einer umfangreicheren, tieferen Bedeutung als bisher. Staat und Vaterland waren ja für den Einzelnen nun Werthe einer höheren Rangstufe geworden, wie sie es bis jetzt für ihn gewesen waren. In der „Kinderstube" hatten beide keinen eigentlichen Platz gefunden, keine innere werthvolle Beziehung zu ihnen hatte sich zu entwickeln vermocht. Das Vaterland bedeutete dort wenig mehr als die erweiterte Scholle der nächsten Angehörigen mit den dazu gehörigen Familien- und Kirchthurms-Interessen. Das Gefühl für beide war im günstigsten Fall ein Gefühl gemüthlicher Anhänglichkeit. Der Staat bedeutete, was das Staatsoberhaupt daraus zu machen für gut befand.

Anders für den, in dem der Rechtsanspruch erwacht war, mitzusprechen (wie es Erwachsenen zukam), wo bisher nur Andere geredet hatten. Durch dieses Mitsprechen war er berufen, mitbestimmend in die Gestaltung der Staatsverhältnisse einzugreifen. In diesem Sinne betrachtet, ward der Staat und Alles, was damit zusammenhing, zu einem eigenen ernsten Geschäft. Dem gereiften Bewußtsein trat darin etwas von einem Manneswerk

entgegen. Und wie der Staat sich auf diese Weise, zwar noch nicht in der Wirklichkeit, aber in der Auffassung aufrichtete, erweiterte und mit einem großen Inhalt erfüllte, so das Vaterland. Schon als Unterlage, als Grund und Boden des Staates mußte es, sobald dieser in seinen Aufgaben und Zwecken wuchs, seinen Umfang ebenfalls ausdehnen. Von Innen heraus und zwar im genauesten Zusammenhang mit dem ersten Schritt, der aus der „Idolatrie" im patriarchalischen Despotismus, aus der Sonnenanbetung der herrschenden „Erdengötter" als Wesen höherer Art herausführt, erstreckt sich hier also der Wachsthumsprozeß. Seine Entwicklungsbahn läßt sich psychologisch Schritt für Schritt verfolgen. Zunächst erhebt er den Einzelnen zum Erwachsenen und stellt diesem dann einen — gewissermaßen — erwachsenen Staat, ein erwachsenes Vaterland (wenn auch beide nur noch als Postulate, als Idealgebilde, mit denen er von nun an aber immer enger verwächst) vor Augen. Die Rückbildung der Kleinstaaterei als mehr oder weniger unberechtigter Staatsgebilde beginnt hier innerlich, im Bewußtsein der Denkenden und dann immer weitere Kreise ziehend, einzusetzen. Der nationale Gedanke als der Gedanke eines großen Vaterlandes hat hier seine Urstätt. Wenn Fichte 1807 in seinen „Reden an die deutsche Nation" reden konnte „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der Einen Nation gemacht haben", so antwortete ihm, ganz abgesehen von aller patriotischer Begeisterung des Augenblicks, von hier aus ein Echo.

Denn die gewaltigen äußeren Ereignisse, die Allem, was deutsch redete, im Kampf mit dem „Erbfeind" eine äußerste Kraftprobe aufzwangen, wirkten doch nur wie ein Sturmwind, der das, was im Stillen schon glimmte und glühte, zu hellem Brande anfachte. Auch ohne denselben wäre die Befreiung des deutschen Bauernstandes, die Beseitigung der Erbunterthänigkeit

u. s. w., wenn auch langsamer erfolgt, weil der patriarchalische Despotismus, mit dem sie innerlichst verwachsen waren, in seinen Wurzeln bereits abzusterben begonnen hatte. Die Restaurationsperiode, die alle Gunst der Verhältnisse für sich hatte, erwies mit ihren fruchtlosen Anstrengungen und ihrem endlichen Zusammenbruch, besonders deutlich, wie dem langsamen Zug, der vom Standpunkt des Mündigkeit-Bewußtseins aus an allen Unmündigkeit-Verhältnissen (Censur, Büreaukratie, Absolutismus) beständig rüttelte, mit allen Machtmitteln kein Einhalt geboten werden konnte.

Wenn der Deutsche nun bisher schon, selbst in kleinlichen und kümmerlichen Staatsverhältnissen, gewohnt gewesen war, seine Sympathiegefühle für Fürst und Vaterland nicht eigentlich zu trennen, sondern in ein Gemeinsames zu verweben, so blieb dies Band auch jetzt bestehen. Es verkehrte sich in dem Augenblick, wo der patriarchalische Despotismus abwelkte, nicht etwa in sein Gegentheil. Vielmehr es erweiterte sich noch und erhöhte sich, wie bereits hervorgehoben, nach dem Maße, nach welchem das Bewußtsein des Erwachsenen sich mit dem Bilde eines erweiterten und erhöhten Staates und Vaterlandes erfüllte. Für dieses Bild, dessen Gestaltung der Zukunft abgerungen werden mußte, konnte aber unter den thatsächlichen staatlichen deutschen Verhältnissen nur Preußen eine Unterlage gewähren. Der loyal-nationale Aufschwung, der sich bald darauf in Preußen vollzog, der, in gewissem Sinne revolutionär und doch conservativ, eben so loyal wie national war, der durchaus „mit Gott für König und Vaterland“ siegen wollte, dies

Der König rief und Alle, Alle kamen

war daher echt volksthümlich und war dies nicht etwa in einem exclusiv preußischen Sinne.

Körner, der den Stimmungsgehalt jener großen Tage am populärsten wiederspiegelt, ist kein preußischer Dichter, sondern der eigentliche Barde der gesammten Nation. Der ganzen

Bewegung der Geister fehlte jede demokratische oder revolutionäre Ausprägung in einem königs- oder regierungsfeindlichen Sinne. Sie huldigte bereitwillig dem Herrscher, dessen Zaudern sie übersah, sie begeisterte sich für und an ihm, der seiner Persönlichkeit nach wenig danach angethan war, eine Begeisterung zu entzünden. Wenn er sich jetzt — nolens volens — gefallen lassen mußte, als Symbol einer freien Staatsverfassung, eines großen Vaterlandes zu gelten, so war nicht er es, es war der königstreue, den Landes**vater** auch als erwachsener Sohn noch festhaltende Sinn, der ihn aus seiner bisherigen kleineren zu dieser größeren Würde und Stellung erhob und einweihte.

Wenn damals die größten Opfer bereitwillig auf den Altar des Vaterlandes dargebracht wurden, so geschah es gleichzeitig in dem Vertrauen, ja in dem Bedürfniß, sich durch Großthaten der größeren Ansprüche würdig zu zeigen, die man an den zukünftigen Staat und Regierung zu stellen Willens war. Wie ein herangewachsenes Familienglied, das sich durch vorzügliche Führung der ihm neu zugewachsenen Rechte werth erweisen möchte, so war das Volk in dem Augenblick, wo es mehr Freiheit, einen größeren Antheil an Rechten von dem Herrscher beanspruchte, als ihm bisher zugestanden worden war, bemüht, durch seine Thaten zu zeigen, daß es selbst des größten Vertrauens würdig sei.

Es bethätigte den Fichte'schen Zuruf: „Nur Handeln hilft! Seid gerecht, ihr Völker, und eure Fürsten werden es nicht aushalten können allein ungerecht zu sein". Sie — meint Fichte —, „die größtentheils in der Trägheit und Unwissenheit erzogen werden, oder, wenn sie etwas lernen, eine ausdrücklich für sie verfertigte Wahrheit lernen, sie, die allemal wenigstens um ihre Regierungsjahre hinter ihrem Zeitalter zurück sind", sind nur durch unsere eigenen Großthaten „zu belehren und zu bekehren". In allem Diesen liegt viel von einer von Familiensinn getragenen dynastischen Hingebung, viel von einer vertrauenden Anhänglichkeit und einer religiös zu nennenden Ueber-

zeugung, daß auf diesem Wege alle „Guten“, Regierungen und Völker, zum Bunde für eine neu heranbrechende Zeit zu einigen seien. Deßhalb erklang, als dies Vertrauen sich schmählich getäuscht sah, zum letztenmal ein geradezu religiöser, rührender Grundton in den Strophen des bekannten Liedes:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet,
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Es war der späteren Demagogenhetze und der Selbsterniedrigung des Herrscherthums in jener Zeit vorbehalten, jene Gemüthszüge im Volk auf's Schwerste zu schädigen, so daß die alte Herzenswurzel des königstreuen Sinns zu verdorren anfing und dieser selbst mehr und mehr in jene privilegirte Stellung einrückte, an der hauptsächlich nur noch Militair, Adel und Hoflieferanten Theil haben.

In dem Schwerterklirren, in dem Waffengetöse beim Zusammenstoß der europäischen Nationen in der Napoleonischen Zeit schien die große Botschaft von den „Menschenrechten“, welche die französische Revolution in die staunende Welt hinausgeschmettert hatte, vollständig zu verklingen. Und in der That, kaum konnte eine schneidendere Satire auf die die ganze Menschheit brüderlich umspannende Tendenz, welche aus jener revolutionären Kundgebung zu ertönen schien, gedacht werden, als daß unmittelbar darauf die Bruder-Völker blutig mit einander rangen, die einen erobernd, die anderen sich rüstend, um den eignen Heerd und Namen vor Unterdrückung zu schützen.

Wer sich Angesichts jener Vorgänge damals entrüstet von dem, was sich als revolutionäre Phrase zu enthüllen schien, abwandte, vergaß nur, daß mit der so pomphaften Proclamirung der Menschenrechte eine ernsthafte kosmopolitische Grundsätzlichkeit der Völkerverbrüderung überhaupt gar nicht gemeint gewesen war. Die Bedeutung, die einzelne schwärmerische hochgebildete Geister in diesen Act hineinlegten, traf weder den Instinct

der Massen noch die revolutionäre Tendenz. Diese hatte in den „Menschenrechten" sich überwiegend nur eine Formel gegen das Gottes-Gnaden-Despotenthum erschaffen. Es kam zunächst nur darauf an, den Herrscher zu übertrumpfen, seiner Größe etwas noch Größeres — das war selbst für eine rein mechanische Auffassung, die Menschheit, — seiner Legitimität etwas noch Legitimeres, noch Unveräußerlicheres entgegenzusetzen. Das war wiederum in dem Menschheits-Character gelegen, da dieser nicht abgelegt werden kann, also etwas absolut Unveräußerliches darstellt.

So bedeuteten „Menschenrechte" vor allen Dingen, jene Rechte

„die droben hangen unveräußerlich".

Als äußerster Gegensatz zum Despotismus waren sie gemeint und mit dem Nachdruck eines Schlachtrufs wurden sie proclamirt. Dem bisher allmächtigen „Im Namen des Königs" wurde „Im Namen der Menschheit" als eine noch klangvollere, mächtigere Formel entgegen gesetzt. Im Uebrigen aber bedeuteten „Menschenrechte" für den Deutschen in diesem Augenblick, wie hervorgehoben wurde, thatsächlich eigentlich die Rechte des erwachsenen Menschen. Der Franzose seinerseits aber besann sich bald genug darauf, daß diese ganze nachdrückliche Betonung dessen, was allen Menschen rechtlich zustehe, diese ganze neu von ihnen eingeläutete Menschheits-Aera eigentlich für seine eigene Auffassung doch nur einen Sinn habe, wenn alle Menschen zuvor Franzosen geworden seien. Die praktische Folge davon erlebten wir dann in der drangsalvollen Napoleonischen Zeit*).

---

*) Der einzige in der französischen Revolution hervorragende Name, der den Menschheits-Verbrüderungsgedanken in vollem Ernst in sich trug, ihn zum Glaubensbekenntniß erhob und bis zum Schaffot treu blieb, war eben kein Franzose, es war der preußische Baron Clootz, der sogenannte „Redner des Menschengeschlechtes". Auf der Höhe seines Einflusses als Conventsdeputirter und Jacobiner stehend, konnte er es seiner Zeit wagen,

Aber eben weil die Revolution die „Menschenrechte“ hauptsächlich als Gegensatz zum bisherigen Fürstenherrenthum gemeint hatte, waren es auch die Träger dieses, in deren Ohren dieselben nachgellten und die ihrer nicht wieder vergaßen. Wo von Bürgern statt von Unterthanen, von Staatshoheit statt von fürstlichem Regiment, von Staatsbeamten statt von königlichen Dienern, von Gesetzen statt von „auf allerhöchstem Befehl“ (ex speciali Resolutione Serenissimi Domini), von Vaterland statt von landesherrlichem Gebiet etwas laut wurde, sahen sie — und mit Recht — das drohende Gespenst der „Menschenrechte“ auftauchen. Wer sich dazu bekannte, war ein „Demagog“. Die Schlange im Paradiese der alten Herrlichkeit, nach der sie zurückverlangten, war das Demagogenthum. Sie hatte das Volk zur Abtrünnigkeit verführt, sein Gehirn mit windigen Wahnbildern erfüllt.

Man hat den deutschen Fürsten wegen ihrer nach der Niederwerfung Napoleons in dem darauf folgenden Zeitabschnitt unternommenen, schließlich ohnmächtig gebliebenen Versuche den „revolutionären“ Geist mittelst Metternich'scher Politik in Banden zu legen, häufig schnöde Undankbarkeit vorgeworfen. Man hat namentlich auf das in Strömen in der Völkerschlacht zu Leipzig vergossene Blut als schwere Anklage verwiesen. Dort hätten sie den Völkern gewissermaßen einen Eid der Treue geschworen, den sie später, als die Noth wieder von ihnen gewichen, schmählich vergessen hätten. Den Fürsten rief Uhland bei der Wieder-

---

den Franzosen entgegenzuhalten, daß er weder eine französische Herrschaft noch eine französische Constitution anerkenne. Er fordere die Unterdrückung des französischen Namens unter den der Menschheit, „denn alle Menschen wollen Republikaner, nicht alle wollen Franzosen sein“. Der Convent hörte ihm aufmerksam zu und Niemand widersprach, aber seine Rolle als Franzose war von diesem Augenblick an ausgespielt. — Uebrigens wohnt der Anerkennung der „Menschenrechte“ als Bewußtseinsact der Menschheit allerdings noch eine für sich bestehende Bedeutung bei, auf die ich erst an einer anderen Stelle (in dem Abschnitt: „Der Juden Antheil“) eingehe.

kehr des großen Tages 1816 in dem ausdrucksvollen Gedicht: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege" zu:

Ihr Fürsten, seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht
An dem ihr auf den Knien laget
Und huldigtet der höhern Macht?

Und durch viele Zeitstimmen geht weniger ein Gefühl von Groll und Entrüstung als von schmerzlichem Erstaunen darüber, daß des Volkes gutem Willen und Aufopferung so vergolten werden konnte.

Es liegt in diesem Empfinden jener ideal gutherzige, gläubige Zug, der im deutschen Volk ein Heimathsrecht hat, gleichzeitig aber auch, engverbunden mit dieser Empfindung, eine offenbare Naivität der Auffassung. Wenn, um mit Uhland zu reden, die Fürsten an jenem verhängnißvollen Tage wirklich auf den Knien gelegen und der „höheren Macht" gehuldigt hatten, so war selbst dieser Act doch immer nur im Sinne der Contrerevolution vollzogen worden. Daß die höhere Macht ihnen, den Trägern der Legitimität, den Sieg zuführte, konnte in ihren Augen doch nur ein Erweis dafür sein, daß sie nach langen Prüfungen wieder vollberechtigt eingesetzt werden sollten. Die höhere Macht wendete sich ihnen wieder huldreich zu und sie ihrerseits huldigten wiederum der höheren Macht. Was hatten die Völker, die als Werkzeuge der Vorsehung die grobe Arbeit gethan, damit zu schaffen und wie federleicht fielen alle im Drang des Augenblicks, als jedes Mittel galt, gegebene Versprechungen ins Gewicht, jetzt, wo es vielmehr darauf ankam dem vorzubeugen, daß jemals eine ähnliche Situation wiederkehren könne! Hatte die Revolution das Unheil gesät, so mußte jetzt die revolutionäre Aussaat und Alles, was an Forderungen und Versprechungen damit zusammenhing, vor allen Dingen unschädlich gemacht und ausgelöscht werden.

Die äußeren Anzeichen bestätigten denn auch von Anfang an in keiner Weise, daß die Fürsten jemals daran denken würden

ihren bisher besessenen Machtbesitz sich irgend wesentlich schmälern zu lassen: „Wer sich auf historische Vorzeichen verstand", meint Schlosser in seiner Geschichte der neueren Zeit, „dem war es schon im November (1813) einleuchtend, daß der ganze Vortheil des heiligen Befreiungskrieges in Deutschland den Höfen und dem Adel zufallen werde, das Volk aber auch fernerhin das alte Joch und die alten Lasten werde tragen müssen. Dies hatte sich sogar schon vorher gezeigt als in Mecklenburg, Hannover, Kurhessen, Oldenburg und den Hanse-Städten die Wiederherstellung der Freiheit und der Selbständigkeit damit begonnen worden war, daß man die alten Zustände eingeführt und den sogenannten wohlerworbenen Rechten oder mit anderen Worten der Bevorrechtung gewisser Klassen Schutz verkündet hatte".

Die „historischen Vorzeichen" bestätigten in diesem Fall nur die psychologische Diagnose. Eine Umstimmung des inneren Menschen, wie sie bei den Fürsten hätte vor sich gehen müssen, wenn sie gutwillig auf die umwälzenden Forderungen eingehen sollten, die in Bezug auf Staat und Vaterland jetzt erhoben wurden, erforderte mehr Zeit und Vorbereitung als in der kurzen Zeit der Napoleonischen Aera gelegen war. Ohnehin handelte es sich ja nur um Preußen und Preußens König, der gewissermaßen für alle übrigen gekrönten Häupter das Wort ergriffen und den deutschen Stämmen freie Verfassungen, Stimmrecht in Staatsangelegenheiten u. s. w. verheißen hatte. Daß Oestreich und die Rheinbundsfürsten, welche letztere sich ja unter Napoleonischem Schutz äußerst wohl befunden hatten, diese Versprechungen für halb erzwungen und unverbindlich und den ganzen nationalen Schwindel für eine einzige großartige Alfanzerei hielten, war ja selbstverständlich. Welcher Energie hätte es also bedurft, um dieser Strömung mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Und wie wenig konnte diese Energie gerade von dem Herrscher erwartet werden, der in seinen späteren Jahren vor allen Dingen „nur nicht genirt zu werden" liebte.

Aber die Gewissenhaftigkeit! Es war doch ein Versprechen

gegeben worden. Freilich wohl, wenn auch der Zeitpunkt der Einlösung und Ausführung des Versprechens nicht genau bestimmt war. Aber kann man nicht auch ein Versprechen gerade „aus Gewissenhaftigkeit“ wieder zurücknehmen? Hatte nicht erst kurz vorher der oberste Kirchenfürst, der Pabst selbst, Napoleon gegenüber allerlei Verpflichtungen übernommen und Zusicherungen gegeben, um unmittelbar darauf durch eine Allocution bekannt zu machen, daß er aus „menschlicher Gebrechlichkeit“ übereilt dem Concordat seine Unterschrift ertheilt habe und deßhalb dieselbe zurücknehmen müsse. Und das geschah, nachdem das Concordat schon als Reichsgrundgesetz bekannt gemacht worden war! Friedrich Wilhelm hat seine im Befreiungskrieg gemachten Versprechungen und Zusagen niemals ausdrücklich zurückgenommen, aber daß er sie innerlich ebenfalls als „aus menschlicher Gebrechlichkeit“ übereilt gegeben angesehen, dürfte kaum zu bezweifeln sein.

Man vergißt bei der Beurtheilung der Sachlage, wie sie sich damals zwischen Fürsten und Völker gestaltet hatte, leicht — und eine psychologisch-historische Würdigung hat die Aufgabe daran zu erinnern —, daß, wenn es ein durchaus normaler Vorgang im Volksleben war, sich aus der bisherigen Unmündigkeits-Stellung innerlich loszulösen und im Wuchs emporzurichten, auf Grund dessen, daß der eigentliche Wesensunterschied zwischen Fürst und Unterthan in der eigenen Auffassung verblaßte, das Gegentheil für die herrschenden Häupter ebenso normaler Natur war. Für diese war gar keine innere Veranlassung gegeben die absolute Wesensverschiedenheit ihrer hohen Personen und Stellungen, die bisher gegolten hatte (und wovon alles Weitere abhing), nicht auch fürder festzuhalten und eine Verneinung derselben anders denn als Auflehnung zu betrachten. Sie waren ebenso durch ihre Interessen und Wünsche wie durch ihre ganze fürstliche Subjectivität von dem Vorhandensein dieser prinzipiellen Differenz innigst überzeugt und konnten es sein.

Da es sich in den Augen der Fürsten also im Grunde doch nur um Auflehnung handelte, so verliert die Anklage auf Undankbarkeit Seitens der Völker etwas an Gewicht. Auf der anderen Seite tritt aber die Bornirtheit in dem weiteren Verhalten der Regierungen während der nächsten Jahrzehnte nur um so mehr hervor. Den deutschen Michel pflegt man sich meistens unter dem Bilde eines großen, gliederstarken, guten, seiner Kraft sich kaum bewußten, unter Umständen allerdings auch groben, im Ganzen aber lenksamen Gesellen vorzustellen. Nie war das Volk diesem Bilde ähnlicher gewesen als in jener Periode, wo es sich zum erstenmal darauf besann, daß es, der Schule und der Kinderstube entwachsen, für voll gerechnet werden müsse, womit denn wieder sein Anspruch auf eine gewisse Selbständigkeit in staatlichen und vaterländischen Dingen zusammenhing. Diesem Anspruch wohnte, dem ganzen Michels-Character gemäß, doch eine große Genügsamkeit bei, zumal über die Natur dessen, was eigentlich als Neues an die Stelle des Alten treten solle, die größte Unklarheit im Volke herrschte. Wurde doch selbst 1848 noch in Sturmpetitionen gelegentlich Censur und Preßfreiheit in einem Athem gefordert! Wäre der Bundestag nur nicht ganz so elend und spottwürdig gewesen, wie er wirklich war, so würde man selbst dieses fragwürdigen Instituts sich vielleicht in Ermangelung eines Besseren als einer Abfindung getröstet haben. Und in ähnlicher Weise war damals dem erwachten Verlangen nach gesetzlicher Mitarbeit am Staatshaushalt durch geringfügige Bewilligungen leicht ein Genüge zu leisten.

Denn auch in den höheren Schichten des Bürgerthums konnte von einem heftigen oder gefährlichen Drängen auf Herbeiführung eines Repräsentativsystems und einer einheitlichen nationalen Neugestaltung damals nicht entfernt die Rede sein. Auch hier herrschte eine achtungsvolle Bescheidung vor den „maßgebenden“ Instanzen und eine Mäßigung, an der ebensoviel Aengstlichkeit wie Bequemlichkeit Antheil hatten. Wie sehr die

erstere vorherrschend war, bewies später die 1848er Bewegung, welche wesentlich unter den leitenden Impulsen der höheren Stände ihren Verlauf nahm und die jedenfalls eher an ihrer Mäßigkeit als an Unmäßigkeit zu Grunde ging.

Die Stellung der oberen Bildungsschichten im Bürgerthum zu dem herrschenden System war in gewisser Hinsicht ähnlich, aber doch auch wiederum verschieden von der des niederen Volkes. Hier standen nicht sowohl ein gegen die bisherige Kindes-Unmündigkeit, die es abzuschütteln versuchte, sich auflehnender Sinn auf der einen Seite und väterliche Autorität auf der anderen sich entgegen, sondern es herrschte das grollende Gefühl vor, daß ihrer wachsenden Bedeutung nicht das Maß ihres Einflusses entspreche. Sie waren mit Dahlmann der Meinung, daß jede Regierung jetzt den gebildeten und begüterten Mittelstand vornehmlich zu beachten habe, denn in ihm ruhe gegenwärtig der Schwerpunkt des Staats. Er bilde den Kern der Bevölkerung, denn er habe das Wissen der alten Geistlichkeit und das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Und dieser Stand sollte nur einen „beschränkten Unterthanenverstand" repräsentiren und sich nur demgemäß in Staatsangelegenheiten bethätigen! Andere allgemein geistige Bethätigung und Mitwirkung war ihm ja bisher schon zugefallen gewesen. Auch in dieser Beziehung unterschied sich seine Lage von der des eigentlichen Volks, das bisher nur das Lastentragen kennen gelernt hatte und nie aus der Passivität herausgetreten war. Wer als Schriftsteller oder Zeitungsschreiber, in der Schule oder im Hörsaal mitredet, wirkt mit — es fragt sich nur, wie viel und unter welchen Schwierigkeiten. Hier wog die Lehr- und Lernfreiheit, die freie Bewegung der Geister in Wissenschaft und Literatur fast mehr als die erst mühsam zu erringende politische. Man hätte in diesen Kreisen, namentlich in Preußen, wo es ja noch an der ersten Grundlage fehlte, sich zur Noth an einem sehr geringen Maß politischer Freiheit und nationaler Selbständigkeit genügen lassen,

wenn der Absolutismus nur freien Spielraum für Entfaltung des geistigen Lebens, ungehemmte Ausbildung im Geist der sich Bahn brechenden Anschauungen geboten hätte. Aber auf die Gesammtrichtung der allmählig herangereiften Gesichtspunkte, den Vorstellungskreis, in den man hineingewachsen war, im Gegensatz zu demjenigen, dem man sich entwachsen fühlte, konnte bei dem erlangten Bildungsgewicht nicht mehr verzichtet werden.

Unter diesen Umständen war anscheinend die Politik der Regierungen für die nächste Folgezeit sehr einfach vorgezeichnet. Um das Bestehende in politischer Hinsicht zu conserviren, worauf es ihnen doch vor allen Dingen ankam, da sie keinen Theil des Regiments eigentlich abtreten mochten, hatten sie sich mit gelinden Mitteln defensiv zu verhalten. Das Ventil für die vorhandene Spannung der Geister und einen etwaigen, keineswegs gefährlichen Druck lag in dem vorsichtigen, nachsichtigen Gewährenlassen bis zu einer gewissen Grenze, die ziemlich weit bemessen werden konnte, wenn man jenseits derselben auf einen entschlossenen Widerstand gerüstet war. Alle sogenannten „Gutgesinnten“, die von revolutionären „Ueberstürzungen“ ohnehin geängsteten Geister, hätten in diesem Fall der Politik der Regierungen zugestimmt.

Statt dessen geschah das gerade Gegentheil. Die Regierungspolitik ging angriffsweise vor. Sie erschuf sich einen Feind, der in Wahrheit vorläufig noch gar nicht vorhanden war. Eine Art Schreckensregierung wurde etablirt, die ebenso lächerlich wie verächtlich mit ihrer Demagogenhetze und ihrer Mainzer „Centraluntersuchungscommission“ die Gefängnisse füllte und überall in deutschen Landen Haß und Erbitterung aussäte. „Eure Staatsmänner thun mir leid“, sagte Graf Deserre, Niebuhr's Freund, „sie führen Krieg mit Studenten“. Und wie waren diese Studenten, gegen die man einen Kampf mit dem Drachen etablirte, beschaffen! Gervinus schildert die romantisch-teutonisch-religiöse Mischung jener Tage, wie sie dann namentlich in der Gestaltung des burschenschaftlichen Lebens Ausdruck

gewann, mit einigen treffenden Zügen: „Der Nibelungen Hort, sangen die jungen Dichter, war mit den deutschen Ehren wieder aus dem Rhein gehoben, Hermann und Ariost sollten wieder die Helden unseres Gesanges werden, die Zeiten sollten wiederkommen, wo der Glaube Berge versetzt habe, Christenthum und Vaterland schmolz in Eins zusammen. Daher sangen jene Befreiersänger so manche fromme Lieder und übersetzte Follen die alten lateinischen Kirchenlieder. In den Heeren kanzelten Generale mit dem Feldprediger um die Wette die Soldaten vom Pferd herunter, daß die Pelotons in Thränen ausbrachen. Auf dem Wartburgfeste sang man Kirchengesänge, sagte zum Schluß den Kirchensegen und sprach gottinnige Worte und apokalyptische Anatheme über den Weltbürgersinn aus. Religion und Blut, Klinge und Kreuzgriff am Schwert war die gleiche Losung." Alles das wurde zum Hochverrathsverbrechen gestempelt und demgemäß verfolgt. Wohl mochte Angesichts des Gebahrens der Regierungen selbst ein conservativer Politiker wie Niebuhr Klage darüber erheben, daß sie den fruchtbaren Boden bei der Verjüngung des Volkes unbestellt gelassen, und nicht *eine* der gerechtesten Beschwerden abgestellt hätten.

Den härtesten Schlag für die Zukunft versetzte sich das herrschende System aber, als es in seiner Verblendung sich so weit vorwagte das Heiligthum der Nation der Denker, seine *Hochschulen*, mittelst der Karlsbader Beschlüsse anzutasten. Gegen diese von der 1819 zu Karlsbad tagenden Ministerconferenz gefaßten, von dem Bundestag sanktionirten Beschlüsse, welche auf Metternich's Anklage gegen die Universitäten diese unter polizeiliche Aufsicht stellten, sträubte und empörte sich das innerste Empfinden aller gebildeten Kreise der Nation. Der durch und durch conservative, aber ehrliche und ehrliebende *Dahlmann* sprach es aus, daß durch diesen Bundesbeschluß die Universitäten „unvergeßlich herabgewürdigt und beleidigt" seien. Die Universitäten beleidigen hieß aber die ganze Gelehrtenrepublik, hieß die Nation, deren einziger neben so vielem

Kränkenden aufrecht stehender Stolz sie war, beleidigen. Das ganze „Federvieh", wie Ernst August von Hannover später verächtlich Alle Diejenigen benannte, die mit geistigen Waffen den Kampf führten, schaarte sich zu einer dichten Phalanx zusammen. Was das bedeutete, darüber sollten den Machthabern später, zu spät für sie, die Augen aufgehen.

Vorboten der durch den geübten sinnlosen Druck in immer weitere Kreise dringenden Gährung traten bekanntlich schon nach der französischen Revolution von 1830, die Oel in's Feuer goß, in einzelnen auflodernden Feuerzeichen zu Tage. An sich bedeutungs- und erfolglos waren doch das Hambacher Fest, wo an 30000 Versammelte das „conföderirte republikanische Europa" und die „vereinigten Freistaaten Deutschlands" hoch leben ließen, waren der Frankfurter Studenten-Putsch von 1833, die Gründung eines Preß- und Vaterlandsvereins, um Geldmittel zu beschaffen, die publicistisch-agitirende Thätigkeit der Wirth und Siebenpfeiffer u. s. w. als Zeichen der Zeit von ernstester Bedeutung. Sie waren es auch in den Augen der Regierungen, die dem mene tekel der Revolution aber immer wiederum nur Repressiv-Maßregeln und Gefängnisse entgegenzusetzen wußten. Einige der bekanntesten Namen, die in den nächsten Jahrzehnten vom Volke als Märtyrer hoch gehalten wurden, knüpfen sich an jene Periode an: Sylvester Jordan, der ausgezeichnete Marburger Rechtsgelehrte, der als Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung von 1830 sich der Regierung unbequem machte und deßhalb plötzlich seines Amtes entsetzt wurde. Auf Grund von vagen Hochverrathsbeschuldigungen ward er alsdann 12 Jahre lang bis zu seiner endlich (1845) in oberster Instanz erfolgten Freisprechung gefangen gehalten; Weidig, der tapfere Vorkämpfer des Constitutionalismus in Hessen, woselbst er der lateinischen Schule zu Butzbach als Rector vorstand, endete nach erlittenen Mißhandlungen 1837 im Kerker durch Selbstmord; Behr und Eisenmann, der erstere Bürgermeister zu Würzburg, der zweite praktischer Arzt

ebendaselbst, beide zu langjähriger — Eisenmann lebenslänglicher — Gefängnißhaft und zu der damals in Baiern üblichen, lächerlich schimpflichen Abbitte vor dem Bildniß des Königs verurtheilt. Diesen Vorkämpfern öffnete zum größten Theil erst das Jahr 1848 die Kerkerpforten.

Dem Gefängniß der Leiber, mittelst dessen man die Volksmänner ankettete, sollte das Gefängniß der Geister, die Censur, mittelst dessen man auf den Geist selbst Hand zu legen versuchte, wirksam zu Hilfe kommen. Aber daß die Censur ein höchst zweischneidiges, mit äußerster Vorsicht anzuwendendes Mittel sei, haben die Regierungen selbst nach und nach widerwillig eingesehen. Der Erfolg lehrte — wenn auch erst spät — daß sie diejenigen productiven Kräfte, denen sie Daumschrauben anzulegen bestimmt ist, auf's Aeußerste erbittert und daß sie andererseits durch Verbot und Verstümmelung stärker als das stärkste Reiz- und Lockmittel, das nur gedacht werden kann, auf weite Kreise wirkt. Während jene Rache zu nehmen angestachelt werden, werden diese gereizt, sich auf alle Weise das Verbotene zu verschaffen. So wirkte sie auch damals als kräftigstes Gegenmittel gegen Apathie und Indifferentismus, zumal sie den ohnehin wunden Punkt immer auf's Neue dadurch ätzte, daß sie dem erwachsenen Staatsbürger wie einem Kinde, das noch nicht selbst verfügen darf, das geistige Brot vorschnitt und zutheilte.

Auf und ab gehen in Zeiten stürmischer Erregung die Wellenberge der geistigen Bewegung, die aber mit jedem neuen Druck höher ansteigen. Dem Aufschäumen am Anfang der dreißiger Jahre folgte tiefe Erschlaffung, die aber als nicht minder unerträglich empfunden wurde. „Verwahrloster, unbeseelter, geistleerer“ klagt Varnhagen 1836, „war unser Zustand 1806 nicht als jetzt. Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen“. Dann folgten die abermaligen Großthaten der Cabinetspolitik. Schon 1832 hatte ein Bundesbeschluß die Rechte der deutschen Ständekammern unmittelbar bedroht, zwei

Jahre später fanden in Wien die berüchtigten geheimen Conferenzen statt, auf denen u. A. beschlossen wurde, daß deutsche Ständekammern widerrechtliche Ausgaben der Regierung nicht annulliren dürften. Und endlich erfolgte die Krönung des Gebäudes mit der am 1. November 1837 von Seiten Ernst Augusts vorgenommenen Aufhebung des hannoverschen Grundgesetzes, der Octroyirung einer neuen Verfassung und der Weigerung der Bundesgewalt gegen diese das Landesrecht brechende Vergewaltigung einzuschreiten. „In diesen Tagen“, sagt Treitschke in seiner Schilderung Dahlmann's, „verloren auch die gutherzigsten Gemüther das letzte Vertrauen zu dem Bundestag; die moralische Niederlage war vollständig“. Denn die Bundesgewalt war durch Artikel 56 der Wiener Schlußakte, welche jede willkürliche Aenderung oder Aufhebung einer „in anerkannter Wirksamkeit stehenden“ Landesverfassung verbot, verpflichtet hier einzuschreiten. Und sie lehnte doch mit 10 gegen 6 Stimmen das Einschreiten ab, weil in Hannover ja eine Verfassung bestehe. Freilich war dies ja die von Ernst August rechtswidrig octroyirte Verfassung — aber daß diese Octroyirung eine „anerkannte Wirksamkeit“ nicht herstelle, davon sagte ja die Bundesacte nichts.

Und abermals, 10 Jahre nach der letzten Gährung, schwoll die Fluth, diesmal wenn nicht mächtiger, so doch allseitiger. Gewitter thürmten sich auf. Ueberall knisterte es von Funken in der elektrisch überladenen Luft, in der Presse, in den Liedern der neu erstandenen Generation von Freiheitsdichtern, den Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Freiligrath, Kinkel, Anastasius Grün, in den öffentlichen Kundgebungen, auf der badischen Tribüne, die aller Gährung der Geister den rednerischen Ausdruck verlieh. Dazu seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., der gleichzeitig rückwärts in die Vergangenheit und vorwärts nach einem Siegespreis der erwartungsvoll gespannten Mitlebenden ausschaute, schwankende Maßnahmen: die mit Jubel begrüßte Berufung Dahlmann's nach Bonn und 1845 die Ausweisung der badischen Landtagsabgeordneten und Volksmänner

Hecker und v. Itzstein aus den preußischen Staaten, das eine ohne innere Folgerichtigkeit, das andere ohne Würde.

Es war offenbar, das Maß war voll zum Ueberfließen und die morschgewordenen Dämme gaben nach. Heine hätte jetzt nicht mehr wie 1830 in den „Helgoländer Briefen" Glossen darüber machen können, daß er dem armen, deutschen Michel beständig an der Nase habe zupfen müssen, was aber bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs ein Erwachen bewirkt habe. Nur einmal — fügte er boshaft hinzu — habe er beinahe seine Nachtmütze in Brand gesteckt, die aber, feucht von Gedankenschweiß, nur geraucht habe. Was Heine mit seinen schärfsten satirischen Pfeilen allein nicht zu erzielen vermocht hatte, hatten auf die Länge die Maßnahmen und Schutzmaßregeln der Regierungen selbst bewirkt. Die revolutionäre Erhebung von 48 war ihr Werk. Der schlafende Gigant war erwacht. Freilich ihre eigentlichste Natur verleugnete die Nation, die nach Freiligraths Meinung „zu viel gelehrten Werg spann", die sich selbst die spruchreifen Dinge gern noch zweimal überlegte, auch hierbei nicht. Und so entstand das eigenthümliche Schauspiel, daß entgegen dem Spruch der Bibel: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten", nach dem Sturm, den die Fürsten 40 Jahre lang gesät hatten, nur ein Wind über das Land dahin fegte, der mehr Staub aufwirbelte als Bäume entwurzelte.

II.

Die Erhebung des Jahres 1848 und ihr Niedergang.

Die Bewegung des Jahres 1848 trug in Deutschland einen durchaus ideal-chimärischen Character. Wer sie mit durchlebt und dann später andere Zeiten gesehen hat, weiß, daß eben dieser sie eigenartig kennzeichnende Zug sich in allen folgenden Perioden nie so wiederholt hat. Er weiß auch, indem er sich die geschichtlichen Bedingungen in ihrer psychologischen Bedeutung, von denen eben die jedesmalige signatura temporis abhängig ist, vergegenwärtigt, daß und warum sie in dieser ihrer Eigenart nicht wiederkehren konnte. Was der Bewegung einen ideal anmuthenden Character verlieh, war, ganz allgemein genommen, zunächst in der märchenhaften Schnelligkeit des Umschwungs, der sich vollzog, belegen. Wie mit einem Zauberschlag war die ganze Lage verändert. Ueber Nacht stand Alles in Blüthe. Mit einem einzigen warmen Hauch, der, man wußte kaum, wie und woher, über die Lande dahin fuhr, war Frühling geworden. Das war nicht allein unser Empfinden, die wir damals als Jünglinge begeistert und staunend in eine vor unseren Blicken sich verwandelnde Welt hinausschauten, das war der allgemeine Eindruck. Gereifte Männer urtheilten nicht anders. „Ein Umschwung der Verhältnisse war eingetreten", so schrieb Robert Prutz noch zwei Jahre später, „so allgemein, so ungeheuer, wie selbst die verwegenste Phantasie ihn niemals geträumt hatte, ein Tag der Freiheit umspielte uns, so hell, so wolkenlos, so fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht gewesen wäre, dabei noch

zurückdenken zu wollen an jene arme kalte Dämmerung, jene unheimlichen blassen Nebel, die nun, so hofften wir, begraben wären auf ewig."

Auf ewig! Und diese Ewigkeit in wenigen Monden, ein Gnadengeschenk des Himmels, fast mühelos errungen. Kaum hatte die Februar-Revolution in Paris das Signal gegeben, so folgte Schlag auf Schlag, was eben vorher noch für unerhört, für unglaublich und unerreichbar gegolten. Prophetisch rief, sobald die Kunde der neuen französischen Erhebung Deutschland erreichte, Christian Kapp in der badischen Kammer aus: „Dieses Fürstenthum der Mitternacht (das Metternich'sche System) wird jetzt in der Schande untergehen, aus welcher es geboren ist!" Das war am 1. März, schon am 13. März entwich der Mann, der allem Grollen der empörten Geister siegreich, despotisch Jahrzehnte hindurch Trotz geboten, ein zweiter Napoleon auf seinem Gebiete, vor dem ersten Grollen der Volkserhebung in Wien. Ihm folgte am 18. März Berlin mit einer Erhebung, die zwar blutige Opfer forderte, vor der sich aber nach dem ersten unentschlossenen Widerstand die absolute Macht bis in den Staub beugte*). Preußen wurde eine Verfassung, Deutschland eine Neugestaltung verheißen.

Gleichzeitig durchflogen die von 8 badischen Abgeordneten (Itzstein, Peter, Metz, Hecker, Soiron, Richter, Brentano, Kapp) formulirten Forderungen ganz Deutschland. Ihr Programm war: Herstellung der Preßfreiheit, Widerruf der Karlsbader und Wiener Ministerial-Conferenz-Beschlüsse, Aufhebung der politischen Beeinträchtigung um des Glaubens willen, Abschaffung der

*) Den geschichtlich denkwürdigen, ergreifenden Moment, als die Leichen der Barrikadenkämpfer vor dem königlichen Schlosse vorbeigetragen wurden und der König, der auf den Balcon hinausgetreten war, sein Haupt vor ihnen entblößte, hat Freiligrath in dem bekannten Gedicht

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett hoch zum Altan gehalten

u. s. w. verewigt.

Vorrechte des Feudalwesens, unverzügliche Schaffung einer Nationalversammlung, — im Ganzen also der Gesammtausdruck dessen, wofür die Liberalen seit Jahrzehnten gekämpft und Opfer gebracht hatten.

Urplötzlich erstand diesem nun der Boden unter den Füßen. Die zögernden und widerwilligen Versuche des Bundestages und der Regierungen durch allerlei Reform-Versprechungen das öffentliche Vertrauen zu gewinnen, zerfielen in sich. Das nur vom allgemeinen Vertrauen auf Grund der vorbereitenden Schritte des „Siebenerausschusses“ zu Heidelberg, berufene Vorparlament trat ohne Zaudern und ohne Widerstand von Seiten der Regierungen zu finden in Frankfurt a. M. zusammen. Ihm folgte als bindendes Mittelglied bis zum Zusammentritt des constituirenden Parlaments der sogenannte Fünfziger-Ausschuß, diesem wiederum schon am 28. Mai das Vollparlament, die Nationalversammlung.

Staunend und begeistert sahen wir an einem sonnig warmen Tage, während alle Kirchenglocken der alten Krönungsstadt feierliches Geläute ertönen ließen, die Erwählten der Nation in einem langen Zuge sich nach der Paulskirche bewegen. Sie gingen in geschlossenen Reihen, Jung und Alt, theilweise Arm in Arm, sie selbst ergriffen und erhoben von dem großen Ernst der Stunde. Wie viele ehrwürdige Gestalten, wie viele theuere Erinnerungen! Dort die kleine behäbige Gestalt im altdeutschen Rock mit den unter den weißen Haaren freundlich hervorblitzenden Augen — der Sänger von „Was ist des Deutschen Vaterland“, Arndt; dort eine Reckengestalt mit einem faltigen Runenantlitz, auf dem Kopf ein schwarzes Sammtkäppchen — Turnvater Jahn; dort die anspruchslose, in ihrer Schlichtheit so herzgewinnende Erscheinung des „letzten Romantikers“, wie man ihn wohl genannt, ohne damit seine Bedeutung zu erschöpfen, — Uhland; dort die derben, fast harten, aber wetterfesten und geprüften Züge des gefeierten Staatsrechtslehrers Welcker; dort der Mann aus dem Volke, aus der Werkstatt emporgestiegen

zum Volkstribun, dessen ungefüge äußere Erscheinung hinter seiner geistigen Bedeutung weit zurücktrat — Robert Blum; dort unter den Jungen Wilhelm Jordan, der elegante Dichter, den seine in Folge eines für atheistisch erklärten Toastes aus Sachsen erfolgte Ausweisung früh der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen hatte; dort Anastasius Grün, neben ihm M. Hartmann, der später in seiner „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ seine Parlaments-Collegen satirisch silhouettirte, Giskra, der spätere österreichische Bürgermeister, Carl Vogt, der wohlbeleibte, revolutionär gestimmte, wegen seiner satirischen Schärfe gefürchtete Naturforscher; dort unter den Berühmtheiten Chr. Kapp, der Philosoph, Dahlmann, Albrecht, Grimm und Gervinus von den „Göttinger Sieben“, dann die Märtyrer aus den Dreißiger und Vierziger Jahren, Behr, Eisenmann, Sylv. Jordan, die politischen Flüchtlinge Venedey, Rochau u. A.; endlich eine Koryphäe der neuesten Wendung der Dinge: Heinrich v. Gagern — „wer zählt die Völker, nennt die Namen?“

Von dem Glanze des neuerstandenen Parlaments richtete sich der Blick unwillkürlich auf den in seinem Eschenheimer Gassen-Palais ehrlos verbliebenen und verachteten Bundestag. „Bankerott gewordene Proletarier an der deutschen Staatsmaschine“ hatte Chr. Kapp den Bundestag genannt. Die Bettelpolitik der Furcht kennzeichnete seine letzten Lebenstage. Er entblödete sich nicht zu guterletzt noch die von ihm in Acht und Bann erklärten deutschen Farben auf seinem Palais aufhissen zu lassen und das deutsche Parlament mit emphatischen Worten zu begrüßen. „Die deutschen Regierungen und ihr Organ, die Bundesversammlung, mit dem deutschen Volk in der gleichen Liebe für unser großes Vaterland vereint und aufrichtig huldigend dem neuen Geist der Zeit, reichen den deutschen Nationalvertretern die Hand zum Willkommen und wünschen ihnen Heil und Segen“.

Es kennzeichnet das Gefühl der äußersten Ohnmacht und Rathlosigkeit, daß diese Worte von dieser Stelle aus geäußert werden konnten. Diese Rathlosigkeit selbst aber wurde nun gerade zur Unterlage der gesammten Situation, wie sie sich eigenthümlich gestaltete. Diese entwickelte sich aus ihr heraus. Sie lieh ihr ebensowohl den idealen wie den chimärischen Character. Den idealen, denn nur indem die Regierungen einer besinnungslosen Furcht anheimfielen, die überall die Waffen streckte, ohne sie ernsthaft zu gebrauchen, konnte ja jener glanzvolle, schnell vorüber rauschende Triumphzug der Freiheit eine Schein-Wirklichkeit werden. Und den chimärischen, denn sie selbst, diese Rathlosigkeit, war nur eine Chimäre und alles, was sich aus ihr entwickelte und auf ihr auferbaute, wurde zur Chimäre.

Es lag etwas Tragikomisches in der Situation. Das Volk war nicht minder erstaunt und gewissermaßen verdutzt darüber, daß ihm im Handumdrehen eine Revolution im großen Styl gelungen war, daß ihm alle Macht und die Entscheidung in den wichtigsten Dingen zufiel, als die Regierungen ihrerseits erstaunt, ja mehr noch entsetzt waren, daß sie urplötzlich macht- und kraftlos sein sollten. Beide waren wie in einem Traum befangen, der aber auf Seiten der Regierungsgewalt die lähmende Traumangst des bösen Gewissens war.

So viele Jahre hindurch hatte man mit allen ungerechtesten Mitteln, ohne Scheu und Scham, die Revolution zu bannen gesucht und nun war sie doch da! Versprechungen hatte man gebrochen, die Kerker gefüllt, die Patrioten verfolgt, die Kämpen des freien Gedankens geknechtet, Alles, um der Bewegung Halt zu gebieten, um das Gespenst zu erdrücken — vergebens. Da stand es, zum ersten Male auf deutschem Boden, es schien sich drohend aufzurichten, es schien sein ihm gebührendes Rächeramt ausüben zu wollen. Welches Sündenregister starrte ihm entgegen, welche Abrechnung mit denen, die sich also versündigt, mochte bevorstehen! Alle Schreckensvorgänge der französischen

Revolution schienen aus ihren Gräbern aufzuerstehen und den Machthabern ein drohendes vae victis! zuzurufen.

Entmannt von dieser Furcht verlor man alle Fassung. Man vergaß, daß im Laufe der Geschichte das begangene Unrecht meistens nicht nach dem Maß des Vergehens an dem Urheber desselben gerochen wird, sondern nach dem Maß der rächenden Kraft und Leidenschaft dessen, der das Unrecht erlitten hat. Das Erwachen des Volks wurde im ersten Entsetzen allzu tragisch genommen, uneingedenk der Zeilen aus Heine's Gedichten:

Wir sind Germanen, gemüthlich und brav,
Und schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten —
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

Was war nun aber die weitere Folge dieser auf Seiten der Regierungen herrschenden chimärischen Furcht vor einem Gespenst? Die Folge war auf Seiten der bisher Unterdrückten der ebenso chimärische Freudentaumel in einem Siegesbewußtsein, dem kein Thatbestand eigener verfügbarer schlagfertiger Kraft, sondern nur die grundlose Beängstigung des Gegners zur Unterlage diente. Diese Freude verband sich aber in dem Bewußtsein der theils von Zaghaftigkeit, theils von echter Bescheidung erfüllten Mittelklassen, die jetzt auf den Schauplatz zur Aktion berufen erschienen, sofort mit der Furcht vor einem Uebermaß, vor einer Ueberhebung. In dieser Furcht lag abermals ein tragikomisches Moment. Es fehlte — das sollte sich bald genug überzeugend herausstellen — auf Seiten des „souveränen Volks“ oder vielmehr seiner Vormünder, der sogenannten „besten Männer Deutschlands“ an jeder positiven Kraft, um das Steuerruder zu führen, das den Händen der Machthaber in einem unbewachten Augenblick entglitten war. Mit welcher Handhabe wollten und konnten sie dem ungeheuren Apparat von Machtmitteln entgegentreten, wenn dieser, den augenblicklich nur

die Lähmung der führenden Hand außer Thätigkeit setzte, gegen sie in Bewegung gesetzt wurde? Hatte die Furcht (und zwar die Furcht vor einem Phantom) sie auf eine Stelle gehoben, wo sie herrschergleich eine Macht entfalten, eine Neugestaltung wider unzählige verbündete Interessen schaffen sollten, so konnte auch nur die Furcht sie auf dieser Stelle erhalten.

Furcht wird aber nur dem zu Theil, der Gehorsam erzwingen, d. h. nöthigenfalls den Widersetzlichen zur strafenden Verantwortung ziehen kann. Einstweilen leistete das Phantom — das Gespenst eines drohenden Revolutionsausbruches — noch den Dienst diese Furcht zu unterhalten. Löste das Phantom sich aber bei näherem Zusehen in eitel Blendwerk auf, schwand die Furcht, so besaßen die, auf deren Schultern so große Aufgaben gelegt waren, geradezu nichts, um dieselben zu lösen.

Entweder also man mußte die Furcht zu erhalten wissen oder man mußte das Eisen schmieden, so lange es heiß war und sich in den Besitz der Gewalt setzen, die man thatsächlich noch nicht besaß. Das Erste konnte nur geschehen, indem man das Revolutionsfeuer, das in den Massen nur schwach aufgeflammt hatte, anblies, bis es das wirklich zu leisten im Stande war, was die Regierungen ihm bisher nur zugetraut hatten. Dann trat an Stelle des Phantoms, das jeden Augenblick sich in nichts auflösen konnte, eine Drohung ernsterer Art, die, weil sie sich mit Entschlossenheit gewappnet hatte, zum Verhängniß werden konnte. Sie hätte, wenn sie jeden Augenblick in Wahrheit und nicht blos scheinbar zu einem Ausbruch bereit war, als eine Art Sicherheitswache gegen den üblen Willen der Regierungen dienen können, um das Werk, das aus den Berathungen der Volksvertreter hervorgehen sollte, sicher unter Dach und Fach zu bringen. Das Zweite war nur im ersten Anlauf, also etwa zur Zeit des Vorparlaments, mittelst Permanenzerklärung der Versammlung (der Antrag wurde von Fr. Hecker in der That gestellt; aber abgelehnt), Schaffung einer revolutionären

Executivbehörde und der unmittelbar vorzunehmenden Vereidigung der Truppen auf dieselbe möglich.

Beides geschah nicht. Daß es nicht geschah, lag theilweise an dem Naturell der von nun an maßgebenden Partei, deren professoral-contemplativem Character solche scharfen Maßregeln natürlich auf's Aeußerste widerstrebten. Aber es lag noch mehr daran, daß die in der Sachlage liegende Nothwendigkeit solchen Vorgehens, die Aussichtslosigkeit jeder anderen Haltung überhaupt gar nicht begriffen wurde. Im Gegentheil. Die gerade entgegengesetzte Haltung wurde zum Prinzip erhoben. Bei einiger Selbsterkenntniß, bei unbefangener Würdigung der im Völkerleben den Ausschlag gebenden Kräfte hätten die von der Nation auf den schweren Posten als Nationalvertreter damals berufenen Männer sich eigentlich diesem Ruf versagen müssen. Denn auf die entschlossene That, die nicht ihres Amtes war, kam es zunächst an, dann mochte der Rath der Weisen folgen.

So aber hielten sie sich, weil sie die staatsmännische Mäßigung vertraten, für die eigentlichen Staatsretter. Sie hielten sich dafür in einem Augenblick, wo jede Mäßigung von der Gegenpartei als Schwäche ausgelegt wurde und durch diese Auslegung die Furcht beseitigte, in der ihre ganze Gewalt wurzelte. Es entwickelte sich nun das eigenthümliche Schauspiel, daß die Frankfurter Versammlung im weiteren Verlaufe ihres Seins und Wirkens fortwährend die Quellen ihrer eigenen Kraft abgrub, dort aber, wo das Verderben lauernd drohte, die Dinge ruhig ihren Gang gehen ließ.

In dieser dem Untergang blind zusteuernden Politik war, weniger aus Zaghaftigkeit, als aus Einsichtslosigkeit, die weit überwiegende Mehrzahl der National-Versammlung, die Partei des rechten Centrums, durchaus einig. Vor vielen Jahren, zur Feier des Tages von Belle-Alliance, hatte Dahlmann, einer ihrer würdigsten Vertreter, in Kiel in academischer Festrede die bedeutungsvollen Worte gesprochen: „Friede und Freude

kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt." Diese Worte des damals Dreißigjährigen verleugnete der mittlerweile an die Schwelle des Greisenalters vorgerückte Mann zwar nicht, als er in der Paulskirche die Politik der Mäßigung vertrat. Aber er ging wie alle seine Collegen von der irrigen Annahme aus, daß die Hauptsache bereits erreicht sei und daß es nunmehr nur noch einzig darauf ankomme dem geschlagenen Feind goldne Brücken zu bauen. Der Volksgeist wurde ja nun in Ehren gehalten, indem er gefragt wurde. Wenn die Volksvertreter dieser Ehre sich unwürdig erwiesen, unwürdig durch Mißtraun, durch Ueberstürzung, durch rohe Gewaltacte, so hatten sie ihr Schicksal — so schien es ihnen — selbst verdient, ihren Untergang selbst heraufbeschworen.

Professoren sind stets unbelehrbar und Professoren oder professorale Geister waren ja in der ersten gesetzgebenden Versammlung, die sich unser Volk erschaffen, die tonangebende Macht. Wer, die Sachlage vor Augen, sich darüber verblenden konnte, daß der Feind in Wahrheit ja noch gar nicht geschlagen war, sondern in der Hauptsache nur von der eignen Furcht besiegt, die Waffen gestreckt hatte, die er sicher, sobald er seinen Irrthum gewahr wurde, nur um so ingrimmiger wieder ergreifen würde, den konnten Worte und Gegengründe natürlich ebenso wenig belehren.

Alles, was über diesen Hauptpunkt schon zur Zeit des Vorparlaments und später bei den verschiedensten Anlässen zwischen den sich entgegenstehenden Parteien, der sogenannten äußersten, in Wahrheit aber doch keineswegs extremen Linken und den Mittelparteien verhandelt worden ist, war daher in die leere Luft geredet. Das Verhängniß ging seinen Gang und dieser Gang führte geradewegs zu einem nicht gerade

schimpflichen, aber auch nicht ehrenvollen Ende. Wenn der Dichter Wilhelm Jordan später, als sich das Grab über die erste deutsche Nationalversammlung geschlossen hatte, dieser die emphatische Grabschrift setzte: „Es ist kein unehrenhafter Tod am getäuschten Vertrauen zu sterben", so übersah er, daß Vertrauen in diesem Fall zu gewähren ein Aberwitz war, der beinahe an einen, freilich unbewußten Hochverrath grenzte. Daran zu Grunde gehen, ist vielleicht kein unehrenhafter Tod, aber jedenfalls auch keiner, der in dem ehrenvollen Gedächtniß eines dankbaren Volkes festgehalten zu werden verdient.

Aber wenn das 48er Parlament nicht fruchtbringend war an großem oder auch nur an zweckmäßig gerichtetem Thun, so war es doch eine staatsrechtlich sehr gelehrte Versammlung. Es war außerdem unbestritten ein Redeparlament ersten Ranges. Niemand konnte ihm die oratorische Palme streitig machen. Sie gebührte ihm unzweifelhaft und bis auf den heutigen Tag ist keine Versammlung im deutschen Reich erstanden, die es darin mit ihm aufnehmen könnte. Es war als ob der Glanz, der auf seiner Stirn leuchtete, so lange es an sich selbst, an seine souveräne Allmacht glaubte, auch in der Redegabe jedes Einzelnen sich glanzvoll leuchtend wiederspiegelte. Hinter der Rednertribüne zu beiden Seiten des Präsidentensitzes las man die an den Ursprung der Versammlung gemahnenden Vers zeilen:

O walle hin, du Opferbrand,
Weit über Land und Meer
Und schling' ein ewig Liebesband
Um alle Völker her!

und:

Des Vaterlandes Größe,
Des Vaterlandes Glück
O schafft sie, o bringt sie
Dem Volke zurück!

Dieser Ton einer hohen Mission widerhallte auch in den stets eindringlich pathetischen, schwungvollen Reden, die von dem

Bewußtsein emporgetragen waren, daß auf diese Tribüne alle Blicke in Deutschland gerichtet seien. Sicherlich hat es in der modernen Geschichte nur diese eine politische Versammlung in Deutschland gegeben, die von dem Eindrucke gänzlich frei war, daß sie doch nur, wie alle späteren, einem gewissen Maulkorb-Parlamentarismus als Mundstück diene! Und sicherlich hat der Umstand, daß ganz im Gegentheil sie des Glaubens lebte, Niemand dürfe und werde wagen sich ihr gleichzusetzen, wesentlich dazu beigetragen, auch ihren rednerischen Kräften Kraft und Glanz in seltenem Maße zu verleihen.

Zu den rein durch den rednerischen Vortrag im reich dahin strömenden Periodenbau und glänzender, bilderreicher Sprache hervorragendsten Rednern gehörte ein österreichischer Deputirter, der damals noch jugendfrische Giskra, durch ähnliche Vorzüge glänzte Wilhelm Jordan, auch der damals vielgenannte Simon von Trier, während sein Namensvetter Heinrich Simon (von Breslau) mehr durch markige Kraft seiner Rede großen Eindruck erzielte. Eine seltene natürliche Rednergabe wohnte auch Robert Blum inne, der immer packend und zu Herzen gehend sprach, wenn er auch die ästhetischen Geister gelegentlich durch ein für geschmacklos erklärtes Bild verletzte. Durch einen treffenden, immer schlagfertigen Witz in der Debatte, worin es ihm Niemand gleichthat, eroberte der auf dem Vereinigten Landtag schon achtunggebietend hervorgetretene Landrath v. Vincke sich die Sympathien selbst seiner Gegner. Auf der äußersten Rechten einen vereinsamten Platz einnehmend, brachte er durch dieselben Eigenschaften, die seine spätere parlamentarische Laufbahn auszeichneten, schon damals den preußischen Junker bester Qualität zu Ehren. Als Gegenstück kann Carl Vogt von der äußersten Linken angeführt werden. Auf der Rechten ragte von Radowitz, der übrigens selten das Wort ergriff, durch eine äußerst bemessene Redeweise und eindrucksvolle Haltung hervor. Bei seinen nahen Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. haftete ihm ein gewisses, geheimnißvolles Etwas

an. Auf der Linken sind der Philosoph Ruge und später Julius Fröbel, der Prototyp der vornehmen, aristokratisch angehauchten Demokratie, anzuführen, während die Zitz, Schlössel u. s. w. eine ungestüme Convents-Beredsamkeit repräsentirten. Eine ganze Reihe gewiegter Redekräfte, wenn auch mehr akademischer als parlamentarischer Natur, Waitz, Biedermann u. A. hatte die zahl- und einflußreichste Partei des Hauses, das rechte Centrum, aufzuweisen. Hierher gehörte auch Ed. Simson, der verhältnißmäßig selten sprach, aber stets durch den wohlerwogenen Inhalt und die vornehme Form seiner Rede eines nachhaltigen Eindrucks sicher war. Ihm ähnlich wirkte Löwe-Calbe von der gemäßigten Linken, der letzte Präsident des später nach Stuttgart übergesiedelten Rumpfparlaments. Endlich — last not least — Heinrich v. Gagern, der, obwohl kein Redner ersten Ranges, da es ihm manchmal zu sehr an sicherer Ruhe gebrach, gleichwohl größeren Eindruck wie jeder Andere erzielte. Denn seine Stellung ersetzte reichlich, was seiner Rednerbegabung etwa abging. Wenn der stattlich aufgerichtete Mann, der geborene Aristokrat, mit den vornehm blickenden Zügen, dem gebieterischen Augenblitz unter den dichten Brauen, bei schwierigen Fragen seine Worte stark betonend, auf der Rednertribüne erschien, lauschte Alles lautlos und gespannt. Jedermann wußte, daß nun vermuthlich die Entscheidung fallen würde.

Gagerns Stellung ließ sich mit der keines anderen Mitgliedes der Nationalversammlung, ja, man sagt nicht zu viel, während einer kurzen Zeit wenigstens, mit der keines anderen Mannes in Deutschland vergleichen. Einem alten hessischen, hochangesehenen reichsfreiherrlichen Geschlecht entsprossen, hatte er mit 16 Jahren schon in der Schlacht bei Waterloo mitgefochten, später lebhaften Antheil an der Begründung der Burschenschaft genommen, war dann in den hessischen Staatsdienst getreten und aus demselben ausgeschieden, als sich seinen gemäßigt liberalen und nationalen Bestrebungen als Mitglied der Stände-

kammer unübersteigliche Hindernisse entgegen stellten. Unter dem Eindruck der Februar-Revolution stellte er in der hessischen Kammer den Antrag, ein interimistisches Reichsoberhaupt mit einer Nationalrepräsentation aus einem Rath der Fürsten und des Volks zu wählen und wurde dann als die Lage sich für die Regierungen kritischer zu gestalten schien und eine große Beängstigung um sich griff, von dem Großherzog als Retter an die Spitze des Ministeriums berufen. Als er diese Stellung, welche unter den obwaltenden Umständen alle Blicke auf ihn lenkte, mit der des Präsidiums der eben erst zusammengetretenen Nationalversammlung vertauschte, war er der Mann des allgemeinen Vertrauens geworden. Als solcher thronte er über den wankend gewordenen Thronen und in der ersten Zeit, während die Gährung der Bevölkerung noch fortdauerte, der die Regierungen rathlos und unentschlossen, das Schlimmste befürchtend, gegenüber standen, hat er eine Macht besessen, wie schwerlich jemals zuvor ein deutscher Privatmann. Er hat sie besessen d. h. er hätte sie ausüben können, wenn er gewollt hätte. Ein ernster Widerstand wäre ihm schwerlich von irgend einer Seite entgegen gestellt worden. Dafür sorgte damals noch die allgemeine politische Lage und Stimmung.

Gagern hat seine Macht in diesem Sinne nicht gebraucht. Ein königstreuer, wenn auch nationalgesinnter, ein die gesetzliche Ordnung liebender und wahrender, wenn auch Willkür mit gesetzlichen Mitteln bekämpfender Mann lag ihm kein Gedanke ferner als der, einer Bewegung, die sich wider Thron und Altar wenden mochte, den Schutz seines Namens und seines Einflusses zu leihen. Befangen in den Gesichtspunkten einer kleinstaatlichen Diplomatie fehlte ihm außerdem der Maßstab für die wirksamen Kräfte einer Volksbewegung. Verschwenderisch mit seinem Vertrauen nach oben, sobald dort den berechtigten Forderungen, die er vertrat, Gewähr versprochen wurde — und war ihm durch seine Ernennung zum Minister nicht schon die stärkste Gewähr geboten worden? — geizte er mit seinem Vertrauen,

sobald sein Blick auf die bewegten Volksmassen fiel, denen er nur zerstörende, keine schaffende Kraft zutraute. Auch darin bewährte er sich ganz als der Führer des rechten Centrums und damit der Mehrheit des Parlaments, der er, so lange dieselbe zusammenhielt, Richtung und Leitung gab.

Auch in dieser Stellung war seine Macht und sein Einfluß natürlich ein nahezu unumschränkter. Die Debatte wurde, sobald er eingriff, von ihm beherrscht. Auch die Linke vermochte sich dem Einfluß, der ihm einmal durch die Umstände zugefallen war, nicht zu entziehen. Bei keiner Gelegenheit trat dies offenkundiger zu Tage, als bei der berühmt gewordenen Debatte über die Wahl des Reichsverwesers Erzherzog Johann. Fünf Tage schon hatte die Redeschlacht in den Räumen der Paulskirche hin und her gewogt. Die Aufregung war mit dem Nahen der durchaus unsicheren Entscheidung immer höher gestiegen.

Um dies zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß auch diesmal, wie schon bei früheren Gelegenheiten, ein Fundamentalprincip in Frage kam, nämlich ob das Parlament seiner Natur und Beschaffenheit und seinem überkommenen Mandat zufolge auf Vereinbarung mit den bestehenden Gewalten angewiesen sei oder nicht. War es Souverän oder nur Mitregent? Die linke Seite des Hauses vertrat selbstverständlich die erstere, die rechte die letztere Auffassung. Die Mittelpartei, das rechte Centrum, war grundsätzlich derselben ebenfalls nicht abgeneigt. Da es aber bei dem Zusammentritt des Parlaments an jeder vorbereitenden und leitenden Thätigkeit seitens der Regierungen und des Bundestags gefehlt hatte, so war sie, ohne es eigentlich zu beanspruchen, dazu übergegangen, das Parlament als verfassunggebende Instanz zu bezeichnen. „Den Beruf und die Vollmacht dieses Verfassungswerk zu schaffen," hatte H. v. Gagern bei Uebernahme des Präsidiums der Nationalversammlung gesagt, „hat die Schwierigkeit, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande

kommen könnte, in unsere Hände gelegt.“ Damit war aber noch nicht gesagt, daß bei der Schaffung einer provisorischen Centralgewalt — bis zur Fertigstellung der Verfassung und Erledigung der Oberhauptsfrage — nicht die regierenden Fürstenhäuser mit herangezogen werden könnten. Mancherlei Opportunitätsrücksichten mochten einen Mittelweg empfehlen. Durch ihre Betheiligung wurden die Fürsten, so calculirte man auf der rechten Seite des Hauses, der ganzen Einrichtung näher gerückt, durch ihre Uebergehung wurden sie verletzt und feindlich gestimmt. Die ganze Mittelpartei neigte sich schließlich dieser Auffassung zu, die von ihr ebenso dringlich empfohlen als von der Linken heftig bekämpft wurde. Denn auf dieser Seite des Hauses wollte man um keinen Preis auch nur einen Zollbreit von der bis jetzt noch fest behaupteten Stellung aufgeben. Man war überzeugt, daß damit der Anfang vom Ende gekommen sei, daß jede Concession an die Regierungen in diesem Punkt die Abdankung bedeute. Hier stand das Princip in Frage, die Fahne — wer fahnenflüchtig wurde, ermuthigte den Gegner und verrieth die eigene Schwäche. „Wer sein Princip aufgiebt“, hatte Ruge ausgerufen, „giebt seine Seele auf und wehe ihm, wenn er es thut!“

In dieser schwülen Stimmung bestieg Gagern am sechsten Tage die Rednertribüne. Die Linke konnte nichts anderes erwarten, als daß der Führer des Centrums das ganze Gewicht seines Einflusses in die Wagschale werfen werde, um der gemäßigten Ansicht eines Compromisses zwischen Regierungen und Parlament nicht blos zum Siege zu verhelfen — dieser wurde kaum noch bezweifelt — sondern der Mehrheit auch noch eine möglichst große Stimmenzahl von dem bestimmbaren linken Centrum zuzuführen. Es kam bekanntlich anders. Nach einer längeren, die Aufmerksamkeit und Geduld in Anspruch nehmenden Prüfung und Sichtung der verschiedenen gemachten Vorschläge, rief Gagern in die erregte Versammlung die Worte von beinahe geschichtlicher Berühmtheit: „Meine Herren, ich thue einen

kühnen Griff, ich sage, wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen. Darum müssen wir sie selbst schaffen, sie muß stark sein.“ Und zu der Linken sich wendend, beschwor er dieselbe alsdann, dem Erzherzog Johann ihre Stimmen zu geben, nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst sei.

Wer (wie Schreiber dieses, der damals als wohlbestallter Primaner die Schule absichtlich versäumt hatte, um der Parlamentssitzung beiwohnen zu können) Zeuge dieses ganzen Vorgangs gewesen ist, hat einen schwer zu verwischenden Eindruck einer im höchsten Grade dramatisch gewordenen Parlamentsscene davongetragen. Denn beispiellos war die Aufregung, die den Worten Gagern's folgte. Ein Sturm ging durch die Versammlung. Die Sitzung wurde sofort unterbrochen und konnte erst nach geraumer Zeit wieder aufgenommen werden. Die Wirkung war um so größer als niemand auf diese Wendung vorbereitet gewesen war, die wie ein Ereigniß eintrat und als Jedermann die volle Bedeutung desselben für den Ausgang zu übersehen in der Lage war. Denn in der That war mit Gagern's Votum das Princip wesentlich im Sinne der Linken erledigt, die daher auch zum Theil jetzt selbst für den Erzherzog-Reichsverweser stimmte. Die vorbehaltene nachträgliche Zustimmung der Regierungen hatte wie alle derartigen Vorbehalte nur papierne Bedeutung. In der That erklärten auch alle Regierungen ohne Zögern ihre Zustimmung.

Ich sagte, daß die Worte Gagern's bei dieser Gelegenheit beinahe geschichtliche Berühmtheit besäßen. Daß man ihnen nicht mehr nachsagen kann, liegt daran, daß der ganze Vorstellungskreis, dem sie den Ausdruck gaben und also auch das Ziel, dem sie zu Gute kamen, dessen Erstreitung für den Augenblick zu einem geradezu sensationellen Ereigniß wurde, chimärische waren. Gerade die Wahl des Erzherzogs-Reichsverwesers hat dies mit erschrecklicher Deutlichkeit erwiesen. Ob man ihn nun wählte, weil oder obgleich er ein Fürst sei — die Wahl eines österreichischen Prinzen Seitens einer Versammlung, in deren

Mehrheit die Vorstellung des preußischen Kaiserthums, trotz aller, vorläufig noch unübersehbaren Schwierigkeiten, mehr und mehr erstarkte, die diesen Gedanken mit Vorliebe in sich nährte und groß zog, war an sich ein politisches Unding. Freilich war auch die Volksthümlichkeit des Prinzen für ihn angerufen worden. Man wies auf ihn hin als auf den ehrlichen Mann, den Prinzen, der durch simple Lebensgewohnheiten eine große Popularität unter seinen Landsleuten genoß, der sich sogar einmal bis zu einem deutsch-patriotisch klingenden Toast verstiegen haben sollte. Das war ein Appell an die Leichtgläubigkeit, der sich aber in der That bei Vielen wirksam erwies. Nur Diejenigen ließen sich nicht bekehren, welche die Wahl des österreichischen Prinzen, theils weil er ein Oesterreicher, theils weil er ein Prinz war, also aus principiellen Gründen beanstandeten, weil sie den Verrath fürchteten, der von beiden Seiten der Volkssache drohte. Andere ließen sich von dem Hinweis auf den Character des angeblich schlichten Biedermanns blenden, von dem man sich nichts Arges zu versehen habe, dessen Persönlichkeit vielmehr die Garantie des integer vitae vollinhaltlich biete. Die Mittelpartei der rechten Seite des Hauses nährte wohl auch das Gefühl, daß nur Fürstennähe Schutz gewähren könne gegen das von Revolutionsstürmen bedrohte Fahrzeug, auf dem man sich zagenden Herzens eingeschifft fühlte und das man in den Hafen zu lootsen unternommen hatte. Indem man bei solcher Gelegenheit freiwillig einem Fürsten die Hand bot, bewies man Mäßigung, man machte an wichtiger Stelle eine moralische Eroberung — und darauf kam, wie es der Mehrheit erschien, Alles an.

Was diese moralische Eroberung, mittelst deren man einen Fürsten ins Schlepptau für eine deutschnationale Sache zu nehmen sich vermaß, was die ihm angedichtete Ehrlichkeit in Wahrheit werth waren, hat der spätere Verlauf erwiesen. Wir wissen jetzt, namentlich aus dem am Schluß seines Lebens von Löwe-Calbe, gewiß einem competenten Zeugen, aufgezeichneten

Erinnerungen „Das Ende des Frankfurter Parlaments“, daß die biedermännische Maske den Maskenträger keineswegs daran hinderte, dieselbe Sache, deren Schutz ihm anbefohlen war und die er scheinbar mit seinem Ansehen deckte, hinter dem Rücken der ihm Vertrauenden zu verrathen. Er übertrumpfte Diejenigen, die ihn als Trumpf gegen die Volkspartei auszuspielen gedacht hatten, gründlichst.

Wir wissen urkundlich, daß, als nach Ablehnung der Friedrich Wilhelm IV. von der Nationalversammlung übertragenen Kaiserwürde die Contrerevolution überall siegesbewußt ihr Haupt erhob, die März-Ministerien entlassen wurden und ein dumpfes Revolutionsgrollen im Volk einen abermaligen verspäteten Ausbruch ankündigte, er es war, der heimlich die Contrerevolution schürte. Während die Blicke sich noch einmal nach Frankfurt und der Centralgewalt richteten als der berufenen Stelle, um das bedrohte Palladium zu retten, war es der fürstliche Inhaber dieser höchsten Ehrenstelle, der hinter dem Rücken seiner Minister durch mit den verschiedenen Höfen gepflogene Privatcorrespondenzen diese zum Widerstand gegen die Reichsgewalt ermuthigte. Die Regierungen trauten indessen auch damals der Sache noch nicht ganz. Die revolutionäre Gährung, die offen in Süddeutschland, in der Pfalz, in Thüringen, in Sachsen aufloderte, mochte schließlich doch einen allgemeinen Brand entzünden, der verschiedene Thronsessel versengen konnte. Vielleicht war es doch sicherer für die Selbsterhaltung sich der unbequemen Reichsverfassung, für deren Wahrung das Volk in die Schranken gerufen werden konnte, nicht offen zu widersetzen. In diesem Dilemma war es der Erzherzog Reichsverweser, der den Zaghaften sich zur verrätherischen Mithülfe anbot.

Als in Württemberg die Gährung wuchs und die ängstlich gewordenen Minister dem König zum Nachgeben, d. h. zur Annahme der Reichsverfassung riethen, war dieser in der Lage einen an ihn persönlich gerichteten Brief des Reichsverwesers vorzulegen, welcher dem König dringend rieth, die Verfassung

nicht anzuerkennen. Der preußische Kaiser sei unmöglich und die Regierungen dürften das Princip der Vereinbarung nicht aufgeben. „Das hatte," bemerkte Löwe-Calbe hierzu in seinen Aufzeichnungen, „der Erzherzog geschrieben, als die Tinte noch nicht trocken war, mit der er das Anschreiben des Reichsministeriums an die einzelnen Regierungen unterzeichnet hatte, in welchen dieselben zur Anerkennung und Durchführung der Verfassung aufgefordert wurden. Oesterreichische Hülfe war dabei in Aussicht gestellt." Der König von Württemberg hielt es schließlich für das Klügste, sich den Frieden mit seinem Lande zu sichern, indem er die Reichsverfassung anerkannte. Vielleicht, weil er an das Zustandekommen derselben ohnehin keinen rechten Glauben hatte, vielleicht aber auch, wie Löwe meint, weil, wie man von dem alten charactervollen Mann wohl annehmen könne, ihm die angebotene österreichische Hülfe in seinem eigenen Lande noch demüthigender gewesen sein würde, als ihm die Anerkennung der Verfassung mit dem preußischen Kaiser war.

Soviel über die traurige Chimäre in Betreff des Reichsverwesers. Die Gagern'sche Partei hielt ihm gegenüber bis zuletzt an ihrer Blindheit fest und besiegelte damit ihr Schicksal. Als nach der Kaiserwahl der Erzherzog sein Mandat niederlegen wollte, beschwor sie ihn — zu ihrem Verderben — dasselbe beizubehalten. Er blieb, um gegen sie und ihre Pläne zu wirken, und als man ihn später von seinem Posten zu entfernen wünschte, blieb er, auf Geheiß der österreichischen Regierung, erst recht, ein Mühlstein am Halse des Ertrinkenden.

Nicht minder kurzsichtig, nicht minder haltlos geplant und blind zuversichtlich und daher nicht minder chimärisch, wenn man Personen und Umstände in Erwägung zieht, war der Plan der erbkaiserlichen Partei, dem widerstrebenden preußischen Herrscher die Kaiserkrone gewissermaßen aufzuzwingen. Deutlich genug hatte derselbe schon lange, ehe die Entscheidung des Parlaments, ihm die Kaiserkrone zu übertragen, fiel, sein „ich will nicht" ausgesprochen. Deutlich genug lag es zu Tage, daß dieser

Monarch, der sich, was ihm wie ein Schandfleck auf der Seele brannte, vor der Revolution in einer unerhörten Weise gedemüthigt hatte, einer revolutionären Versammlung und wäre es die zahmste, nie und nimmer die Kaiserkrone würde verdanken wollen.

Dazu kam noch seine romantisch-legitimistische Auffassung von der Stellung Preußens Oesterreich gegenüber. Es war in den Kreisen der kaiserlichen Partei kein Geheimniß geblieben, daß der König einem Vertrauten*), der ihm zu den steigenden Chancen der Hohenzollern auf die Kaiserkrone seinen Glückwunsch darzubringen sich erlaubt hatte, mit größter Lebhaftigkeit erwidert hatte, das werde niemals geschehen. „Ich bin nicht," hatte der König ausgerufen, „der Erste und nicht der Dritte in Deutschland, ich bin der Zweite. Habsburg ist Kaiser und lieber will ich dem Kaiser wieder das Waschbecken als Truchseß halten, als daß ich selbst meine Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte."

Und seinen ganzen Widerwillen gegen die Ursprungsstelle der ihm zugedachten Würde hatte der König in einem an Vater Arndt gerichteten Brief mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit kundgethan. „Zuvörderst," hatte er diesem geschrieben, den er übrigens als „rechten und echten deutschen Mann" mit warmer Sympathie begrüßte, „das Bekenntniß, daß der scheußliche, ekle Schlamm des Jahres 1848 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe und wo es noch nöthig, noch abwasche"**). Arndt seinerseits

*) Der Vertraute war der General Pfuel, der später als preußischer Ministerpräsident widerwillig der Reaction die Wege zu ebnen hatte. Er hatte sich damals auf einen Wink des Königs nach Frankfurt begeben, um sich die Dinge dort in der Nähe anzusehen.

**) S. Anm. 2. Viel drastischer noch drückte der König sich in einem an Bunsen gerichteten Brief vom 12. December 1848 aus, in welchem er von dem „Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch Gottlob nicht bösesten dieses Jahrhunderts" und von der Kaiserkrone als einem „imaginären Reif aus Dreck und Letten gebacken" spricht.

war also unterrichtet und gewarnt. Er, der bald darauf die Kaiserdeputation auf ihrer Unglücksfahrt nach Berlin, hoffnungsfreudig wie ein Kind, begleitete, wird aber diese Warnung natürlich ebenso in den Wind geschlagen haben, wie alle Uebrigen die ernsthaften drohenden Wetterzeichen nicht beachteten. Nur eine üble Vorbedeutung, die man gewöhnlich nicht ernsthaft nimmt, wurde sonderbarer Weise von den gewiegten Männern der Beachtung werth gehalten: um nicht gerade an dem ominösen 1. April in Berlin einzurücken, machten sie noch ein Quartier in Potsdam und richteten es so ein, daß sie erst am 3. April zu der verhängnißvollen Audienz im weißen Schloß befohlen wurden.

Es ist bekannt, wie dieselbe verlief, bekannt, wie der König bei dieser Gelegenheit seine eigene Würde vergaß, um denen, die ihm eine Krone anzubieten wagten, zeigen zu können, wie er sie und mit ihnen die Revolution in den Staub zu treten gesonnen sei. Löwe, der bei der Vorstellung dem König am nächsten stand, berichtet in seinen „Erinnerungen" darüber: „Jetzt hörte ich nun Worte aus dem königlichen Munde, die ich, wenn ich sie allein gehört, für eine Sinnestäuschung gehalten haben würde. Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß bei einer so feierlichen Gelegenheit von dem Könige selbst in solchen Formen, so bittere Worte, ein so blutiger Hohn an die Deputation gerichtet worden wären, die ihm eine Kaiserkrone angeboten hatte. Es waren höhnende Worte über den Auftrag, den die Deputation auszuführen hatte, wie über die Versammlung, welche die Verfassung mit der Hohenzollern'schen Kaiserkrone beschlossen hatte. Nicht genug damit, wandte er sich dann an die einzelnen Mitglieder noch mit höhnenden Worten. Ich traute meinen Augen und Ohren nicht. Aber nicht ich allein, sondern Alle sahen und hörten die Aeußerungen des Königs. Die Geschichte hat sie aufbewahrt."

Daß der Höchstgestellte im Staat sich einmal so weit erniedrigt, daß er sich an Wehrlosen — die Deputation war ja

selbstverständlich dem König gegenüber vollständig wehrlos — vergreift, ist an sich nichts besonders Verwunderliches. Wie Alter nicht immer vor Thorheit schützt, schützt die königliche Würde nicht immer vor einem Ausbruch, der diese Würde preisgiebt. Darin lag also nicht das Niederschmetternde des ganzen Vorganges, wenigstens nicht für den, der nicht lediglich am äußeren Eindruck haftete. Es lag auch nicht in der Mißhandlung an sich, wohl aber darin, daß diese, im geschichtlichen Sinne, verdient war.

Da stand nun vor dem „Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürsten und Königen“, dem Erben ihrer Macht, die Parlaments-Vertretung, der Erbe der Revolution — machtlos, verarmt. Er hatte sein in seiner Abstammung gelegenes Gut so verwaltet, daß im entscheidenden Moment nichts davon übrig geblieben war. Nun war ihm die klägliche Rolle zugefallen, sich als das aufzuspielen, was er in der That nicht mehr war, als der legitime Vertreter einer Vollmacht, den Obersten der Nation zu küren. Was ist die Vollmacht ohne Macht, die ihr in solchem Fall den einzigen zu Recht bestehenden Anspruch verleiht? Daher die weit über den Eindruck des Augenblicks hinausreichende Wucht in dem, was anscheinend nur wie ein spöttisches bon mot von des Königs Lippen glitt. Zu dem Präsidenten Simson sich wendend, der von der Macht des Vaterlandes, die auf diese Weise erhöht werden solle, gesprochen hatte, sagte er mit sarkastischer Betonung: „Macht — Macht! es ist doch eine merkwürdige Zeit, daß man das anbietet, was man selbst nicht hat, was man gerade sucht.“

Die Lection war derb. Aus ihr war vielleicht die Lehre zu entnehmen, — und sie wurde von Vielen innerlich beherzigt — daß das, was man suchte, hinfort nur auf dem Wege einer Realpolitik, welche die Machtfrage an die oberste Stelle rückt, zu finden sei. Und der die Worte sprach, die solche Nutzanwendung mindestens nahe legten, war gerade derjenige, dessen romantische Sinnesweise jede in dieser Richtung gelegene Aus-

sicht zu versperren schien. So wenig bedeutet die Person etwas gegen die geschichtliche Verkettung der Umstände!

Wie das Unternehmen, ein deutsches Kaiserreich zu gründen, damals wesentlich daran scheiterte, daß das Angebot der Krone nicht von einer mit gebieterischer Machtfülle ausgerüsteten Stelle erfolgte, so löste sich alles andere, was der Nationalversammlung noch zu thun oblag und sie sich schließlich selbst in ein chimärisches Dunstgebilde auf. Denn immer gebrach es derselben an dem festen Boden unter den Füßen, an Ansehen und Kraftbesitz, den sie sich nicht zu schaffen verstanden hatte. Da, als zum ersten Mal bei Gelegenheit des Malmöer Waffenstillstandes*) hinter dem Schein erträumter Macht die Kraftlosigkeit, welche den offenen Ungehorsam nicht zu bändigen sich getraute, hervortrat und zur offenkundigen Thatsache wurde, da also war schon der entscheidende Schicksalsspruch über diese Versammlung ergangen. Von da ab schon prunkte sie nur noch mit einem Scheinleben. Dem Weiterblickenden zeigte sie damals schon die facies hippocratica desjenigen, dessen Stunde, ihm unbewußt, geschlagen hat.

Deshalb waren es Worte von geschichtlicher Bedeutung, welche der angesehenste Historiker des Hauses, Dahlmann, aussprach, als bei der Berathung des Parlaments über den Waffenstillstand das Haus vor der schnöden, nicht wegzuleugnenden Thatsache stand, daß Preußen seine Vollmacht überschritten, daß es einen Waffenstillstand mit Dänemark nicht im Namen der Reichsgewalt, sondern in seinem eigenen und dem des deutschen Bundes abgeschlossen und in demselben die Bedingungen der Centralgewalt unbeachtet gelassen hatte. Deßhalb lagerte sich der Bann eines erstarrten Schweigens über die Versammlung, als Dahlmann bei der ersten Berathung seine Inter-

*) Zu Malmö schloß Preußen am 26. August 1848 einen siebenmonatlichen Waffenstillstand mit Dänemark, wobei es mit Ueberschreitung des ihm von der Centralgewalt ertheilten Mandats nach eigenem Gutdünken verfuhr.

pellation verlas und am Schluß derselben die schmerzlich mahnenden Worte sprach: „Ich füge nur noch eins hinzu: vor wenigen Wochen noch beschloß die Nationalversammlung, daß bei einem demnächstigen Friedensschluß die Ehre Deutschlands gewahrt werden müsse — die Ehre Deutschlands, meine Herren!“ Im Gefühl der tiefsten Beschämung raffte das Parlament sich in der That bei der ersten Berathung zu dem Entschluß auf, den Waffenstillstand zu sistiren, d. h. ihn für ungiltig zu erklären. Aber schon bei der zweiten Berathung war den Meisten der Muth wiederum entfallen. Der Sistirungsbeschluß wurde wieder aufgehoben. Und abermals ertönten nun aus demselben Munde die prophetischen Worte: „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmüthig dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. Denken Sie an diese meine Worte: Nie!“

Der verhängnißvolle Beschluß der Nationalversammlung hatte bekanntlich ein blutiges Nachspiel und forderte Opfer. Die große im Volke herrschende Erregung fand zunächst in einer am nächsten Tage abgehaltenen, massenhaft besuchten Volksversammlung Ausdruck. Die bekannten und beliebtesten Redner der Linken, Zitz von Mainz, Schlöffel von Halbendorf, Simon von Trier, Wesendonck von Düsseldorf u. A. traten hier auf und liehen der Entrüstung beredten Ausdruck. Es wehte die schwüle Luft eines nahenden Ausbruchs in der unruhig hin und her wogenden Volksmasse. Zündende Worte fielen. „Drei und dreißig Jahre“, rief der Abgeordnete Schlöffel den Versammelten zu „hat das deutsche Volk in unerträglicher Sclaverei maßlosen Druck geduldig erlitten, bis es endlich aus ununterbrochenem politischen Sterben zu neuem Leben sich ermannte, eingedenk des Spruches: ‚wem von Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt, der stirbt den raschen Tod im frischen Lauf der Stunden, doch auf wem Liliput mit tausend Nadeln

sitzt, der stirbt Millionenmal an Millionen Wunden'". Und er forderte die Anwesenden auf dieses Spruches eingedenk zu sein, jetzt da feindliche Hände ihnen die Früchte der Revolution entreißen und Liliputs mit Nadelstichen sie zu Tode quälen wollten.

Damit war die Lage des Augenblicks klärlich bezeichnet. Sie war wieder reif geworden dazu, im äußersten Widerstand das Würfelspiel der Entscheidung zu wagen und das Schicksal vom Kanonenmund entgegen zu nehmen. Die Entscheidung fiel am nächsten Tag, am 18. September. Der Beschluß der Volksversammlung, welcher „die Majorität von 258, welche in der Nationalversammlung vom 16. d. M. den schmählichen Waffenstillstand angenommen hat, für Verräther des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre" erklärte, blieb kein leeres Gerede. Der Ernst seines Inhalts gewann Gestalt in dem Wagniß eines blutigen Aufstands und das Aufgebot der gesammten, in Frankfurt liegenden, später noch von Darmstadt aus verstärkten Truppenmacht, der es erst spät am Abend gelang die theilweise auf's hartnäckigste vertheidigten Barrikaden mit Sturm zu nehmen, zeigte, daß der Kampf, von denen, die ihr Leben dabei für Freiheit und Ehre einsetzten, nicht unwerth des entscheidenden Moments mit vollstem Opfermuth und Hingebung gefochten worden war.

Wie schon gesagt, bezeichnete der Verlauf der Malmöer Waffenstillstands-Angelegenheit mit der sich daran anknüpfenden vereinzelten Erhebung eine Krisis in der Geschichte des ersten deutschen Parlaments. Das „ehemals stolze Haupt" hat sich nie wieder erhoben — seine Ohnmacht war nun zur Signatur alles Weiteren geworden. Und dieses Weitere konnte, der geschichtlichen Logik zufolge, nichts Anderes mehr sein als einerseits die unrettbare Niederlage des Verfassungswerks, dem den Boden zu bereiten man versäumt hatte, und andererseits die allmähliche Zerbröckelung des Parlaments selbst. „In seinen Grundvesten hat das alte politische Leben gebebt und, von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen Volks begrüßt

erhebt sich eine neue Größe, das deutsche Parlament". So hatte huldigend der Bundestag zu den Volksvertretern bei ihrem Einzug in dieselben Räume gesprochen, die sie nun, als gefallene Größe, entmuthigt und gebrochen wieder verließen.

Was nun weiter folgte, wie die Zerbröckelung im Einzelnen vor sich ging, wie als erstes Opfer derselben Robert Blum in Wien auf der Brigittenau mit dem Leben büßen mußte, wie einige wenige Getreue das Parlament als „Rumpfparlament" in Stuttgart zur letzten Ruhe bestatteten, nachdem am 20. Mai, gerade ein Jahr nach Eröffnung des Parlaments, die Führer des rechten Centrums, die Beseler, Waitz, Gagern u. s. w. ihre Mandate niedergelegt hatten, wie Angesichts der verrathenen Reichsverfassung die noch einmal auflodernde revolutionäre Kraft im Volk sich in vereinzelten Ausbrüchen erschöpfte, bis sie von der Militärmacht zertreten, endlich der Contrerevolution den Platz räumte, wie diese dann reinen Tisch machte und Preußens schwächliche Versuche, dem zerrissenen nationalen Gewande einen Lappen aufzunähen, verächtlich bei Seite schiebend zum Bundestag zurückkehrte — das Alles ist nur als ein Nachspiel jenes Vorspiels zu betrachten. Seinem wesentlichen Inhalt nach ist es schon in jenem enthalten, an dieser Stelle also nicht mehr im Einzelnen aufzuzählen. Des ersten deutschen Parlaments, seiner Schwächen und seines selbstverschuldeten Schicksals mußte aber an dieser Stelle etwas eingehender gedacht werden. Denn einerseits ergoß sich in der 1848er Bewegung der in den höheren Schichten des deutschen Bürgerthums angestaute Strom der vaterländischen und freiheitlichen Geistesbewegung, andererseits aber ist sie eben durch ihren unglücklichen Verlauf für uns zur Vorschule der Realpolitik, welche jene ablöste, geworden.

In diese Richtung zielte selbst das, was Preußen nunmehr widerwillig in der deutschen Frage zu experimentiren nicht umhin konnte. Es hatte freiwillig das geplante deutsche Staatsgebäude, in dem ihm selbst der Ehrensitz zugedacht war, mit starker Faust zertrümmert, aber damit die Sphinxfrage des zu-

künftigen deutschen Bestandes nicht gelöst. Die Trümmer lagen umher — wer vermochte ein dauerhaftes Neue aus ihnen zu gestalten? Und vor allen Dingen, wem lag diese Aufgabe ob? Daß sie dem souveränen Volk obläge, hatte Preußen selbst für frevelhafte Anmaßung erklärt und ihr entgegen an das Legitimitäts-Princip der Vereinbarung appellirt. Die Vereinbarung zu schaffen fiel ihm also zu, sonst behielten diejenigen Recht, die diesen Weg von vornherein für aussichtslos erklärt hatten und eben deshalb die Entscheidung den Händen der Nation unmittelbar anvertraut wissen wollten. Hier lag also eine selbstgeschaffene Consequenz vor, der auch die widerstrebendste Regierung sich nicht entziehen konnte.

Das Widerstreben selbst aber — das darf nicht übersehen werden — hatte schließlich doch mehr der Person des Anbietenden als dem Anerbieten selbst gegolten. Die 1848er Bewegung hatte ja in ihrem volksthümlichen Ausgangspunkt gleichmäßig freiheitlichen wie nationalen Zielpunkten gegolten. Die Sicherstellung der ersten war verabsäumt worden. Sie waren als „Grundrechte" auf dem Papier stehen geblieben. Selbst wenn Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone mit der Verfassung angenommen hätte, wenn also das nationale Ziel, wie es der erbkaiserlichen Partei vorschwebte, unter Dach und Fach gebracht worden wäre, hätte die freiheitliche Entwicklung in dem Sinne einer „Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage", wie damals der Lieblingsausdruck lautete, keine Aussicht auf Verwirklichung gehabt. Das Uebergewicht der festgefügten Herrschergewalt einer innerlich und ihrem Grundwesen nach despotisch gearteten Militärmonarchie hätte dieselbe trotz aller papiernen Paragraphen und trotz des suspensiven Vetos der Reichsverfassung erdrückt.

In dieser Beziehung war also das Anerbieten für die auf ihre Herrscherrechte eifersüchtige Krone unbedenklich, in der anderen Beziehung der angebotenen Machterweiterung bewahrte sie aber sogar eine gewisse verführerische Kraft. Denn wie

widerwärtig auch dem König der Anbietende gewesen war und wie schnöde er demselben auch die Thür gewiesen hatte, — daß ihm das Anerbieten gemacht worden war, das ließ sich doch einmal nicht aus der Welt schaffen. Die Thatsache stand fest und diese Thatsache allein bedeutete eine Anwartschaft darauf, die Lösung des ungelösten Problems auf's Neue zu versuchen mit der Verpflichtung, dieser Anwartschaft in irgend einer selbstgewählten Form zu genügen.

Daß dieser Eindruck in Preußen der vorherrschende geblieben war, auch nachdem die Kaiserkrone abgelehnt worden und über die ohnmächtige Frankfurter Versammlung zur Tagesordnung gegangen werden konnte, bewies selbst die Note, mittelst welcher die preußische Regierung, dem Beispiel der übrigen Regierungen folgend, ihren Bruch mit der Nationalversammlung schließlich formell vollzog. Diese Note betonte, im Gegensatz zu der bayrischen und österreichischen, das nationale Bedürfniß Deutschland zu einigen, um der Nation eine ihrer Größe und geschichtlichen Bedeutung entsprechende Stellung unter den Völkern zu geben, was nur durch einen deutschen Staat erreicht werden könne.

Es war der Regierung augenscheinlich nicht recht wohl gewesen bei der Abfassung dieses doppelzüngigen Actenstückes, von dem Löwe in seinen „Erinnerungen“ sagt: „Das Ganze machte den Eindruck der Unwahrheit und der niedrigen Heuchelei und diesem Eindruck konnte sich niemand, auch nicht die conservativen Preußen entziehen. Die Verlesung brachte die größte Entrüstung hervor oder noch mehr: einen wahren Ekel und Verachtung vor der Gesinnung, die ein solches Actenstück produciren konnte. Eine übermüthige Sprache würde weniger empört haben, wenn der stramme Preuße dabei zum Vorschein gekommen wäre, als dieses schleichende, in Schlangenwindungen um den Kern der Dinge herumgehende, mit theologischen Salben verklebte gleißnerische Wesen“. In diesem hier so lebhaft getadelten „gleißnerischen Wesen“ bekundete sich indessen nur die Zwangslage, in

welche sich die Regierung verwickelt hatte. Sie brach mit der Nationalversammlung, der sie ein Sündenregister vorhielt, sie brach also mit den Erwählten der Nation, wollte aber die Nation selbst womöglich auf ihre Seite herüberziehen, um sich die ihrer harrende Aufgabe, zu der sie sich bekannte, zu erleichtern. So mußte sie in einem Athem kalt und warm blasen. Die Vereinbarung mit den Fürsten war das von ihr betonte Princip der Nationalversammlung gegenüber gewesen, die dasselbe abgelehnt hatte. Jetzt, wo sie es selbst in die Hand zu nehmen hatte, sah sie sich nothgedrungen, ohne sich doch dazu bekennen zu mögen, nach der Bundesgenossenschaft der Nation um, die sich nun ihrerseits versagte. Denn die anderthalbhundert bankerott gewordenen Politiker, die sich im Juni 1849 in Gotha versammelten, die beiden Gagern, Dahlmann, Beckerath, Bassermann, Simson u. A., welche die nun folgenden preußischen Vereinbarungs-Experimente, den Reichstag zu Erfurt u. s. w., durch ihre moralische Unterstützung lebensfähig zu machen versuchten, hatten mit der Nation und ihrem Fühlen nichts mehr zu thun. Diese selbst aber, die Vereinbarungs-Experimente ohne und seitab von dem Volk, haben ihre geschichtliche Bedeutung nur in ihrer Ergebnißlosigkeit, nur in der dadurch bewirkten vorbereitenden Förderung der Realpolitik auf Seiten der Regierung.

Der „stramme Preuße", der nach Löwe's Wunsch zum Vorschein kommen sollte, war in der Person Bismarck's schon unterwegs — nur war sein Hervortreten noch bedingt dadurch, daß das Interregnum einer in Halbheiten und unentschlossenen Anläufen sich verstrickenden Politik der Widersprüche an seinem eigenen Unvermögen, Etwas zu schaffen, vollends zu Grunde ging. Erst dann konnte eine neue Wendung eintreten.

Die Real- resp. Machtpolitik konnte entweder Methode oder gleichzeitig Methode und Zielpunkt sein. Als Methode bedeutete sie, daß an Stelle chimärischer Vorstellungen und Voraussetzungen die nüchterne Erkenntniß und Abschätzung der

wirklich vorhandenen Kräfte trat und daß diese — und nur diese — zur Operationsbasis im politischen Leben gemacht wurde. Als Zielpunkt bedeutete sie, daß Machterwerb vor allem Anderen an die erste Stelle gerückt wurde. Der Versorgung mit Kraft und Einfluß und den Gütern, von denen diese im Leben abhängen, also nicht in letzter Linie mit Geld und Besitz, gilt alsdann die erste Rücksicht. Für den leitenden Staatsmann der kommenden Zeit hat sie stets in dieser doppelten Bedeutung gegolten. Seiner gesammten Disposition entsprach diese Auffassung. Daß aber auch die Stimmung der Zeit ihm darin nachfolgte und sich in diesem Sinne in der Folgezeit immer ausgesprochener materialisirte, dafür sorgte die gesammte Lage. Denn alle idealen Factoren, welche der 1848er Bewegung das Geleite gegeben, sie aber zu einem unheilvollen Ende geführt hatten, verloren nunmehr an Credit, an Stärke. Eben dadurch vollzog sich ein innerlicher Umschwung der Geister, der jener Auffassung die Hand bot. Man hatte vertraut — das Volk den sogenannten „besten Männern", die besten Männer den Fürsten — man vertraute jetzt nicht mehr. Man hatte großmüthig den eigenen Vortheil preisgegeben in der Erwartung durch diese Großmuth den Gegner zu entwaffnen. Man begriff jetzt, daß diese Uneigennützigkeit zu nichts geführt hatte, daß es vielmehr darauf ankomme, den jedesmaligen Vortheil voll auszunutzen, den Gegner womöglich zu übervortheilen. Alles richtete sich auf eine absolut nüchterne Interessen-Rechnung, auf den Cultus des „berechtigten Egoismus" ein. Man hatte die Freiheit als ideale Lebensbedingung, als Menschenwürde begehrt — im Vorparlament war ohne Bedenken die Theilung Polens für ein „schmachvolles Unrecht" erklärt und die „freie Nationalität Italiens" gefordert worden — jetzt war dies Interesse erkaltet oder mindestens abgeschwächt. Wer jetzt von Freiheit sprach, der sprach davon im Sinne der Verkehrsfreiheit, der Freiheit der nach Außen sich richtenden Bewegung, denn je weiter die innerlichen Zielpunkte und Errungenschaften in der

eigenen Schätzung zurückwichen, desto begehrlicher und bedrohlicher hoben die äußeren mit anmaßlicher Sicherheit ihr Haupt empor.

An diesem Punkte setzte die Entwickelung der Zeit von jetzt ab einen neuen Hebelarm von gewaltiger Kraft ein. Im Jahre 1832 hatte Gentz im Auftrag Metternich's einmal einen Brief an Cotta gerichtet, um sich über die Heine'schen Briefe in der „Allg. Zeitung", welche dem Louis Philippe'schen Bürgerkönigthum zu Leibe gingen, zu beschweren. „Geistlichkeit und Adel", schrieb Gentz damals mit bezeichnender Offenherzigkeit, „mag man längst nicht mehr, sie sind abgethan — wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angestellte, Bankiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers noch mehr perhorrescirt werden als die ehemaligen Fürsten, Grafen und Barone — wer soll denn zuletzt die Staaten regieren?" In der That war dies ja die brennende Frage. Sie war es namentlich für diejenigen, die bisher die Zügel allein in Händen gehabt hatten und die sich den Erschütterungen der Zeit gegenüber so einzurichten wünschten, daß ihnen der Löwenantheil der obersten Gewalt auch ferner in Händen verblieb. Wenn der alte Cotta auf die Gentz'sche Frage geantwortet hätte: „Der Verkehr wird in Zukunft die Staaten regieren, das l'état c'est moi ist im Begriff vom Absolutismus auf den Verkehr überzugehen", so würde er, wenigstens für die nächste Zukunft, einen Seherblick bewährt haben.

Auch die deutsche Frage mußte sich eine Verschiebung auf den Standpunkt des Verkehrs gefallen lassen. Die späteren an sich ziemlich harm- und bedeutungslosen Wiederbelebungsversuche des National-Vereins hätten wohl kaum ausgereicht, sie abermals in den Vordergrund zu rücken. Aber daß ein so verkehrswidrig construirter Staat, wie es das damalige, in zwei Hälften zerrissene und vom Meere abgesperrte Preußen war, unmöglich in dieser Gestalt noch viel länger fortbestehen dürfe, dieser Gesichtspunkt wurde jetzt, wo alles unter dem

Gesichtspunkt des Verkehrs betrachtet wurde, für die öffentliche Meinung von nahezu zwingender Gewalt. Er rückte an die erste Stelle, er überholte, aber ersetzte auch eben dadurch die im Gemüthsleben der Nation wurzelnden Motive älterer Zeit, die unter dem Gewicht der eben erlittenen Niederlage eine Abschwächung erfahren hatten und zurückgetreten waren. Und eine so praktische, rein idealen Gesichtspunkten wenig zugängliche Intelligenz wie diejenige des zukünftigen Leiters der preußischen Politik wußte gerade diese Umstände zu würdigen und zu nutzen.

Zu ihnen gesellte sich freilich noch ein Zweites, ein Ingrimm, der allmählig bis zur Entrüstung anstieg und der nachhaltig in den Gemüthern wirkte, weil er mit dem Palladium der militärischen und Standesehre, dieser in Preußen voll pulsirenden Schlagader, zusammenhing. Das avilir la Prusse des österreichischen Ministers, Fürsten Schwarzenberg, hatte auch ohne das et puis démolir doch etwas allzutief in das spezifisch preußische Bewußtsein eingeschnitten. Der Verlauf der äußeren Begebenheiten bis Bronzell und Olmütz war eine unausgesetzte diplomatische und militärische Blamage für den preußischen Staat gewesen, bei der — nach dem bekannten Ausspruch — der Starke fortwährend einen Schritt um den anderen ruhig zurückwich, während vor ihm die Ehre lag.

Um eine kurze Uebersicht zu geben: im Mai 1849 kam unter den Auspizien des romantisch fabulirenden Herrn v. Radowitz das sogenannte Drei-Königsbündniß (Preußen, Sachsen, Hannover) zu Stande, dem später noch die 28 kleinen deutschen Staaten, welche die Reichsverfassung im Princip angenommen hatten, beitraten. Schon im Oktober zerbröckelte dasselbe wieder durch den Abfall der größeren Staaten. Oesterreichische Drohungen, welche sich auf die angeblich immer noch in Kraft stehende Bundesacte stützten, mittelstaatliche Intriguen, wobei sich Bayern unter dem Minister v. d. Pfordten als dritte deutsche Großmacht aufspielte, und die Unentschlossenheit des

führenden Staates, der sein eigenes Werk preisgab, reichten sich dabei die Hand zum traurigen Bunde. War schon hierbei mehr Unehre als Ehre geerntet worden, so wuchs die erstere im Fortgang zur offenbaren Schande an. Noch bestand das Flickwerk einer „Union" Preußens mit einer Reihe kleinerer Staaten. Im September 1850 proklamirte Oesterreich den 1848 gesetzmäßig aufgelösten Bundestag als zu Recht bestehend, Preußens papierner Protest wurde nicht weiter beachtet. Im October rief Oesterreichs Kreatur, der kurhessische Minister Hassenpflug, die „Bundesexecution" an, um den Verfassungsbruch in dem von ihm drangsalirten Lande durchführen zu können und obgleich dasselbe damals noch formell zur „Union" gehörte, ließ Preußen die unerhörte Vergewaltigung des Landes durch die österreichische Streitmacht, Gewehr bei Fuß, geschehen. Die in Kurhessen eingerückten preußischen Truppen mußten sich damit begnügen „nur die Etappenstraßen zu besetzen". Die in der ruhmreichen Geschichte der preußischen Armee einzig dastehende Begebenheit einer kriegerischen Aktion (bei Bronzell), bei der nichts weiter als ein Schimmel erschossen wurde, vollendete die militärische Blamage wie der unmittelbar darauf folgende Bußgang des Ministers v. Manteuffel nach Olmütz, mittelst dessen derselbe sich allen österreichischen Forderungen mit Inbegriff der Wiederherstellung des Bundestages unterwarf, die diplomatische besiegelte. Das Maß war voll. „Unsere Geschichte kann nichts aufweisen", schrieb damals ein preußischer Diplomat, Graf Pourtalès an Bunsen, „was mit der Niederlage zu Olmütz zu vergleichen wäre. Unsere Kammern und unser Heer zusammen zu trommeln, um in Gala geohrfeigt zu werden, von Concessionen Oesterreichs zu sprechen, weil wir dem Henker Rechberg in Hessen einen Schinderknecht stellen dürfen, als Kuppler und Hehler nach Holstein nachzuhinken, mit Pauken und Trompeten, Protocollen und Urkunden unsere Schande verbriefen lassen zu müssen — das ist so niederschmetternd, daß ich keinen Ausdruck dafür finde."

Zu keiner Zeit, auch nicht in den Tagen von Jena, hatte die Demüthigung Preußens eine solche Tiefe der Erniedrigung erreicht, als unter diesem Monarchen, der sich der Sohn von so und so viel Regenten, Kurfürsten und Königen zu sein berühmt hatte. Diese Demüthigung wurde aber naturgemäß von den dem Monarchen am nächsten Stehenden am schwersten empfunden. Solch' hohe Abstammung besitzt man nicht für sich allein, sondern für sein Volk. Und wenn dieses auch in seiner damaligen Muth- und Stimmungslosigkeit sich dasselbe weniger zu Herzen nahm, so galt dies doch nicht für den Adel. Der Adel war, da er auf Seiten der Regierung stand, in den inneren Kämpfen siegreich geblieben, auf ihn drückte also keine Entmuthigung. Andererseits hatte er wie an dem Glanze, so an der Verunehrung der Krone den nächsten Antheil. Wer von diesen nicht in stumpfsinniger Bigotterie dem Schiffbruch des Staates zusah, froh die Junkerherrlichkeit einer um Thron und Altar summenden Schmeißfliege zu retten, dem ballte sich unwillkürlich die Faust und das Herz krampfte zusammen. Es war doch wahrlich weit gekommen, wenn der treueste Vertraute des Königs, Bunsen, sich zu dem Ausspruch gedrängt sah, kein ehrlicher Mann könne Minister in Preußen sein, so lange der König mit einer so hochverrätherischen Camarilla*) regiere, und

*) Neuere historische Forschungen und Veröffentlichungen: H. v. Sybel (Die Begründung des Deutschen Reichs) und Meinecke (Ueber die Tagebücher des Generals Leopold v. Gerlach) in Sybels Historischer Zeitschrift haben das Bild, das man sich von der sogenannten Camarilla machte, einigermaßen berichtigt. Den Kern derselben bildeten die drei Gebrüder Gerlach, Ludwig, der spätere Appellationsgerichts-Präsident und „Rundschauer" der Kreuzzeitung, Otto, der Prediger, und Leopold, der General. Die Anfänge reichen zurück bis in die zwanziger Jahre, wo sich um den Kronprinzen eine Gruppe von Gesinnungsgenossen sammelte, die aus dem Cultus der Haller'schen Staatsdoctrin das Bewußtsein schöpften, ein tieferes und reineres Verständniß von den Grundlagen des Staates zu besitzen als alle Bureaukraten, Polizeimänner, Liberale und Demokraten zusammengenommen. Ein eigentliches Ministère occulte bildete sich dann seit den

wenn der Conservative Dahlmann, Angesichts des schamlosen Gewaltregiments, das nun in dem von Preußen an Oesterreich ausgelieferten Kurhessen zur Herrschaft gelangte, von dem Unrecht sprach, das jede Scham verloren habe!

Jetzt, wo die preußische Fahne neben der deutschen in den Staub getreten war, fand sich auch die Faust eine mit der anderen zu erheben. Was war Oesterreich, daß man sich so tief vor ihm gebeugt hatte, daß ihm zu Liebe oder aus Furcht vor ihm in der deutschen Sache die eigene bis auf den letzten Funken von selbstständiger Haltung preisgegeben worden war? Stand es wirklich so unantastbar mächtig da? War wirklich eine unentrinnbare Nothwendigkeit vorhanden, sich unter das caudinische Joch zu beugen? Daß dem nicht so war, das erkannte — nicht damals schon, denn Herr von Bismarck vertrat zu jener Zeit noch nachdrücklich die Politik von Olmütz — aber bald darauf der staatsmännische Blick des Mannes, der in den zerfahrenen deutschen Zuständen der Realpolitik die Bahn zu brechen berufen war. Als er von 1851—1859 als Bundestagsgesandter Erfahrungen aus eigener Anschauung gesammelt und dieselben als Gesandter in Petersburg noch ergänzt hatte, war der zukünftige Leiter der europäischen Politik fertig geworden. Er hatte die Unterlage gewonnen, auf welcher eine sichere Abschätzung der Machtverhältnisse der europäischen Großstaaten nun abgeschlossen ruhte. Sie harrte nur ihrer Bethätigung.

Märztagen des Jahres 1848. Graf Voß und die Exminister Alvensleben und Canitz, auch Bismarck, Kleist-Retzow, Heinrich Leo und Stahl nahmen mitunter an den Berathungen der Camarilla Theil oder standen ihr nahe. Die Seele derselben blieb der Präsident v. Gerlach, der eben wegen des neueingeführten Constitutionalismus an der Ueberzeugung festhielt, daß es im christlich-germanischen Staat Vasallenpflicht sei, dem Könige Rath zu geben, wenn man es könne. Ihn focht es wenig an, als der frühere Cabinetsminister v. Thile ihm Ende 1848 erklärte, ein jedes Camarillaregiment sei bei einem constitutionellen Könige entschieden unrecht und führe zum Schaffot.

Wenn ihm das Steuerruder zufiel — und die innere Verworrenheit der Lage drückte ihm als dem Entschlossensten dasselbe bald genug in die Hand — so war gleichzeitig mit ihm der nationale Despotismus erstanden.

Der Despotismus erfährt nun abermals eine Wandlung. Zum ersten Mal nimmt er die deutsche Fahne auf, zum ersten Mal schickt er sich an, die deutsche Frage nach dem Recht und dem Maßstab des Stärkeren zu lösen, zum ersten Mal läßt der Liberalismus ihm in dieser Frage den Vortritt und die Führung. Zum ersten Mal vollzieht sich die Scheidung, daß die bisher untrennbar verbundene liberale und nationale Seite der deutschen Frage sich nicht mehr decken. Unausbleiblich mußte dies im weiteren Verlauf einen großen Einfluß auf die Parteistellung und Parteibildung, ja auch auf die gesammte Anschauung namentlich der kommenden Generation ausüben. Bisher war die deutsche Frage, war das heilig gehaltene schwarz-roth-goldene nationale Abzeichen immer eins gewesen mit der Freiheit. Jetzt stellte sie sich unter eine neue Fahne und die Sympathie für sie verlegte sich zwar nicht ausschließlich, aber doch wesentlich in die Richtung einerseits des materiellen Interesses, andererseits der Abrechnung mit Oesterreich, der Erhebung Preußens aus seiner Selbsterniedrigung. Beidemal trat das Interesse der geistigen Befreiung, der Befestigung der Volksrechte, der Erhebung zur Mündigkeit, der Selbstregierung, der Schleifung despotischer Bollwerke, die bisher für das Volksbewußtsein in erster Linie gestanden hatten, in die zweite Linie.

Und vollends war dies der Fall, als derjenige, der bald darauf die nationale Fahne erhob, seine Machtpolitik zunächst darin bethätigte, daß er den constitutionellen Factoren im eignen Lande die Uebermacht der Regierungsgewalt, wenn sie rücksichtslos gehandhabt wird, und die eigne Ohnmacht gründlich fühlbar machte. Der Wechsel vollzog sich als die Schwerin, Bonin

u. s. w., die Vertreter constitutioneller Ehrlichkeit, ihren Laufpaß erhalten hatten und das Feld räumen mußten. Als dann vollends nach Außen Sieg auf Sieg erfolgte, war die Bewunderung für das Princip der genialen Kraft, auch wenn sie im Sinne des Despotismus, der Rechts-Nichtachtung, gehandhabt wird, an die Stelle der Achtung getreten, die bisher nur den Grundsätzen des Rechts, der Freiheit gegolten hatte.

Dadurch, daß die liberale und nationale Seite in der deutschen Frage sich hinfort nicht mehr deckten, was den Zerfall der alten liberalen Einheitlichkeit zur Folge hatte, sind die Standpunkte immer weiter zerklüftet worden. Unausbleiblich vollzog sich eine Wandlung, als die öffentliche Meinung mit der Rechts-Nichtachtung sich innerlich abzufinden gedrängt wurde, als sie zu einem modus vivendi, ja schließlich zu einer entente cordiale mit derselben gelangte. Jene Rechts-Nichtachtung bedeutete ja allerdings nicht die Nichtachtung des angeblichen legitimen Rechts derjenigen Staatengebilde, welche der Einigung Deutschlands, absichtlich oder unabsichtlich im Wege standen. Denn diesen partikularen, niedergearteten Rechten stand das höhere Recht der Nation gegenüber. Ihre Niederwerfung war und bedeutete eben deshalb eine Rechts-Anerkennung. Aber diesem zur Seite und ebenso vollberechtigt für das Volksbewußtsein hatte bisher das Recht gestanden, sich zur Mündigkeit zu erheben, die Verpflichtung die Gesetzesherrschaft jedem sie mißachtenden, despotisch gearteten Act der Regierungsgewalt gegenüber zu behaupten, jedenfalls dem entgegengesetzten Princip und dem Träger desselben als solchem keine Palmen zu streuen. Nun galt es also zu unterscheiden zwischen dem Träger der deutschen Fahne, der als solcher ein höheres Recht repräsentirte, und dem Träger der Regierungsgewalt im Inneren, der als solcher das Gesetz, wo es ihm hinderlich war, beugte. Indem die öffentliche Meinung der Schwierigkeit dieser Unterscheidung meistens nicht gewachsen war, sondern die Huldigung, die dem ersten gebührte, auch auf den zweiten übertrug, verfiel sie selbst

in gewissem Grade einer unmerklich, aber unwiderstehlich sich vollziehenden Entartung*).

Die Real- und Machtpolitik, wie sie sich bei uns eigenartig despotisch zu Gunsten der nationalen Interessen, aber zu Ungunsten der bürgerlichen Freiheit entwickelte, hatte für die ohne Vorbehalt Zustimmenden immer eine zwiefache Bedeutung. Einerseits war es die Zustimmung dazu, daß an die Stelle der bisherigen Chimären-Politik die Wirklichkeit realer Kraftfactoren gesetzt wurde, — das war der positive Gewinn — andererseits war es die Zustimmung zu der Vergewaltigung des gesetzlichen Rechtes, ohne daß dadurch ein höheres Recht zur Geltung gelangte — das war die Schadenrechnung für jenen ersten Gewinn. Wer das Unheil der Chimären-Politik begriffen hatte, konnte mit seinem Beifall und seiner Zustimmung, soweit es den ersten Punkt betraf, nicht zurückhalten. Wer die Schadenrechnung gedankenlos nicht gewahr wurde oder sie für nichts achtete, weil ihm das Interesse an den hier in Frage stehenden idealen Gütern abhanden gekommen war, gesellte sich zu den unbedenklichen Hurrahrufern und Schweifwedlern. Daß die Zahl derselben im Lauf der Zeit einen so außerordentlichen Umfang erreicht hat, ist aus mancherlei Gründen und namentlich bei der jüngeren Generation auch daraus zu erklären, daß dieselbe den Zusammenhang der immer ferner rückenden Beziehungen, die hier zu berücksichtigen sind, nicht mehr recht zu übersehen im Stande ist.

---

*) H. Heine schreibt einmal vertraulich an Lewald: „Die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küssen". Es war das zu einer Zeit, als er den in seinem Leben mehrfach wiederholten Versuch machte, sich mit der Regierung auf Kosten seiner Grundsätze, denen er zwar nicht abgeschworen, aber deren Tonart er alsdann doch wesentlich umgestimmt haben würde, zu stellen. Der Ausspruch bezeugt, daß ihn immer von Zeit zu Zeit Gesinnungslosigkeit anwandelte. Im Grunde ist aber das Princip, das er empfiehlt, kein anderes als dasjenige, dem ein Theil der liberalen Partei in ihrem Verhältniß zu Bismarck, soweit es sich dabei um liberale Grundsätze handelte, unwillkürlich Folge leistete.

Ich habe mit diesen Ausblicken, die in dem nächsten Abschnitt ihre weitere Ausführung erhalten werden, bereits über die zunächst vorliegende Periode hinausgegriffen. Die in das innere und äußere staatliche Leben Deutschlands umwälzend eingreifenden Ereignisse fallen ja erst geraume Zeit später. Aber für die Erkenntniß des inneren Zusammenhangs hatte die Betrachtung gerade an dieser Stelle Halt zu machen, weil schon hier aus Gründen, die ich auseinander zu setzen versucht habe, ein neuer Fahrwind sich vorbereitet und damit ein neuer Curs und eine neue Entwickelungsbahn, auch in der Gesammtrichtung der Meinungen und Anschauungen, angebahnt wird.

Ueberhaupt ist gerade der Abschluß der ersten Hälfte des Jahrhunderts für Deutschland in dieser Beziehung von großer Bedeutung. Es ist kaum zuviel gesagt, daß dasselbe beinahe mathematisch genau in zwei Hälften zerfällt, die von verschiedenen Lebensgeistern getragen und bewegt werden und die sich im Fortschreiten in ihrem Grundcharacter immer unähnlicher werden. Wir sehen in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts die mit Kant einsetzende philosophische Gedankenarbeit sich immer weiter ausbreiten und in den das geistige Leben der Nation repräsentirenden Bevölkerungsklassen einen festen Halt gewinnen. Das Gesammtinteresse sammelt sich in einer vorher nie dagewesenen Weise um das Gebiet der Speculation*). Selbst die damals ihrem Höhepunkt in classischer Vollendung zustrebende Dichtung vermochte dies Interesse nicht abzuschwächen. Sie theilte sich vielmehr ihrerseits, indem sie sich ebenfalls antheilnehmend erwies, in den Besitz derselben. In einem tiefgehenden Gedankenstrom ziehen die Wellen dahin, die das Empfinden der Nation, bald von Seiten der Kunst, bald von Seiten der philosophischen

*) Ich habe in dem ersten Abschnitte meiner „Hundert Jahre Zeitgeist I." diese Periode als die „metaphysische Periode des Zeitgeistes" aufgeführt. Richtiger wäre dieselbe als die „speculative Periode des Zeitgeistes" bezeichnet worden.

Betrachtung, bald anfeuernd, bald kühlend, immer aber erfrischend und belebend, benetzen. Alle diese Wellen umspülen das unabsehbare Gebiet des Idealen als eines Ideenhaften, dem Bereich der Erde und ihren Geschäften Ueberlegenen. Und es macht dabei kaum einen Unterschied, ob sich dies nun in dem Bemühen, dem Welträthsel mittelst der forschenden Wissenschaft beizukommen, bewegt oder in der Kunst, welche damals in ihren namhaftesten Vertretern ebenfalls den diesseitigen Sorgen und Interessen die jenseitigen einer Erhebung in das Reich des Schönen gegenüberstellte.

Eine erste große Veränderung tritt in diese Tendenz der Zeit erst mit dem Niedergang der philosophischen Thätigkeit ein. Von dem Anfang der dreißiger Jahre an (ungefähr zusammenfallend mit dem Tode Hegel's 1831) erlahmt das Interesse an derselben in den weiten Kreisen der Gebildeten. Der Jenseitigkeitszug, wenn man mit diesem einen Wort eine Stimmung bezeichnen darf, die sich noch zu einem Flug über das zunächst Sichtbare aufgelegt findet und transcendentale Anknüpfungen sucht, wird von einem Diesseitigkeitszug abgelöst. Diesem leistet die negative Kritik auf religiösem Gebiet, die sich um diese Zeit besonders bedeutungsvoll aufthut, einen starken Vorschub. Der französische Atheismus der Holbach und Genossen hatte in Deutschland im Ganzen nur geringe Wirkung ausgeübt. Der angebliche Atheismus eines Fichte noch weniger, da das starke transcendentale Moment seiner ganzen Philosophie demselben das Gegengewicht hielt. Als aber Strauß mit seinem schweren Geschütz vorrückte und in einer wissenschaftlich hochbedeutsamen Arbeit, deren Geltung und Gewicht selbst die ihm abgeneigte Kritik anerkennen mußte, den Evangelienstoff der supranaturalistischen und rationalistischen Behandlung entrückte und für die wissenschaftliche Geschichtsforschung eroberte, da änderte sich die Sachlage.

Strauß selbst hat in seinem „Leben Jesu" — wie er dies namentlich in der Schlußbetrachtung der späteren Volksausgabe

aussprach — zwar nur an der Fortbildung der Christusreligion zur Humanitätsreligion, worauf alle edleren Bestrebungen dieser Zeit gerichtet seien, zu arbeiten geglaubt. Zweck war ihm: durch seine Kritik mittelst unanfechtbarer wissenschaftlicher Nachweise alles dasjenige, was Jesus zu einem übermenschlichen Wesen machte, als verderblichen Wahn hinwegzuräumen. Er wollte das Bild des geschichtlichen Jesus in seinen schlichten, menschlichen Zügen, soweit thunlich, wieder herstellen, die Menschheit für ihr Seelenheil aber an den idealen Christus, d. h. auf jenes sittliche Musterbild verweisen, an welchen der geschichtliche Jesus zwar mehrere Hauptzüge zuerst in's Licht gesetzt hatte, das aber als Anlage ebenso zur allgemeinen Mitgift unserer Gattung gehöre, wie seine Weiterbildung und Vollendung nur die Aufgabe und das Werk der gesammten Menschheit sein könne.

Um das „Gott" benannte höchste Wesen, um den Gottesglauben als solchen handelte es sich bei allem dem nicht direct und nicht in erster Linie. Insofern unterscheidet sich Strauß auch in dieser Beziehung von dem gleichzeitigen Ludwig Feuerbach, dessen atheistische Tendenz schon in seiner ersten anonymen Schrift, den „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", viel unverhüllter hervortrat. Aber die weiter reichende Wirkung war gleichwohl bei beiden, so weit es sich um diesen einen Punkt handelte, nicht wesentlich verschiedenartig, d. h. sie wirkten beide zu Gunsten einer Gottentfremdung sowohl im Bewußtsein wie im Gefühlsleben derer, zu denen diese Wirkung drang. Und der Kreis derselben war, obgleich das Strauß'sche Buch in seiner ersten Ausgabe zunächst für Fachtheologen berechnet war und auch das populärere Feuerbach'sche „Wesen des Christenthums" gelehrte Bildung voraussetzte, ungleich größer als man danach voraussetzen sollte. Denn die directe Berührung mit diesen Werken innerhalb eines kleinen Kreises erzeugte sofort eine tausendfach vergrößerte indirecte Berührung, die sich auf alle diejenigen erstreckte, welche durch geistige Canalisation mit jenen ersten Theilnehmern in irgend welcher Berührung standen.

Bei dem sensationellen Character beider Schriften war aber schon aus reinem Sensationsbedürfniß die Zahl derer sehr groß — sie umfaßte in der That fast alle Höhergebildeten — die dem, was dort vorgebracht und an's Licht gestellt sein sollte, emsig nachfragten.

Auf die allgemeine Wirkung der ersten, die bisherige religiöse Vorstellungswelt tief innerlich erschütternden Schrift, das „Leben Jesu" von Strauß — Feuerbach's „Wesen des Christenthums" erschien erst mehrere Jahre später — läßt sich die Sentenz anwenden: wenn der Purpur fällt, „muß auch der Herzog nach!" Wenn der Gottes sohn derartig vermenschlicht, resp. seiner Uebermenschlichkeit entkleidet wurde, wie es Strauß anstrebte und wenn solches auf Grund seiner Nachweise für glaubwürdig befunden wurde, so konnte auch die Rückwirkung der Auffassung in Bezug auf den Vater eines solchen Sohns, d. h. auf Gott, auf die christliche Gottesvorstellung selbst unmöglich ausbleiben. Auch diese wurde ihrer überirdischen Höhe enthoben. Sie büßte ihre Unantastbarkeit ein. Sie rückte ein in die Kategorie menschlicher Vorstellungsbilder, sie wurde eben deshalb als Glaubensartikel wesentlich geschädigt.

Eine solche Schädigung auf religiösem Gebiet erkältet aber vor allem das herzliche Interesse, während das Interesse des Verstandes daraus vielmehr noch neue Nahrung ziehen kann. Was J. Paul schon ein halbes Jahrhundert früher in seinem „Siebenkäs" in Betreff einiger „lesenden oder gelesenen Magister" mit einem gewissen Schauer anführte, daß sie, „seitdem sie als Baugefangene beim Wasserbau und der Grubenzimmerung der kritischen Philosophie in Tagelohn genommen worden seien, das Dasein Gottes so kaltblütig und kaltherzig erwägen, als ob vom Dasein des Kraken (einem großen Tintenfisch) und Einhorns die Rede wäre"*), das fing sich jetzt auch in weiteren Kreisen zu erfüllen an.

*) Erstes Blumenstück. Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei.

Aber immerhin war die Zahl dieser kritisch gestimmten Geister noch bei weitem die Minderzahl gegenüber denjenigen, bei denen die Auflösung des Gottesreichs sich in Gleichgültigkeit in Bezug auf die ganze Materie umsetzte. Die atheistische Wirkung bekundet sich zunächst darin. Die große Anzahl der zum kritischen Nachdenken nicht aufgelegten, hauptsächlich in wechselnden Geschmackseindrücken ihr geistiges Leben zusammenfassenden Menschen erfährt die Einwirkung auf diesem Gebiet vor Allem dadurch, daß sie den Geschmack an einem Gegenstand, der ihr bisher als besonders wichtig und heilig gegolten, überhaupt verliert. Sie läßt ihn auf sich beruhen, sie ficht ihn nicht an, aber er ficht sie auch nicht an. Oder sie läßt ihn gelten, aber wesentlich nur noch in dem Sinn und der Bedeutung etwa eines schönen Bildes, einer poetischen Vision, eines Ideals zur Erbauung, von dem, ernstlich und praktisch gesprochen, eigentlich nichts mehr abhängt, bei dem man daher auch nur einmal nach Belieben einkehrt, wenn wichtigere Dinge einem die Zeit dafür übrig lassen. Zu einer Gottentfremdung in diesem Sinn, in dem Sinn einer eigentlich unbewußten und ungewollten, aber eben deshalb nur um so fester sich einwurzelnden Abwendung vom Religiös-Jenseitigen haben Strauß und Feuerbach wesentlich fördernd mitgewirkt.

Dies Gepräge trug der Diesseitigkeitszug der vierziger Jahre. Seinerseits half er nun wieder der Verdrängung der Speculation durch die exacte Forschung, der Naturphilosophie durch die Naturwissenschaft u. s. w. den Boden bereiten. Unzählige Kräfte stellten sich von da ab in den Dienst der exacten Forschung, die sich auf das Aufschließen und Ergründen des Meß- und Wägbaren im Bereich der gesammten Lebenserscheinung zurückzog. Auf allen Gebieten wurde das Studium des „Naturprozesses" die Parole des Tages. Aber immerhin war dieser Zug doch noch eng verbunden mit einer Tendenz ein Ideales zu realisiren, d. h. ihm im Staats- und Gesellschaftsleben zur Wirklichkeit zu verhelfen. Das, was als

schön, erhaben, würdig galt, die freie Geistesregung, die Tilgung verjährten Unrechts, die Abnahme der Ketten von den Unterdrückten, die Emancipation der Leidenden und Gedrückten sollte sich mit Fleisch und Blut bekleiden. Die ganze 1848er Bewegung vollzog sich in dieser Aufwärtsbewegung zu einer umfassenden Neuschaffung, in diesem Opfermuth, der sich selbst die Speere in die Brust drückte, um der Freiheit — dem umfassenden Inbegriff des Erstrebenswerthen — eine Gasse zu brechen.

Erst mit der gewaltsamen Erdrückung aller dahin zielenden Strebungen, als die März-Errungenschaften in allen deutschen Staaten unter den Beust, Dalwigk, Borries u. s. w. verfassungswidrigen Octroyirungen erlagen, als die Reaction in Preußen im Anfang der 50er Jahre ihre classische Periode unter Stahl-Gerlach erlebte, als auf's Neue eine unerhörte Hetzjagd wider den Liberalismus mit allen Mitteln des Polizeistaats, mittels Gewissenszwang und administrativer Maßregelungen in's Werk gesetzt wurde, als in den Prozessen wider Waldeck und Ladendorf und in Mecklenburg wider Wiggers das feile Denunciantenthum der Goedsche, Ohm u. A. sich schamlos hervorthat, als die kirchliche Reaction, diese „neuen Päbste in der protestantischen Kirche“ (mit Lessing zu sprechen) die Baumgarten und Diesterweg verfolgte und entsetzte und die Volksschule mittelst der Stiehl'schen „Regulative“ zu knebeln versuchte, erst da vollzog sich ein neuer Umschwung auf geistigem oder vielmehr ethischem Gebiet. Von da ab trägt die zweite Hälfte des Jahrhunderts eine bestimmte, der ersten Hälfte desselben wesentlich entgegengesetzte Signatur.

Diese Signatur pflegt man als Materialismus zu bezeichnen, und es ist gegen diesen Ausdruck bei einer richtigen Auslegung desselben auch nichts einzuwenden. Letztere ergiebt sich aber allerdings erst, wenn man die geistige Rückwirkung, die sich unter dem ungeheueren Druck der Reaction vollzog, in's Auge faßt. Das Endergebniß derselben war im Wesentlichen einerlei Inhalts mit der muth- und glaubenslosen Stimmung

eines Menschen, der, nachdem ihm die gesammten hochfliegenden Pläne im Leben mißlungen, auf bessere Hoffnungen verzichtet, um sich mit dem Rest seiner Energie seinem materiellen Wohlbefinden allein zuzuwenden. Der so tief gedemüthigte und aussichtslos gestimmte öffentliche Geist verfiel theils einer an Galgenhumor anstreifenden Verbissenheit, die alsdann auf geistigem Gebiet im Schopenhauer'schen Pessimismus den entsprechenden Accord fand, theils einem niedrigen Realismus, der geneigt war der Reaction alle ihre Sünden wider den heiligen Geist zu vergeben, wenn er ihr nur den Erwerb nicht störte.

Mehr werth als die hohe, die himmlische Göttin war dem Menschen nun wirklich, nach dem Schiller'schen Ausspruch, „eine tüchtige Kuh" geworden, „die ihn mit Butter versorgt". Für die Versorgung muß aber der Verkehr frei sein. Hierhin verlegte sich also, wie schon vorhin angedeutet, jetzt aber erst näher nachgewiesen werden konnte, die ganze Betonung. Der Diesseitigkeitszug, der auch vorher schon vorhanden war, ohne daß ihm aber die Tendenz abhanden gekommen war, ein Ideales (wie er es eben erfaßte) zu realisiren, entledigt sich jetzt dieser Tendenz. Er macht einen großen Strich durch alle jene Posten, um seine Gedanken und Bestrebungen in einer anderen Richtung, die mit jenen Strebenszielen keine directe Verbindung mehr hatten, zu sammeln. Damit erst materialisirte er sich und in diesem Sinn ist die von da ab vorherrschend gewordene Tendenz des Materialismus, der ethische oder unethische Grundkern desselben, der sich bald mit unwiderstehlicher Gewalt ausbreitete und alle Gebiete beschattete, zu verstehen*).

---

*) Auch K. Biedermann in den „Dreißig Jahren deutscher Geschichte" (1840—1870) verlegt den Ausgangspunkt des modernen Materialismus vorzugsweise in die Wirkung jener Jahre. Nur fehlt bei ihm der genauere Nachweis der psychologischen Vermittlung und der eigenartigen Wirkung des Verkehrsprincips. Er faßt sein Urtheil dahin zusammen: „So war das ganze Staatsleben von den Miasmen einer politisch-moralischen Verderbniß und Fäulniß durchsetzt und ergriffen, welche auf lange hin der Ueber-

Der Materialismus ist einerseits Stimmungslosigkeit für und daher Absage an Interessen rein geistiger Natur, die eben als solche sich unmittelbar unter keinem Gesichtspunkt nützlicher Verwendung unterbringen lassen und andererseits die Tendenz nur das Sinnen-Wohlbefinden zu versorgen. Als solcher ist er natürlich keiner Zeitperiode im Leben der Menschheit ganz fremd und in keiner etwas ganz Neues. Auch Fichte klagt schon im Anfang des Jahrhunderts fortwährend über den hereinbrechenden bedrohlich anwachsenden Materialismus. Neu ist für die zweite Hälfte des Jahrhunderts nur seine Allgemeinheit, weil er zunächst als Umschlag, als schlaffe Windstille nach der Erschöpfung einer Sturmperiode auftritt, ferner seine auf alle Gebiete übergreifende Bedeutung und noch ein Drittes, das vorzugsweise für unser Land, aber auch darüber hinausreichend große Bedeutung erlangt hat und seinen specifisch modernen Antheil ausmacht.

Dieser Antheil ist ihm durch das Judenthum erwachsen und bildet als solcher die tiefbedeutsame und gefährliche Gährung der Judenfrage, die sich zu einer der verwickeltesten Probleme des Culturlebens erweitert hat.

Ein jedes Princip bedingt und erhebt seine ihm eigenthümlichen Priester. War Verkehr und Verkehrsfreiheit — als Versorgung des materiellen Gedeihens, nachdem das ideelle in der Hauptsache seine Ansprüche eingestellt hatte — einmal die große Losung des Tages geworden, so ergab sich die Erhebung der Verkehrspriester in die erste gesellschaftliche Rangklasse, ihre steigende Bedeutung auf allen Gebieten, als eine unvermeidliche logische Nothwendigkeit. Als Verkehrspriester standen

---

zeugungstreue, dem Mannesmuth, der Redlichkeit und Uneigennützigkeit im öffentlichen Leben schweren Abbruch that, die idealen Regungen des Volksgeistes ertödtete oder doch schwächte und an ihre Stelle die gemeine Berechnung persönlicher Vortheile, eigensüchtiger Standes- und Sonderinteressen setzte. Wenn man über den Materialismus unserer Zeit klagt, so vergesse man nicht, wie viel dazu jene Reaction der 1850er Jahre beigetragen hat."

aber durch Speculationsgabe, Findigkeit und rastlose Ausdauer, durch angeborenen Handelsgeist, Unermüdlichkeit und rücksichtslose Benutzung aller Vortheile die Juden allen voran. Ihnen war daher unter diesen Umständen die Bahn zu einer maßgebenden Einflußstellung, zu einer Herrschergewalt als Staat im Staat weit geöffnet, wenn sie sie nur erst betreten durften, wenn ihnen im Wettbewerb der ringenden Kräfte die bisher verweigerte Gleichberechtigung, die freie Bewegung, zugestanden wurde.

Es hatte nicht an Stimmen gefehlt, welche lange, ehe die bürgerliche Gleichstellung der Juden als Staatseinrichtung Geltung erlangte, eine Weltherrschaft derselben mit drastischen Farben als eine Art Zukunftsvision voraus verkündeten. Genau ein volles Jahrhundert vor der Zeit, die wir jetzt in Bezug auf diese brennende Angelegenheit durchleben, warf schon Jean Paul die Frage auf, ob es nicht angezeigt sei, die jüdischen Feste in sämmtlichen Kalendern anzuführen (damals huldigten diesem Brauch nur erst die berlinischen und bairischen Kalender) oder in Zeitungen oder sie durch Ausrufer verkünden und in den Schulen einprägen zu lassen? Die Nothwendigkeit den Christen schon in den Schulen die jüdischen Festzeiten und ihre religiösen Gebräuche mehr einzuprägen, werde erst künftig recht einleuchten, wenn die Juden erst Deutschland zu ihrem gelobten Land erhoben und uns den Kreuz- und Rückzug in das asiatische zu einem heiligen Grabe und einem heiligen Schädelberg übrig gelassen hätten. Und er fügte hinzu: „Gleichwohl sollten wir nicht künftig, wenn wir die christlichen Zähler jüdische Nenner werden, als neue Kreuzzügler das Palästina wieder suchen, nach welchem die Juden selber wenig fragen und jagen. Gewiß werden sie künftig gegen uns weit mehr Geist der Duldung beweisen, als wir sonst leider gegen sie gezeigt: eben ihr Handelsgeist, den man ihnen bisher so verdacht und aufgerückt, wird sich zu einem Schutzgeist für uns arme Christen aufstellen und sich unserer annehmen, da wir ihnen zum Ab-

kaufen und Verspeisen der weggeworfenen unpräparirten Hinterviertel des Viehes (sie dürfen ohne Ausäderung ja bloß die Vordertheile genießen) so unentbehrlich sind. Wer anders als Christen kann ihnen das Vieh, das sie am Schabbes nicht zur Arbeit erniedrigen dürfen, vertreten und die nöthigsten Spann- und Handdienste leisten, und wem wollen sie, gleich den alten Republikanern, Arbeit und Handwerke übertragen als uns, gleichsam ihren edleren Heloten und Sklaven, für welche sie daher gewiß mehr Schonung haben werden als für ihre bisherigen untreuen Wechselschuldner?"

Man sieht, Jean Paul, verstand es schon damals, trotz jedes antisemitischen Organs neuesten Datums, das Unheil einer „jüdischen Universalmonarchie" und ihren geöffneten Rachen den Deutschen nachdrücklich vor die Augen zu führen. Aber sein „künftig" lag in weiter Ferne, seine satirische Prophezeihung knüpfte ausschließlich an den Umstand an, daß die Juden „gleichsam die Generalpriester und Metallkönige der Christen" geworden seien, was die späteren Vertheidiger einer bürgerlichen Gleichstellung eben durch dieselbe abzustellen vermeinten und vor Allen: für dieselbe stritt jenes allgewichtig gewordene Princip, in dem sich recht eigentlich die Scheidung des mittelalterlichen vom modernen Geist zusammenfassen läßt: die Toleranz in religiösen Dingen.

Stahl hat einmal vor dem Hof und einer ansehnlichen, andächtig lauschenden Versammlung, die im Jahre 1855 im „Evangelischen Verein" zu Berlin abgehalten wurde, das geflügelte Wort gesprochen, daß die Toleranz „ein Kind des Unglaubens" sei. Eine derartige Aeußerung gilt der liberalen Anschauung, die den Unglauben von sich abwehren zu müssen glaubt, aber doch tolerant sein will, geradezu als Blasphemie. Aber wenn sie auch im Munde des Hohenpriesters der kirchlichen Reaction blasphemistisch klang, so ist ihr doch ein gutes Theil geschichtlicher und psychologischer Wahrheit nicht abzusprechen.

Es ist zwar wahr, die Worte des Erlösers: „Liebet eure

Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen" scheinen zu beweisen, daß der christliche Glaube Duldung fordere, daß es in seinem Geiste liege, sie zu üben, wie es von seinem Geiste abfallen heiße, wenn man sie verleugne. Die Auslegung liegt nahe, daß die christliche Religion deshalb über und vor Allem eine Religion der Liebe ist und die Toleranz-Uebenden die wahrhaft Gläubigen sind. Aber man darf doch auf der anderen Seite nicht vergessen, daß moderne Toleranz etwas ganz anderes bedeutet, als was ein „Liebet eure Feinde u. s. w." auf dem Grund und Boden einer bestimmten religiösen Ueberzeugung, eines Bekenntnisses zu einer einzigen, so und nicht anders gearteten Heilswahrheit jemals bedeuten kann. Wo diese besteht — und ohne diese kann doch nicht mehr von einem religiösen Glauben, sondern höchstens nur noch vom Meinen und Dafürhalten die Rede sein — giebt es dem Heil dieser einen, allein Anerkennung verdienenden Wahrheit gegenüber ein Unheil, dem alle dienen und verfallen sind, die an jenem nicht Theil haben. Ist es nun, wo diese Annahme gilt, wohl möglich den Gläubigen anzuempfehlen dem Unheil nicht zu steuern, es etwa gar noch zu fördern? Und doch müßte die praktische Wirkung eines Gebotes, denen wohl zu thun, die uns hassen, d. h. die unseren Glauben nicht theilen und ihn und uns deshalb verfolgen, darauf hinaus laufen.

Vom Standpunkt des Glaubens ist eine „Religion der Liebe" im Sinne der Toleranz ein innerer unlösbarer Widerspruch. Die moderne Toleranz fordert Duldung. Sie erhebt ihre Stimme zu Gunsten aller Andersgläubigen und sagt: lasset sie gewähren, achtet ihre religiöse Ueberzeugung, die in ihrer Art ebenfalls achtungswerth ist u. s. w. Der Glaube, der Gläubige kann allem dem nicht zustimmen, da er, wenn er so verfahren wollte, das Unheil fördern würde, indem er es gewähren ließe. Für ihn kann das Gebot der Liebe — auf die, die uns fluchen, bezogen — nur den einen Sinn haben, daß wir uns ihrer an-

nehmen und um sie kümmern sollen, um sie zu gewinnen — für das Heil, das auch ihnen bereitet ist. —

Daß darüber, wie dies Kümmern und Annehmen in der Handhabung vor sich gehen sollte, sehr verschiedene Anschauungen, je nach Zeit, Sitten, Bildungsstufe und Temperament, bestehen konnten, ist leicht begreiflich, da das Gebot: „Liebet eure Feinde u. s. w.“ immer nur den Geist der Liebe bedang, nicht die Handhabung betraf. So liegt denn auf diesem Gebiet die Missionsthätigkeit, von Einzelnen unter Lebensgefahren und größten Beschwerden häufig geübt in jenem Geist opferwilliger Bruderliebe, durch dessen Bethätigung schon die alte christliche Kirche (hauptsächlich aus Judenchristen bestehend) das Heidenthum in Erstaunen setzte. Es liegt auf jenem Gebiet aber auch Gewalt und Zwang aller Art, sofern dieselben nicht aus Haß, sondern rein um der Bekehrung willen geübt wurden. Selbst das Aeußerste, was in diesem Sinn geleistet worden ist, steht nicht unbedingt einem fanatischen Haß und Verfolgungswahn, wie oft sich dieser auch dazu gesellte, sondern dem Glauben als solchem, der retten wollte, sein Rettungswerk aber nach dem Standpunkt seiner Zeit nicht anders zu verstehen vermochte, zu Buche. Und man kann in gewissem Sinn mit unzweifelhaftem Recht sagen, daß principiell, wenn man von der Zeiten Wechsel absieht, der Scheiterhaufen dem Glauben immer noch näher steht, als die Toleranz im modernen Sinn, die gar nichts mit ihm gemein hat.

In jedem unversehrten Glauben liegt also ein natürliches Antipodenthum zur Toleranz. Zwar können ja Umstände den Gläubigen veranlassen den Ungläubigen zu dulden, sich aus Klugheit dessen zu enthalten, daß er ihm Zwang anzuthun versucht, ihn vielmehr ruhig gewähren zu lassen; aber dies geschieht alsdann widerwillig, etwa wie der Muselmann sich heute noch zum Christen verhält. Die Toleranz ist dann ein bloßes Nothgebot. Soll sie aber mehr sein als dies, soll sie als sittliche Verpflichtung gelten, wie dies der Liberalismus und Rationalis-

mus auch dem Glauben gegenüber auf dessen eignem Grund und Boden geltend zu machen von jeher sich bemühten, so fehlen dafür die eigentlichen schlagenden und logisch haltbaren Beweisgründe.

Wenn nun trotzdem die Toleranz sich Bahn zu brechen gewußt hat, so ist der wirkliche Uebergang zu ihr auf anderem Wege erfolgt. Die *abnehmende Glaubensstärke* ist ihre erste Voraussetzung. Mit der abnehmenden Glaubensstärke werden die Hindernisse, die den Uebergang versperrten, mehr oder minder hinfällig. Der *eine* Glaube behauptet nun nicht länger in seinem Bekenntniß die unfehlbare Wahrheit zu besitzen, von der allein Heil, Licht und Segen ausgeht. Damit bildet aber auch der andere Glaube nicht mehr den absoluten Inbegriff alles Unheils, alles Dunkels und alles Unsegens, der eben dadurch ein Unerträgliches bedeutete. Die vom Glauben unabtrennbare Gottwohlgefälligkeit als oberstes und wichtigstes Erforderniß schwindet aus der Vorstellung, damit rückt aber die Sittlichkeit oder Gesinnung in die Stelle ein, die jene besetzt hielt und wirkt ihrerseits für die Duldung, ja vielmehr Anerkennung dessen, an dem die Sittlichkeit nachgewiesen werden kann*). Ist diese aber — der Möglichkeit nach — unabhängig vom Bekenntniß und bedeutet sie den Maßstab des Werthes, so bedeutet jene nur noch die eine Fassung des Ringes unter vielen, während der echte überhaupt verloren ward.

Insofern hatte der Stahl'sche Ausspruch, daß die Toleranz ein Kind des Unglaubens sei, eine gewisse innere Berechtigung. Daß andererseits die abnehmende Glaubensstärke als solche

---

*) — — — — O Himmelswonne! wir freun uns
Alle, die Gutes gethan, nach Kraft und redlicher Einsicht
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!
(Voß' Luise. Erste Idylle.)

häufig denen, die ihr unterliegen, nicht bewußt wird, daß dieselben sie vielmehr leugnen und mit voller Ueberzeugung verneinen zu dürfen glauben, darf bei der verwickelten Natur der ganzen Beziehungen nicht weiter befremden. Ohnehin verzichtet Niemand so leicht auf ein Privilegium und dem sich declarirenden Unglauben gegenüber bedeutet der Glaube ein solches.

Dennoch machte trotz der abnehmenden Glaubensstärke die religiöse Toleranz in Bezug auf die Juden, namentlich aber die Consequenz, welche sich daraus in Bezug auf deren staatsbürgerliche Stellung ergab, nur äußerst langsame Fortschritte. Das Pariathum, welches denselben durch Jahrhunderte lange Uebung anhaftete, stand ihm, selbst als das religiöse Moment sich mehr und mehr abschwächte, als starker Hemmschuh entgegen. Ausbrüche der Volksleidenschaft (1819 an verschiedenen Orten und 1830 in Hamburg) bekundeten die instinktive Stärke des theils in Volkseigenthümlichkeiten, theils in der Verachtung dieses Pariathums gelegenen Widerwillens. Auf der anderen Seite bildete aber gerade der auf die Juden ausgeübte Druck und deren Ausnahmestellung das eigentliche classische Specimen der Intoleranz, das letzte Stück Mittelalter innerhalb des modernen Geistes. Die toleranz-freundliche Strömung mußte an dieser Stelle siegen, wenn sie sich überhaupt des Sieges berühmen wollte. Daher sie auch immer erneut ihre Angriffe hier wiederholte, bis die Bollwerke des Widerstandes allmählig nachgaben. Selbst die Reaction der ersten fünfziger Jahre vermochte weder in Preußen noch in Oesterreich Dauerndes zu schaffen, was der im Vorwärtsschreiten begriffenen Juden-Emancipation Halt geboten hätte. Nur vorübergehend wurde die Schraube einmal zurückgedreht oder versucht auf dem Verwaltungswege die den Juden gewährten Rechte zu schmälern, während der mit dem Jahre 1848 überall zur Anerkennung gelangte Grundsatz der Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntniß officiell unangetastet blieb.

Die Regierungsgewalt setzte gerade in dieser Frage ausnahmsweise den liberalen Strebungen keinen oder keinen ernsthaften Widerstand entgegen. Ihr nächstes Interesse war und blieb Verhütung einer Schmälerung der Regierungssouveränität und einer Demokratisirung des Staatsprincips. Diese kam dabei aber direct nicht in Frage, da es sich ja nur darum handelte, dem jüdischen Theil der Staatsangehörigen dasselbe Maß von Freiheit oder Unfreiheit zu gewähren wie den Uebrigen. Hätte es sich um ein im engeren Sinn demokratisches Grundrecht gehandelt, so wäre demselben gewiß von der Regierungsseite nicht die geringste Einräumung gemacht worden. Da dies wegfiel, blieb die Haltung der Regierungen eine gleichgültige. Das religiöse Princip vermochte sich auch an dieser Stelle nicht mehr zu einer Abwehr aufzuraffen. Hatte doch schon der halb aus Indifferentismus, halb aus Freigeisterei hervorgegangene Ausspruch des großen Königs, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden könne, hinlänglich bekundet, daß ihm die Religionsübung hauptsächlich nur noch nach der Seite des bürgerlichen Gehorsams und des gesitteten Verhaltens von Bedeutung war*). Und trieb er die Toleranz doch sogar soweit, daß er sogar den Jesuiten Schutz und Frieden in seinem Lande anbot**).

---

*) Dem entsprechend sagt auch die preußische Cabinetsordre von 1803, daß es nicht darauf ankomme, in welchem Glauben ein Kind erzogen werde, sondern darauf, daß es zum ordentlichen und gesitteten Menschen aufwachse.

**) Vgl. Max Lehmann: Preußen und die katholische Kirche. Der darauf bezügliche Cabinetsbefehl des Königs vom 31. November 1773 lautet: Mir ist ganz lieb, zu ersehen, daß die Beibehaltung der Jesuiten in meinen Landen und der Schutz, welchen ich selbigen widerfahren lasse, diesem ganzen Orden zu einiger Aufrichtung und Soulagement gereichet, und bin ich ganz wohl zufrieden, daß sothane Provinz sich mit den von Euch erwählten kurpfälzischen Jesuiten, wie auch mit deren Missionären in Holland, England und anderen Welttheilen vereinigen und solchergestalt dieses nützliche Institut durch die Vermittlung der schlesischen Provinz auch noch in mehreren Gegenden erhalten werden möge.

So war denn die religiöse Toleranz hervorgegangen aus der abnehmenden Glaubensstärke, und als ihr Ergebniß die Ausbreitung des Einflusses des Judenthums die namhafteste Errungenschaft des Jahres 1848, die von der Reaktionsfluth unberührt blieb. Wir kommen auf die sich daran anknüpfenden Folgen in ihrer allgemeinen Bedeutung an einer anderen Stelle unserer Darstellung zurück. Hier kam es nur darauf an, zu constatiren, daß von jetzt ab der jüdische Geist eine einflußreichere Rolle, als er bisher besessen, im öffentlichen Leben der Deutschen übernimmt und dieselbe vorwärts dringend ausübt.

III.

Die Aera Bismarck.

Wir fassen, ehe wir auf diese selbst eingehen, zunächst das psychologische Characterbild des Mannes ins Auge, dessen Stempel sie trägt. Wenn wir dies thun, unbeirrt von den Verkleinerern einerseits, die ihm seine nationale bahnbrechende Gewaltthat nicht verzeihen können und von den Schweifwedlern andererseits, so befinden wir uns einem Manne gegenüber, der mit eigenen bedeutenden Kraftmitteln ausgerüstet, sich stets auf den Kraftbesitz als das ausschlaggebende Moment im Leben verläßt. Unbeirrt und entschlossen verfolgt er in allen Lebenslagen die selbstische Tendenz, Sich stets an die Spitze zu bringen. Aber dieses „Sich" bedeutet nicht allein die eigene private Persönlichkeit, sondern je nach den Umständen, auch den Stand, dem er sich spezifisch angehörig fühlt, oder die Regierung, den Staat, die Nation, die dadurch, daß Er sie leitet und repräsentirt, zu seinem erweiterten Selbst werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Kraft, das Uebergewicht, das er unter allen Umständen und Verhältnissen sich zu verschaffen und zu behaupten versucht, niemals problematischer Natur sein darf. Vielmehr muß ihm dieselbe eine sichere Handhabe bieten. Es muß sich eine möglichst sichere Rechnung auf dieselbe gründen lassen. Sicher sind die materiellen, ins Gewicht fallenden, zähl- und wägbaren Kräfte, vor allen Dingen also der Besitz, relativ sicher die Erregung und Benutzung niederer Interessen, weil von ihnen die Meisten abhängig sind, unsicher der Verlaß auf die idealen

Momente im Gemüth und Geistesleben der Menschen, auf edle Leidenschaften u. s. w. Die Neigung, die Rechnung im Allgemeinen sicher, daher aber auch niedrig anzustellen, führt zu einem „gesunden" Realismus in der Mehrzahl der Fälle, kann aber auch zu einer kurzsichtigen Unterschätzung der Tragweite idealer Motive verleiten.

Eine Persönlichkeit, die solche Grundzüge machtvoll in sich vereinigte, brachte den Bedürfnissen des Augenblicks, wie er damals gestaltet war, die stärksten Anknüpfungen entgegen. Sie that es in dem sicheren Griff nach positiven Kraft-Factoren und klaren Rechnungen, denn die eben durchlebte Vergangenheit hatte an einem Uebermaß des Chimärischen gekrankt. Sie that es durch das Hervorkehren des selbstischen Princips, des Eigeninteresses, denn in der allgemeinen Stimmung war nach der großen, meistens fruchtlosen Bewährung des Opfermuths in dem letzten Jahrzehnt die Kraft der Hingebung, die von Sich absieht, in weiten Kreisen zurückgedrängt und geschwächt. Sie that es endlich durch die unbeirrte Entschlossenheit, denn gerade diese war allen Seiten abhanden gekommen.

Auch in der „neuen Aera", die 1858 nach der unheilbaren Erkrankung Friedrich Wilhelm's IV. auf die Verantwortlichkeit des Prinz-Regenten hin in's Leben trat, war es gerade in dieser Hinsicht nicht viel besser bestellt als vorher. Das unsichere Gefühl, nicht ganz Herr der Lage zu sein, die Furcht, weiter getrieben zu werden als man zu gehen eigentlich vorhatte, war dem neuen, von den Mittelparteien mit lebhaften Hoffnungen begrüßten Regiment von vornherein aufgeprägt. Hatte Friedrich Wilhelm IV. nach den Erfahrungen des Jahres 1848 das Aeußerste in einer sinn- und schonungslosen Reaction versucht, und seines Herzens Gelüste in dieser Hinsicht befriedigt, ohne sich doch jemals dabei ganz wohl und sicher zu fühlen, so erging es dem Nachfolger seinerseits kaum viel besser. Der Bruch mit dem System Manteuffel-Westphalen war ja schon aus persönlichen Gründen unvermeidlich gewesen. Der Tag von

Olmütz hatte den damaligen Prinzen von Preußen in ausgeprägt scharfen Gegensatz zu dem Minister von Manteuffel und seinem politischen System gebracht*) und dieser Gegensatz hatte sich unverändert durch die ganze Periode von dessen Amtsführung erhalten. Seine Entlassung, sobald der Prinz-Regent die Regierung übernahm, war die selbstverständliche Folge dieser Constellation.

Aber auch die innere Knechtung der Geister und das Muckerthum, wie sie unter den Ministern v. Westphalen und v. Raumer eifrig gepflegt worden waren, widerstrebten dem soldatisch einfachen Sinn des neuen Herrschers. Von den Sätzen seiner Anrede an die neuen Minister sprachen die Worte, die unter den damaligen Umständen den größten Eindruck machen mußten: „In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit deren Grundanschauungen nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat“ und „Alle Heuchelei und Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist“ gewiß seine innerste Meinung aus.

Trotzdem ward aber sowohl durch die äußerst vorsichtige, fast ängstliche Auswahl der neu gewählten Rathgeber der Krone wie durch andere Sätze der Ansprache und sonstige gelegentliche Aeußerungen schon anfangs deutlich genug bekundet, daß der Prinz-Regent bei dem neuen Kurs sich einigermaßen auf unsicherem Boden fühlte. Er war nicht frei von der Furcht „zu weit nach links getrieben zu werden“**). Das „die ich rief,

---

*) Man erzählte sich damals vertraulich von einer stürmischen Ministerrathssitzung, welcher der Prinz beiwohnte, der bei der Kunde von den Vorgängen in Olmütz seine Entrüstung dadurch drastisch dokumentirte, daß er einen Stuhl aufhob und zertrümmerte.

**) Diesen Ausdruck selbst scheint, wie Biedermann in den „Dreißig Jahre deutscher Geschichte“ hervorhebt, der Prinz-Regent in einem Brief an den Prinz-Gemahl von England gebraucht zu haben, wie sich aus des Letzteren Antwort (vom 26. November 1858) herauslesen läßt. Der Prinz-

die Geister" verursachte seinem Gemüth eine gewisse Beängstigung, welche die Minister ihrerseits mit doppelter Zaghaftigkeit erfüllte und halben Maßregeln geneigt machte. Um nach Oben nicht anzustoßen, verlegte man sich auf's Laviren und verwickelte dadurch die ohnehin schwierige Lage, indem man die Freunde entmuthigte und in gleichem Maße den Gegnern Luft machte.

Schon nach einem Jahre sah sich das Ministerium zu einer mehr oder minder selbstverschuldeten Ohnmacht verurtheilt. Theils war dieselbe darin gelegen, daß es den Widerstand des Herrenhauses gegen nothwendige Fortschritte in Gesetzgebung und Verwaltung zu brechen nicht im Stande war, theils darin, daß das Beamtenthum, der vorigen Regierungsperiode, welches in seinen Stellungen geschont worden war, ihm auf Schritt und Tritt einen äußerst strammen Widerstand entgegenstellte*). Dazu kam dann noch mit erschwerender Hemmung die steigende Bedenklichkeit des Prinz-Regenten. In der zunehmenden Unzufriedenheit, die sich namentlich in dem Ton der demokratischen Blätter kund that, glaubte derselbe eine Bewahrheitung seiner ursprünglich gehegten Besorgnisse erblicken zu müssen. Die Folge davon war, daß er sich den nothwendigsten Maßregeln, wie der Reinigung des Beamtenstandes oder einem Pairsschub, um dem Herrenhaus Ernst zu zeigen, nur um so abgeneigter zeigte.

Die Verwirrung wuchs lawinenartig, als das Ministerium 1860 mit dem Plan einer Heeresorganisation hervortrat, dem die Volksstimmung und das Abgeordnetenhaus aus mancherlei Gründen sich abgeneigt zeigten. Sowohl der Kostenpunkt wie namentlich die anscheinende Zurücksetzung der volksthümlichen

---

Gemahl suchte dem Prinz-Regenten diese Befürchtung auszureden, indem er sein volles Vertrauen auf den gesunden Sinn des preußischen Volkes aussprach. („Aus dem politischen Briefwechsel des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854—61". 2. Aufl. 1881.)

*) Die characteristischen Erlasse der Landräthe und Regierungspräsidenten aus jener Zeit sind in den „Materialien zur Geschichte der Regentschaft" (1859) abgedruckt.

Landwehr zu Gunsten des stehenden Heeres brachen ihm in der öffentlichen Meinung den Stab. Dazu kam noch der aus Anlaß der Heeresvorlage erfolgte Rücktritt des beliebten Kriegsministers v. Bonin und sein Ersatz durch den conservativen General v. Roon. Ihn hielt man für die eigentliche Seele des neuen Plans, während derselbe bekanntlich (wie sich später herausstellte) dem Prinz-Regenten eigenthümlichst angehörte. Was geschehen konnte, um durch Unentschlossenheit und Mangel an Vertrauen auf allen Seiten die Lage immer verfahrener zu gestalten, geschah nun. Das Abgeordnetenhaus bewilligte die geforderte Summe von 9 Millionen Thaler provisorisch, zur Aufrechterhaltung einer Kriegsbereitschaft aus Anlaß der angeblich unsicheren politischen Verhältnisse. Das Ministerium seinerseits ließ sich diese Form der Bewilligung gefallen. Das Abgeordnetenhaus wahrte rein formell den Rechtspunkt und ließ ohne seine ausdrückliche Zustimmung allerdings, aber doch als Mitwisser schuldig, vollendete Thatsachen entstehen, deren Rückgängigmachung später durchaus unthunlich erscheinen mußte. Das Ministerium andererseits suchte sich in der Verlegenheit zu helfen, wie es konnte, und wählte den schlimmsten Ausweg mit provisorisch bewilligten Geldern eine definitiv geplante Organisation in Angriff zu nehmen.

Die verzwickte Lage, aus der es keinen eigentlichen Ausweg gab, ward acut, als das Verlangen nach Klärung, das sich der weitesten Kreise bemächtigt hatte, in den Neuwahlen 1861 durch einen starken Zuwachs der entschieden-liberalen Elemente im preußischen Abgeordnetenhaus seinen Ausdruck fand. Das längst seines Daseins überdrüssige Ministerium ergriff die Gelegenheit seinen Rückzug anzutreten, seine Nachfolger (Graf Lippe, v. Mühler u. s. w.) gehörten der conservativen Partei an. Der unvermeidlich gewordene Conflict drängte von Innen mehr und mehr nach Außen.

In diesem Streit mußte wie in jedem anderen der Stärkere der Sieger bleiben. Wer war nun aber der Stärkere?

War es die Volksvertretung, die ohne materielle Macht, die sie anzuwenden vermocht hätte, nur das verfassungsmäßige Recht, das sie hütete, den Boden des Gesetzes und eventuell das Volk, das zu ihr stand, in die Wagschale werfen konnte? Oder war es der Inhaber der Herrschergewalt, der zwar über alle materiellen Mittel verfügte, sich aber theils durch die übernommenen constitutionellen Pflichten, also durch gewissenhafte Bedenken gehemmt und gebunden fand, theils Scheu trug den Bogen zu überspannen und es auf's Aeußerste ankommen zu lassen?*) Ein unbedingtes Zutrauen auf die eigene Stärke hatte keine der beiden in Conflict gerathenen Parteien. Beide wünschten die Nachgiebigkeit des Anderen zu erzwingen, ohne eigentlich zu

---

*) Bezeichnend für die damalige Stimmung des Königs ist ein später veröffentlichter Brief desselben an den Kriegsminister v. Roon. Derselbe bezieht sich auf den Zweikampf, welchen der Abgeordnete Twesten aus Anlaß seiner Broschüre „Was uns noch retten kann" mit dem General v. Manteuffel zu bestehen hatte und lautet:

Berlin, 27. 5. 61, ½12 Uhr Nachts. Daß der Verlauf dieser Woche das Maß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag derselben in seiner letzten Stunde dies Maß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermuthlich hat General v. Manteuffel Ihnen bereits auch Mittheilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem v. Twesten jun. gemacht, den er verwundet, während er unverletzt blieb. Die zwei Anlagen werden Sie über Alles aufklären, wenn Sie es noch nicht sein sollten. Das Nächste, was zu thun ist, ist wohl, daß ich ihn sofort von seinen Functionen suspendire, wie er es selbst verlangt, und General Alvensleben sofort die Geschäfte übertrage. Nächstdem glaube ich, wird nichts übrig bleiben, als das kriegsrechtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen, so wie mein seliger Vater gegen den damaligen Major v. Thilo (1818) verfuhr. Doch darüber mündlich das Weitere. So sehr wie Ihre Zeit in diesen Tagen auch beschränkt ist, so muß ich Sie doch schon morgen früh um 8 Uhr sprechen. In diesem Moment Manteuffels Dienste zu entbehren, der Triumph der Demokratie, ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen, was dies Ereigniß in meiner allernächsten Umgebung machen muß, das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt! Wo will der Himmel mit mir hin! Wilhelm.

wissen wie. Unter diesen Umständen wurde Herr v. Bismarck, der sich damals als Gesandter in Paris befand, als Minister-präsident an die Spitze der Staats-Geschäfte berufen (1862).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das damalige Abgeordnetenhaus, das sich seiner keineswegs vielversprechenden Lage natürlich vollkommen bewußt war, gegen eine aufrichtige, rück- und vorbehaltlose Anerkennung des verfassungsmäßigen Budgetrechts als des Ecksteins seiner Bedeutung jederzeit bereit gewesen wäre im Wesentlichen den militärischen Anforderungen der Regierung sich willfährig zu erweisen. Namentlich wenn damit die Zusicherung einer nationalen deutschen Politik verbunden worden wäre, würde es an dieser Bereitwilligkeit nicht gefehlt haben. Schon einmal war ein Antrag auf bedingte Bewilligung der geforderten Summen (von Stavenhagen-Sybel-Twesten) eingebracht worden, der, wenn die Regierung ihm zugestimmt hätte, Aussicht auf Annahme gehabt hätte. Allein die damalige Regierung verblieb bei ihrer schroff ablehnenden Haltung. Dem neuen Ministerpräsidenten, den die liberale Mehrheit haßte, mehr aber noch, nach seiner Vergangenheit urtheilend, fürchtete, wäre es ein Leichtes gewesen durch Gewährung constitutioneller Garantien, die um so wirkungsvoller gewesen wäre als Niemand sie zu hoffen wagte, der Regierung die Mehrheit zu sichern. Ein ernsthafter und den geschaffenen Thatsachen gegenüber ohnehin undurchführbarer Widerstand würde von keinem Abgeordnetenhaus, dem guter Wille und Entgegenkommen in der constitutionellen Kernfrage gezeigt worden wäre, versucht worden sein*).

---

*) Wie weit das Abgeordnetenhaus, um aus der schwierigen Lage herauszukommen, der Regierung entgegenzukommen schließlich bereit war, geht am besten daraus hervor, daß seine Vorschläge selbst die bedingungsweise Zustimmung des Kriegsministers v. Roon fanden, der dem militärischen Interesse irgend etwas zu vergeben gewiß nicht geneigt war. Davon, daß das Wesentliche der Reorganisation an der Unnachgiebigkeit der Volksvertretung zu scheitern im Begriff stand, kann also keine Rede sein. Die Unnachgiebigkeit ging von der höchsten Stelle aus. In den „Erinne-

Allein das Characteristische der damaligen Lage, dasjenige Moment, welches für die weitere **innere** Entwickelung am schwersten in's Gewicht fällt, weshalb ihm an dieser Stelle auch eine eingehendere Würdigung gebührt, ist eben, daß jeder derartige Versuch verschmäht wurde. Herr v. Bismarck enthüllte

---

rungen aus meinem Leben" des Consistorialpräsidenten **Hegel** wird über das betreffende Ministerconseil vom 17. September 1862 (unmittelbar vor der Ankunft des Herrn v. Bismarck in Berlin) aus eigener Anschauung Folgendes berichtet: „Im Abgeordnetenhause war von den militärischen Sachverständigen der liberalen Majorität, dem General a. D. **Stavenhagen** und Herrn v. **Vaest** als letzte Concession ein Amendement zu den Festsetzungen im Staatshaushaltsetat beantragt worden, über welches die Minister die Entscheidung des Königs einzuholen sich verpflichtet hielten. Auf ihre Veranlassung wurde die Fortsetzung der parlamentarischen Verhandlung für den folgenden Tag ausgesetzt, und der König berief eine Conseilsitzung in sein Palais. In dieser Conferenz sprach sich der Finanzminister v. d. **Heydt** für die Annahme des Stavenhagen'schen Amendements aus; es erschien ihm die Fortdauer des budgetlosen Zustandes gefährlich und für die Verwaltung unerträglich. Der Kriegsminister v. Roon, von dem unausgesetzten Kampfe ohne Aussicht eines anderen Ausgleichs ermüdet, hielt es für gerathen, auf weitere Verhandlungen mit dem Abgeordnetenhause einzugehen und meinte, daß die Regierung die Anträge von Stavenhagen unter Bedingung von Compensationen annehmen könnte; die letzteren sollten vornehmlich bestehen in der Vermehrung der Capitulanten und in der Errichtung von stehenden Lagern, ähnlich dem Napoleonischen in Chalons. Als auch die übrigen Minister diesen Ansichten zustimmten, erhob sich der König und erklärte, daß er nach seiner festen Ueberzeugung und militärischen Erfahrungen es mit Pflicht und Gewissen nicht vereinigen könne, auf die neue Organisation der Armee mit dreijähriger Dienstzeit zu verzichten, und daß, wenn auch seine Minister ihn hierbei verließen, ihm nichts übrig bleibe, als auf der Stelle den Kronprinzen zu berufen, der zur Zeit in Süd-Deutschland verweilte; derselbe möge und könne statt seiner die Regierung übernehmen und die neuen Vorschläge ausführen. Als der König sofort die Glocke ergreifen wollte, um dem Flügeladjutanten den Befehl zur Ausführung des Telegramms an den Kronprinzen zu ertheilen, sprangen alle Minister auf und baten den König auf das Dringendste, dies zu unterlassen; sie erklärten einmüthig, daß sie bis aufs Aeußerste treu bei ihm ausharren und auch im Abgeordnetenhause seine Entscheidung unbedingt

in der schärfsten und schroffsten Weise die Ohnmacht der Volksvertretung, indem er seinen, resp. der Regierung Willen durchsetzte, ohne sich im Geringsten um constitutionelle, verfassungsmäßige, oder überhaupt irgend welche Rücksichten zu kümmern. Die Realpolitik, die er jetzt zum ersten Mal im inneren Staatsleben inscenirte, zeigte dem bis dahin zweifelhaft erwägenden Herrscher, wo die wirkliche Macht lag und derselbe athmete einem solchen Retter in der Noth gegenüber erleichtert auf. Einer Rechtsverwahrung zu Gunsten des Budgetrechts, die das Abgeordnetenhaus beschloß, um auf diese Weise (wie die Gemäßigten es wünschten) der Regierung einen außerordentlichen Credit bewilligen zu können, damit diese nicht in die Lage komme, verfassungswidrig handeln zu müssen, sprach der Minister trotzend jede Gültigkeit ab. Er ließ es geschehen, daß das Herrenhaus, seine Competenz überschreitend, das ganze ursprüngliche Budget (mit der Mehrforderung für das Heer) annahm, obgleich dasselbe verfassungsmäßig nur das Budget, wie es ihm vom anderen Hause zugeht, im Ganzen annehmen oder ablehnen kann. Er regierte jahraus, jahrein ohne Budget und ließ die papiernen Proteste der Volksvertretung unbekümmert auf sich beruhen. Er knebelte die Presse durch das ungesetzlich eingeführte System „der Verwarnungen", er maßregelte die liberalen Beamten, er trotzte in jeder Weise der Gährung, welche in steigendem Maße das Volk ergriff. Und er trotzte mit Erfolg, dadurch zeigend, nicht bloß, daß er sich nicht fürchtete, sondern daß er sich nicht zu fürchten brauche. Der König aber, der zum erstenmal wieder sicheren Boden unter den Füßen fühlte, wußte nun auch seinerseits wieder fester aufzutreten. Deputationen des Abgeordneten-

---

vertreten würden. Die Sitzung des Ministerconseils im königlichen Palais hatte den ganzen Vormittag über gedauert und wurde nach einer Pause zur weiteren Erwägung am Abend fortgesetzt. Zum Schlusse wurde die am folgenden Tage vom Kriegsminister im Abgeordnetenhause abzugebende Erklärung vereinbart. Es entstand im Hause eine große Erregung, als ihm diese unerwartete Entscheidung verkündet wurde."

hauses, welche seine Hülfe gegen die Verfassungsverletzungen des Ministers anriefen, nahm er gar nicht an und die ihm vorgetragenen Beschwerden wies er rund ab und behandelte sie als Eingriffe in die Rechte der Krone. Andererseits klagte er allerdings Herrn von Beckerath, daß er vor Sorgen um den Conflict gleichwohl keine Nacht schlafe.

In dem preußischen inneren Verfassungsleben hatte damals die Wage geschwankt, aber durch das Eingreifen des Herrn v. Bismarck fiel das Schwert des Brennus in dieselbe. Er etablirte, was man zum Unterschied vom Constitutionalismus füglich einen facultativen Despotismus nennen kann. Ist in einer durchgebildeten bürgerlichen Staatsverfassung der monarchische Despotismus entthront, ist er in der unantastbar sicher gestellten constitutionellen Monarchie wenigstens mediatisirt, so hat er sich in dem facultativen Despotismus nur gewissermaßen freiwillig beschränkt. Eben deshalb liegt in dieser Beschränkung aber keine unbedingte, zuverlässige, unter allen Verhältnissen sich bewährende Anerkennung des bestehenden Verfassungsrechtes. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß dasselbe werthlos sei oder wirkungslos sein müsse. Eine Barrière kann für die Praxis und wo ihr die Gewöhnung zu Hülfe kommt, sehr viel bedeuten und sich doch schließlich als unzulänglich erweisen, als eine Barrière, die in Wirklichkeit keine ist, nämlich in dem Augenblick, wo Jemand, ohne sich Schaden zu thun, über sie hinwegsetzt. Das, was die Barrière herstellen soll, ist dann in Wahrheit nicht vorhanden, da es nicht durch sich selbst besteht, sondern sein Bestehen von dem Umstand abhängt, ob die Person, die über die Barrière wegzusetzen im Stande ist, auftaucht oder nicht.

Wenn eine budgetlose Regierung wider das gegebene Gesetz verstößt, so frägt sich, was daraus wird, wenn dieser Verstoß gleichwohl geübt wird. Wenn die Gesammtverhältnisse im Staatsleben dann so liegen, daß er nichts anderes nach sich zieht, als eine gezwungen bewilligte und nur in der sicheren

Voraussetzung, daß sie gar nicht verweigert werden kann, in Anspruch genommene Indemnität, so ist in solchem Fall das eben gebrauchte Bild von der Barrière zur vollständigen geschichtlichen Wirklichkeit geworden. Es ist daher gerechtfertigt, alsdann von einem facultativen Despotismus zu sprechen. Fürst Bismarck war ganz der Mann danach, um durch die That zu erweisen, daß der facultative Despotismus bei uns, wenn nicht formell, doch der That nach zu Recht besteht und er hat es an dem Thun, welches dafür den Beweis erbrachte, seinerseits nie und bei keiner Gelegenheit fehlen lassen. Seinem Wirken ist ein vorzeitiges Ende bereitet worden, aber er würde, auch wenn er dasselbe unbegrenzt und unbeengt hätte fortführen können, in der inneren Politik es nie in einem anderen Sinn geführt haben, als in dem des facultativen Despotismus. Er hat, so lange er im Amte war, nie den Geist verleugnet, der es ausspricht und zur Noth beweist, daß die gezogene Verfassungs- oder Gesetzes-Barrière den Conflictsfall nicht ausschließt und daß in einem solchen Fall die Entscheidung einzig bei dem Mächtigen, d. h. bei der Regierungsgewalt liegt*). Diese

*) Fürst Bismarck hat bei seinem Aufenthalt in Jena 1892 unter vielem anderen auch eine Lanze für eine starke parlamentarische Majorität als Zügel des Absolutismus eingelegt. Man wird derartige Redewendungen wohl auf sich beruhen lassen dürfen. Worte beweisen wenig, wo Thaten so schwer ins Gewicht fallen. Ein völlig unbetheiligter, aber urtheilsfähiger Beobachter, der Londoner „Standard" bemerkte aus Anlaß dieser oratorischen Leistung daher auch mit Recht: „Wir mißtrauen dem Fürsten Bismarck, sobald er in der Sprache des Liberalismus zu reden beginnt. In einer seiner Reden sagte er, daß eine starke parlamentarische Mehrheit nothwendig sei als Zügel des Absolutismus ebenso sehr wie der Demokratie. Dies ist eine gesunde Whigdoctrin, aber im Munde des Fürsten Bismarck hört sie sich seltsam an, im Munde des Mannes, der Parlamenten getrotzt hat und dessen Verwaltung nichts Anderes war, als auf Absolutismus ruhende Bureaukratie. Eine so große Bekehrung hätte sicher nicht Platz gegriffen, wenn er im Amt geblieben wäre. Er bringt keine Beweisgründe vor und übt nicht einmal wirkliche Kritik. Er spricht nur solche Dinge aus, von denen er glaubt, daß sie denen Schaden zufügen werden, die ihn ersetzt haben."

Machtfülle erhalten heißt aber den Verfassungsstaat, der nur das Gesetz kennt und keinen Conflictsfall außerhalb des gesetzlichen Rahmens anerkennen kann, mehr oder minder auf Gnadenbrot anweisen. Und dies war wiederum ganz in dem Geist jenes angestammten Conservatismus gelegen, der in der machtvollen Persönlichkeit des Reichskanzlers den Staatsmann auf dem preußischen Junker aufgepfropft erscheinen läßt.

Wenn Herr v. Bismarck im Inneren der Volksstimme und dem Verfassungsrecht trotzte, so that er es aber nicht minder in der auswärtigen Politik. Durch den am 15. November 1863 erfolgten Tod König Friedrichs VII. von Dänemark, des letzten männlichen Sprossen der königlichen Linie, war, wenn die Gelegenheit ergriffen wurde, für das gute Recht Schleswig-Holsteins einzutreten, der deutschen Frage abermals ein Thor geöffnet. Freilich war dasselbe durch das Londoner Protocoll von 1852, welches die beiden deutschen Großmächte zu ihrer Schande unterzeichnet hatten, während selbst der Bundestag seine Anerkennung verweigerte, geopfert worden. Aber eben deshalb verlangte die öffentliche Meinung mit größtem Nachdruck die endliche Lossagung von diesem hochverrätherischen Akt der Cabinetspolitik aus der Periode der größten Erniedrigung Deutschlands*). Sie verlangte es mit doppeltem Nachdruck von Preußen, als dem führenden Staat, dessen gegenwärtiger Herrscher die verheißungsvollen Worte gesprochen hatte, die zu bewahrheiten nun die Gelegenheit gekommen war: „Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist". Und sie blickte gespannt auf den leitenden Minister, der jetzt zum erstenmal erweisen konnte, ob er der Gewaltthätigkeit im Inneren eine gewaltige That nach Außen im Sinne und

---

*) Bekanntlich regelte das Londoner Protocoll die Erbfolge in der dänischen Monarchie dahin, daß in derselben mit Einschluß der Herzogthümer der jüngere Zweig der schleswig-holsteinischen Linie, das Haus Glücksburg, erbberechtigt sein solle. Das in den Herzogthümern geltende Verfassungsrecht war damit beseitigt.

auf den Wegen einer nationalen Politik, die allerdings nur eine freiheitliche sein konnte, an die Seite zu stellen vermochte.

Allein Herr v. Bismarck verharrte im Verein mit Oesterreich bei dem verhaßten Londoner Protocoll. Daß dasselbe aus dem gebrochenen Volksrecht mittelst willkürlicher Abmachungen der Cabinette*) entstanden war, das war für ihn kein Grund, es zu verleugnen. Diese einzig mögliche Sühne für das begangene Unrecht zu vollziehen, lag ihm durchaus fern. Er sagte sich erst von ihm los, als Dänemark in seiner Verblendung die vorgängigen Verabredungen (1851 und 1852) auszuführen sich anhaltend weigerte, von deren Erfüllung die Großmächte die Rechtsgültigkeit des Londoner Protocolls abhängig erklärt hatten.

Es ist eine offene Frage geblieben, die nicht zu beantworten ist und von deren Beantwortung doch an dieser Stelle eine wichtige Entscheidung abhängt, was geworden wäre, wenn Dänemark jenes Maaß von fast unbegreiflicher Verblendung nicht besessen hätte, die Schleswig-Holstein'sche Frage also aus den Schlingen des Londoner Protocolls nicht erlöst worden wäre, der Conflict mit Oesterreich sich aus jener Veranlassung nicht entsponnen hätte u. s. w.

Derartige Betrachtungen verlieren an Gewicht und werden als gegenstandlos bei Seite geschoben, sobald sie retrospectiv geworden sind. Damals waren sie das aber nicht. Die Würfel rollten noch, die Entscheidung war noch nicht gefallen. Dänemark auch nur die Möglichkeit zu gewähren, sich mit heiler Haut aus dem schlimmen Handel zu ziehen, mußte Allen als die Fortsetzung jener Cabinetspolitik erscheinen, die in diesem verheißungsvollen Augenblick den Interessen der Nation abermals zum Verhängniß zu werden drohte. Deshalb lehnte das

---

*) Außer dem Bundestag hatten mehrere deutsche Regierungen, und auch die Stände der Herzogthümer, sowie die Agnaten des Hauses Oldenburg das Londoner Protocoll niemals anerkannt.

Abgeordnetenhaus mit gutem Grund die damals für die Zwecke der Bundesexecution in den Herzogthümern von der Regierung geforderte Summe von 12 Millionen Thalern und zwar mit der großen Mehrheit von 275 gegen 51 Stimmen ab. Und sie faßte ihren eigenen Standpunkt noch einmal in der von Schulze-Delitzsch vorgeschlagenen Resolution zusammen: „einer Politik, welche kein anderes Resultat haben könne, als die Herzogthümer abermals an Dänemark auszuliefern, in Deutschland aber den Bürgerkrieg herauszufordern, mit allen ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln entgegentreten zu wollen“.

Als im weiteren Verlauf der Dinge der hier schon als drohend ins Auge gefaßte Bürgerkrieg zur Thatsache wurde, verweigerte das Abgeordnetenhaus abermals die Mittel zur Kriegführung, weil und so lange nicht dem Budget und damit dem Verfassungsrecht Seitens der Regierung Genüge geleistet worden sei. Anders konnte die Volksvertretung schon in ihrer Eigenschaft als Hüterin der Volksrechte nicht verfahren, wo es sich um ein Grundrecht des verfassungsmäßigen Lebens handelte. Aber auch rein vom Standpunkt des Staatsinteresses, zur Sicherung des Erfolges in einem so gewaltigen Unternehmen, wie es damals bevorstand, schien die Aenderung des bisherigen Systems durchaus geboten. Nur dadurch konnte der Regierung die fehlende Zustimmung des Volkes und seine Kraft für den äußersten Fall verfügbar gemacht werden. Daher denn auch die gemäßigtesten Liberalen, wie z. B. Treitschke (in einem Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher“) vor allem Anderen die ungesäumte Herstellung des Budgetrechts nachdrücklichst verlangten. Statt dessen erfolgte die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Die Regierung fühlte sich stark genug ohne und gegen dasselbe fertig zu werden.

Drei Monate später (August 1866) stand Herr v. Bismarck abermals, aber als Triumphator vor der Volksvertretung. Es war nicht mehr dasselbe Abgeordnetenhaus, sondern sein Nachfolger, mit dem er es zu thun hatte. Die erlahmende Energie

der Volksstimmung, ihr Schwanken gegenüber dem Minister, der allen Rechtsverwahrungen und Drohungen unzugänglich geblieben war und schon während der Wahlen auf den Ausgang der schleswig-holsteinischen Angelegenheit als auf einen ungeahnten ersten Erfolg hinzuweisen vermochte, war in dem Ausfall der Wahlen zu Tage getreten. Die Fortschrittspartei war auf eine Minderheit reducirt, die gemäßigt Liberalen und Conservativen dagegen hatten ihre Zahl vermehrt. Und diesem Abgeordnetenhaus, das dem sieggekrönten Minister nichts wie Niederlage auf Niederlage der früheren Volksvertretung entgegenzusetzen hatte, trat der Triumphator entgegen mit dem Oelzweig eines Indemnitätsgesuches in der Hand. Zwar war es ein sehr bescheidener Oelzweig — in Wahrheit nichts als die Anerkennung der Thatsache, daß die Regierung den Staatshaushalt mehrere Jahre ohne gesetzliche Grundlage geführt habe. In der hinzugefügten Motivirung, daß die Regierung dies aus „pflichtmäßiger Ueberzeugung" in Berücksichtigung von Existenzfragen des Staats gethan habe, „denen eine Regierung sich im Interesse des Landes nicht entziehen dürfe", lag so deutlich wie möglich ausgesprochen, daß die Regierung sich einer moralischen Verantwortlichkeit für dieses ungesetzliche Verfahren enthoben fühle. Und das Gesuch einer Indemnitätsertheilung, welches die Regierung an das Abgeordnetenhaus richtete, hieß unter diesen Umständen nur, die Volksvertretung möge erklären, daß es diese moralische Verantwortlichkeit achte. Sie drückte dadurch ihre Zustimmung dazu aus, daß ein Wirthschaften ohne gesetzmäßige Grundlage, wenn es nur „aus pflichtmäßiger Ueberzeugung" geschehe, jedesmal auch für formell gültig erklärt werden müsse.

Die Regierung gab also im Grunde keinen Deut von ihrem principiellen Standpunkt auf. Nur daß es das Abgeordnetenhaus ersuchte, demselben seinerseits zuzustimmen, nur in der Form des Ersuchens lag das einzige scheinbare Entgegenkommen. Diese Form bedeutete aber jedenfalls nicht mehr als

etwa, wenn der Sieger dem besiegten, am Boden liegenden Feind die Hand reicht, um ihn beim Aufstehen zu unterstützen, ein Act der Courteoisie, der den Sieger mehr wie den Besiegten ehrt.

Das Abgeordnetenhaus, dem keine Wahl gelassen war, schloß in seiner Mehrheit den Frieden, wie er ihm angeboten war. Twesten, der unerschrockene Redner der Fortschrittspartei in den früheren Sessionen, hob die zwingenden Gründe der Lage hervor. „Die Hunderttausende unserer Krieger, die an den heimathlichen Heerd zurückkehren“, sagte er, „werden nicht von dem Budgetrecht sprechen, sondern von den Schlachten, die sie gewonnen, von den Erfolgen, die sie errungen haben. Auf diese Stimmung, auf diese öffentliche Meinung haben wir Rücksicht zu nehmen.“ Und Graf Schwerin, der sich immer mehr durch Redlichkeit wie durch Scharfblick auszeichnete, fügte noch ein ausdrückliches pater peccavi hinzu und bekannte mit Freuden, daß er sich geirrt habe. Der von der Regierung beanspruchte Credit wurde ihr bewilligt und das neue Einvernehmen durch eine Reihe von Dotationen (bewilligt mit allen gegen 80 Stimmen) besiegelt. Der Zank um das preußische Militärbudget war durch die Schaffung des Norddeutschen Bundes ohnehin seiner praktischen Bedeutung — abgesehen von dem damit verbundenen verfassungsrechtlichen Moment — entrückt.

So hatte denn die Regierung oder vielmehr Herr v. Bismarck als die Seele derselben auf der ganzen Linie gesiegt. Er hatte nach Außen gesiegt — Oesterreich durch taktisch-diplomatische Kunstgriffe aller Art, bei denen die österreichische Diplomatie einmal ausnahmsweise entschieden den Kürzeren gezogen hatte, Schleswig-Holstein entrungen und das darob empörte Kaiserreich alsdann durch einen wuchtig niederschmetternden Stoß zum Verzicht auf seine bisherige Stellung in Deutschland gezwungen, er hatte den Bund gesprengt, Fürsten entsetzt und eine Bundes-Verfassung, die bisher in allen Verhandlungen mit den

Mittel- und Kleinstaaten trotz aller guten Worte regelmäßig gescheitert war, für Norddeutschland wenigstens aus dem Boden gestampft, denn dem entschlossen auftretenden, siegreichen Preußen gegenüber verstummte sofort jeder Widerspruch; — er hatte nach Innen gesiegt, den mit Zweifels-Anwandlungen kämpfenden König Schritt für Schritt auf eine Bahn vorwärts gedrängt, die ziemlich unvermeidlich zu einer blutigen Auseinandersetzung mit dessen königlichen Vettern führen mußte, was der König unzweifelhaft bis zum letzten Moment zu vermeiden gewünscht hatte. Er hatte ihm andererseits seine Regierungs-Souveränität gerettet und ihn von der Furcht befreit, sich der Volksvertretung gegenüber nachgiebig erweisen zu müssen. Der Volksvertretung aber hatte er seine Uebermacht und ihre Ohnmacht gezeigt und die Verfassung zwar nicht zerrissen, was er nicht konnte; aber gewissermaßen suspendirt, da er ohne und wider sie Jahre hindurch unangefochten regiert hatte. Er hatte endlich Frieden geschlossen auf seine Bedingungen hin und, wie er ausdrücklich hinzufügte, nicht weil die Regierung kampfunfähig sei, sondern weil sie den Frieden zu finden hoffe, mit anderen Worten: weil sie ihn jetzt dictiren zu können glaubte*).

---

*) Daß für die Geneigtheit des Herrn v. Bismarck, die rein formelle Einräumung des Indemnitäts-Ersuchens zu machen, die auswärtige Lage außerdem mitsprechend war, ist selbstverständlich. Diesen Punkt hat der Abgeordnete Richter im Reichstag noch neuerdings (im April 1892) ausdrücklich hervorgehoben, indem er gegen den Abgeordneten Stöcker gewendet sagte: „Im Jahre 1866 hatte die Regierung vier Jahre verfassungswidrig gewirthschaftet, ihren auf die Verfassung geleisteten Eid gebrochen (Oho! rechts), eidbrüchig gegen die Verfassung regiert. Wenn Sie die Roon'schen Briefe gelesen hätten, würden Sie wissen, daß er sich selbst dessen bewußt war. Wenn die Regierung nach vier Jahren eidbrüchigen Regiments (Zischen rechts) — wenn es Ihnen nicht gefällt, so hüten Sie sich, die Vergangenheit aufzurollen — um Indemnität nachsuchte, so war es das Geringste, was sie zu thun hatte, oder haben Sie keine Achtung vor eidlichen Verpflichtungen, Herr Stöcker! Ist das nicht der Fall, so müßte Ihnen die politische Klugheit sagen, daß Fürst Bismarck das Mindeste gethan hat,

Was dieser dictirte Frieden im Grunde bedeutete, wurde bereits hervorgehoben. Er bedeutete mit höflicher Umschreibung: wir (die Regierung) anerkennen Euer Budgetrecht, unter der Voraussetzung, daß ihr (die Volksvertretung) darauf verzichtet, es jemals zu gebrauchen, sobald es der Regierung nicht paßt, d. h. sobald die Regierung nach ihrer Auffassung von den Interessen des Landes mit „pflichtmäßiger Ueberzeugung" sich über dasselbe wegsetzen zu dürfen glaubt. Daß das Abgeordnetenhaus in seiner damaligen Lage nur den ersten Theil dieses Bekenntnisses — die formelle Anerkennung des Budgetrechts — als wichtige Einräumung mit Dank acceptirte und über das Uebrige hinweghörte, kann ihm kaum verdacht werden. In der Politik muß als Regel gelten keinen Vortheil aufzugeben. War aber nichts Besseres zu erreichen, so mußte schon das als strategischer Vortheil gelten, wenn man der Regierung diejenige Meinung unterschob, die eine Anerkennung des geltenden Verfassungsrechts und eine Gewähr ihrer constitutionellen Haltung für die Zukunft auszudrücken schien. Kam es anders, so war durch diese Haltung wenigstens nichts verloren und aufgegeben, während durch einen Widerstand ohne Widerstands*kraft* nichts mehr zu erreichen war. Auf solchen und ähnlichen Erwägungen und auf der Ueberzeugung, daß bei der mächtigen Umwälzung der deutschen Verfassungsverhältnisse nothwendig Hand angelegt werden *müsse* und ein Beiseitestehen nichts frommen könne, beruhte die damalige Bildung der *nationalliberalen* Partei.

Diese Erwägungen waren politischer Natur und für eine politische Stellungnahme der Parteien ausreichend. Aber indem diese letztere — wenn auch irrthümlich — vom Volk als ein einfaches zu „Kreuz-Kriechen" der bisherigen Opposition angesehen und ausgelegt wurde, vervollständigte es den Eindruck,

---

was er als Staatsmann thun mußte. Heute kennt man die ungeheure Gefahr, in der Preußen nach dem Kriege von 1866 sich befand. Unverantwortlich hätte Fürst Bismarck gehandelt, hätte er der schwierigen Lage nach außen die innere Gefahr noch hinzugefügt.

daß dem Sieger Bismarck Alles — mit Ausnahme einer kleinen, kaum noch beachtenswerthen Fronde — zu Füßen liege. Und dies wiederum bedeutete und demonstrirte nichts Anderes, als daß Macht, die sich in dem Allesbezwinger verkörperte, vor Recht, dessen ohnmächtigen Hüter die Opposition darstellte, gehe. Was war nun aber das eigentlich siegreiche Princip, das auf diese Weise ans Licht trat? Welcher Eindruck blieb aus diesen Vorgängen als der dauernde, als ihre eigentliche Lehre in den Gemüthern, wenn nicht Aller, so doch Vieler haften? Es war der, daß eine kraftgenialische Individualität (deren vollendeten Typus Bismarck darzustellen schien) sich überhaupt Alles erlauben darf und vor nichts zurückzuscheuen braucht. Wenn man mit einem knappen Ausdruck das bezeichnen will, was sich dadurch in der Auffassung der Geister anbahnte und ausbreitete, so läßt sich etwa sagen, daß während bisher vorwiegend Grundsätze Kraft zu gewinnen strebten, nun die Kraft, der Kraftbesitz zum Grundsatz erhoben wurde.

Diesen Eindruck mußten die nächsten Jahre, die den zum Grafen und Fürsten emporsteigenden Herrn v. Bismarck auf den Gipfel seiner äußeren Größe führten, noch auf's Mächtigste befestigen. Bisher war durch das, was die jüngsten Ereignisse im inneren deutschen Verfassungsleben gezeitigt hatten, im Grunde hauptsächlich das Großpreußenthum gut gefahren. Das heißt, es lag klar zu Tage, daß Preußen sich sehr angenehm und zweckmäßig arrondirt und innerlich wie äußerlich gestärkt hatte. Hatte Bismarck schon bei seinem ersten Auftreten als Ministerpräsident Andeutungen fallen lassen, wie die „Preußens Leib sei zu schmal für die Rüstung, die er tragen müsse“ und „Preußens Grenzen seien zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig“, so war jetzt ersichtlich geworden, daß seine Politik darauf bedacht und mit Erfolg bedacht gewesen war, diesem Uebelstand thunlichst abzuhelfen.

Weniger deutlich ließ sich übersehen, wie die das ganze Vaterland umspannende, die eigentliche national-deutsche Frage

dabei fahren werde. Und wenn die französischen Staatsmänner bei der gewaltigen Erstarkung Preußens und der Ueberlegenheit der leitenden Kraft des Staates „patriotische Beklemmungen“ empfanden, so fehlten diese andererseits auch nicht auf deutscher Seite. Es war dies nicht ausschließlich demokratische Sonderbündelei. Auch aufrichtige Patrioten, namentlich auf süddeutscher Seite, die stets die Führung Preußens angerufen und vertreten hatten, sahen das Ergebniß des Krieges mit Oesterreich in Bezug auf die deutsche Frage nicht ohne Bedenken an. Was erreicht worden war, bedeutete ohne Zweifel einen großen Fortschritt, aber, weil Halt gemacht worden war, auch wiederum eine große Hemmung. Was man vor sich hatte — der „Norddeutsche Bund“ einerseits und ein „Verein der Südstaaten“ andererseits — sah mehr nach einem Großpreußen und einem Kleindeutschland als nach etwas Anderem aus. Und ob man nun an der alten Forderung festhielt, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse, oder den umgekehrten Weg für den richtigen ansah, immer schien es jetzt, nachdem man einen bestimmten Abschluß erreicht, daß dieser Abschluß sowohl den einen wie den anderen Weg nahezu versperre.

Zwar war dem Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund kein Riegel vorgeschoben, im Gegentheil in der Verfassung des letzteren war er formell vorbehalten. Aber wie sollte derselbe praktisch zu Stande kommen? Am ehesten schien das noch in der Weise erreichbar zu sein, daß die Geneigtheit eines einzelnen Staates benutzt und das Band der übrigen dadurch gelockert und ihre Nachfolge vorbereitet wurde. Dem stand aber wieder bei peinlicher Auslegung der Prager Friede entgegen, der nur von einer „nationalen Verbindung des Vereins der Südstaaten“ (nicht eines einzelnen Staates) mit dem „Nordbunde“ redete. Und in der That, als Baden seine Geneigtheit demselben beizutreten bekundete, vermied Herr v. Bismarck es, von derselben Gebrauch zu machen. Baden mußte außerhalb des Bundes verbleiben. Offenbar geschah dies mit

Rücksicht auf Frankreich, welches die Handhabe, die ihm der Prager Friede zu einem Einspruch bot, zu benutzen schwerlich versäumt haben würde. Aber wenn man diese Rücksicht auf den mächtigen Nachbar nicht aus den Augen setzen wollte, so war um so weniger abzusehen, wie man das darin gelegene Hinderniß für die Einigung von Gesammt-Deutschland überwinden sollte.

Einer kriegerischen Abrechnung mit Frankreich, die zu jener Zeit schon Vielen wünschenswerth, weil unvermeidlich erschien, war der leitende Staatsmann damals noch abgeneigt. Er glaubte, nach seinen eigenen späteren Erklärungen, an der Möglichkeit festhalten zu sollen, daß in Frankreich Veränderungen eintreten könnten, welche das Volk von seinen kriegerischen Gelüsten nach Außen ablenken würden. Wenn diese Rechnung stimmte und man die Kriegsgefahr nicht selbst heraufbeschwören wollte, so schien der Zeitpunkt, wo in Deutschland die endliche Verschmelzung zu einem Staatengebilde sich vollziehen könne, völlig in nebelgrauer Ferne zu liegen. Denn auf die gutwillige Zustimmung Frankreichs dazu war natürlich unter keinen Umständen zu rechnen.

Hier offenbarte, trotz seines Glanzes, der nationale Despotismus seine Schwäche. Weil die Action, aus der die Beseitigung Oesterreichs aus seiner staatsrechtlichen Bedeutung für Deutschland und die Gründung des Norddeutschen Bundes hervorgegangen war, der nationalen treibenden Begeisterung von Seiten des Volks entbehrte, deßhalb hatte sie nur halbe Arbeit zu liefern vermocht. Wie anders, wenn dem, der die nationale Fahne zum erstenmal kraftvoll erhob, die Herzen in Nord- und Süddeutschland zugeflogen wären, statt daß dieselben sich widerwillig und zürnend von dem, der das preußische Verfassungsrecht vergewaltigte, abwandten. Dann wäre mit der Eile und Gewalt des Sturmwinds jedes Hinderniß hinweg gefegt worden, das sich dem nationalen Drange, sich selbst zu besitzen, zu widersetzen hätte unterfangen wollen. Eine derartige nationale Wieder-

geburt war Italien vorbehalten. Aehnlich, wenn auch im Resultat nicht völlig gleichartig, da die deutsche Staaten-Entwickelung den Einheitsstaat zunächst noch ausschloß, konnte bei uns der Verlauf sein. Aber dies scheiterte daran, daß der nationale Despotismus an die Stelle eines von nationaler Begeisterung getragenen Freiheitskampfes getreten war.

Aber wiederum war die Verblendung der Feinde unser bester Verbündeter. Wie in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit Dänemarks blinde Ueberhebung die Kugel ins Rollen brachte, so jetzt Frankreichs Zügel und Halt verlierender Chauvinismus. In der Frage der Hohenzollern'schen Throncandidatur in Spanien wurde französischerseits mit Beiseitesetzung jeder Rücksicht va banque gespielt. Trotz weitgehender Nachgiebigkeit wurde Zumuthung auf Zumuthung gehäuft und das Maß gefüllt, bis dasselbe bei dem geringsten Anstoß überfließen mußte. Als dasselbe endlich überströmte war der Dammbruch erfolgt; das Hinderniß für die Einigung Deutschlands, das in dem nationalen Despotismus an sich selbst gelegen und das für uns schwer zu beseitigen gewesen wäre, räumte der Unverstand der Feinde hinweg*).

---

*) Es ist bis in die jüngste Zeit aus Anlaß der Emser Depesche und deren angebliche Umredaction viel darüber gestritten worden, ob von deutscher Seite, respective von Seiten des Fürsten Bismarck nicht schließlich eine kleine Nachhülfe zu Gunsten des Ausbruchs des drohenden Kriegsgewitters erfolgt sei. Wenn dem wirklich so wäre, so würde meines Erachtens darin nur ein Verdienst des leitenden Staatsmannes zu erblicken sein. Einer immer unhaltbarer werdenden Situation in der elften Stunde noch zur Klärung verhelfen, war genau, was von dem an der Spitze des Ganzen stehenden und für das Heil des Ganzen verantwortlichen Minister erwartet werden mußte. Wenn er dabei, ohne seine formelle Berechtigung zu überschreiten, innerhalb derselben Mittel und Wege zu finden wußte, um, da wo die Entscheidung pendelte, in Frankreich, den Pendelschlag zu beschleunigen, so ist das ein nicht hoch genug anzuschlagendes positives politisches Verdienst. Die Versuche, ihn in dieser Beziehung weiß waschen zu wollen, um nur ja der französischen Seite alle Verantwortlichkeit zuzuschieben, scheinen mir daher durchaus verfehlt. Wenn uns, respective den

Und es folgte Schlacht auf Schlacht und Sieg auf Sieg. Was eifersüchtige Verblendung im Wahnwitz wider uns geplant, sank in Trümmer und aus den Trümmern erhob sich sieggekrönt das deutsche Reich. Der Traum von Generationen erfüllte sich, deutscher Boden wurde wiedergewonnen, das verloren gegangene Palladium des Kaiserreichs neu aufgerichtet, die Vertreter der ganzen Nation sammelten sich abermals in Eintracht zu einer gemeinsamen Arbeit — das Vergangene war abgethan, die Zukunft schien wie Tagesanbruch vor dem wiedererstandenen neuen Geschlecht zu liegen. Und welche Zukunft! Einst in den schweren Tagen der Erhebung, als Deutschland sich aufraffte, um das Joch des corsischen Eroberers abzuschütteln, hatte Körner seinem Volk zugerufen: Recht, Ehre, Tugend, Glauben und Gewissen hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen — Errette sie mit deiner Freiheit Sieg! Die Rettung war gekommen, das Heil aber, was aus ihr erblühen sollte, war ausgeblieben, weil die Fürsten sich wider dasselbe verschworen und das Werdende im Keime erstickten. So war die Nacht abermals herabgesunken und kein Leben sittlicher Erhebung der Nation beschieden gewesen. Aber jetzt — waren die Zeichen der Zeit nicht viel hoffnungsvoller, wehten einst Frühlingsstürme durch die Luft, die Paläste und Hütten reinigten, sollte sich nun nicht erfüllen können, was der Sänger damals angerufen, ein Wiedererstarken und Aufblühen des öffentlichen Lebens in Recht, Ehre, Tugend, Glauben und Gewissen?

Fürsten Bismarck in dieser Angelegenheit eine Verantwortlichkeit trifft — was ja dahingestellt bleiben mag — so vermögen wir dieselbe zu ertragen. Die anscheinend plausibelste Version des thatsächlichen Vorgangs scheint mir die Veröffentlichung eines Ungenannten in der „N. Fr. Presse“ zu bieten, der seiner Versicherung nach gelegentlich mit einigen hervorragenden Parlamentariern und politischen Persönlichkeiten im Palais des Reichskanzlers einen Abend zu verbringen Gelegenheit hatte. Was er bei dieser Gelegenheit von dem Reichskanzler selbst vernommen und unmittelbar darauf zu Papier gebracht, bildet den Inhalt jener, wie gesagt, an sich durchaus nicht unwahrscheinlichen Darstellung. (S. Anm. 3.)

Es haben nicht wenige gläubige Gemüther damals wirklich solche Fragen gestellt und sie haben sich alsdann baß entsetzt, als ihnen als Antwort entgegentrat, was — beinahe tragisch — zeitlich sich fast unmittelbar an jene große nationale Errettung anschloß, nicht ihre Frucht, aber doch durch sie befruchtet: die Gründerperiode. Denn alle jene guten Geister des Rechts, der Ehre, der Tugend u. s. w. waren gerade in ihr, die doch dem Schooß der Gesellschaft in üppiger Vollkraft entquoll, wie mit Stumpf und Stiel ausgerottet und vertrieben.

Dem Milliardensegen, der uns mit dem siegreich geführten Kriege zufloß, wurde damals vor Allem die Schuld an dieser Depravation beigemessen. Er sollte als Gift gewirkt und gewissermaßen wie im Rausch Sinne und Besinnung umnebelt haben. Aber jene Sündfluth des Goldes konnte höchstens als Gelegenheitsursache wirken, sie erzeugte nicht, sie offenbarte nur, was sich im Inneren erzeugt hatte und nun, herangereift, sich zu bethätigen vermochte. Und dieses Heranreifen beanspruchte Zeit! Von gestern auf heute konnte ein Zustand nicht entstehen, in dem die Privatmoral so tief gesunken erschien, daß der Abg. Richter im preußischen Landtag mit Recht den hohen Amtstitel auf einem Gründerprospect mit dem Schlepper im Bauernfang verglich. Wenn die beliebtesten finanziellen Operationen damals der Art waren, daß die Hauptmacher derselben mit dem Aermel das Zuchthaus streiften, so mußte eine Krankheit, die in den höheren Schichten der Gesellschaft so weit verbreitet war, auf tieferen, innerlichen Vorgängen beruhen. Welcher Art aber waren diese, welcher Art ist ihre Psychologie? Man darf ihre Ursachen nicht zu nah', aber auch nicht zu fern suchen. Die Untersuchung muß bemüht sein, den individualistischen Kern derselben zu erfassen. „Denn die Entwickelungsphasen der Nationen", sagt Zöllner irgendwo mit Recht, „stimmen in ihren Grundzügen in ähnlicher Weise überein, wie diejenigen der Individuen. Nur der Reichthum, die Dauer und die Tiefe sowohl der Entwicklung und Blüthe als auch des Verfalls und Unter-

gangs sind verschieden, aber die fördernden und zerstörenden Kräfte bleiben dieselben."

Ich habe die hauptsächlichsten Momente bereits aufgezählt, welche von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an im Zusammenhang mit den Ereignissen, die sich in Deutschland zugetragen hatten, die Stimmungen, Auffassungen und Schätzungen, kurz das Characterbild der Zeit im Wollen und Vollbringen aufs Wesentlichste beeinflußt haben. Ich wies namentlich darauf hin, wie sich aus dem Scheitern so vieler Anstrengungen und Bemühungen, die alle auf das eine Ziel politischer und geistiger Freiheit gerichtet gewesen waren, ein Rückschlag erzeugte, der die Freiheit des Verkehrs und Alles, was dazu dient, diese herzustellen zur brennenden Tagesfrage erhob. In demselben Maße, in dem das öffentliche Interesse für andere Ziele und Aufgaben erkaltete, in demselben Maße wandte es sich diesem zu. Bald stand dasselbe an der ersten Stelle. Was der Verkehr forderte, wurde beinahe für sacrosanct erklärt. Sich gegen ihn verschließen, hieß sich gegen den heiligen Geist der Zeit versündigen. Die außerordentliche wirthschaftliche Entwicklung, die sich um diese Zeit in den meisten Culturländern in einem vorher ungeahnten Maße vollzog, stellte an das Verkehrswesen die höchsten Anforderungen, spornte die Geister zu den größten Anstrengungen diesen zu genügen. Je besser dies gelang, desto energischer entfaltete sich der wirthschaftliche Aufschwung nach allen Richtungen wie andererseits dieser Aufschwung wiederum die Nothwendigkeit, dem Verkehr möglichst freie Bahn zu schaffen, demonstrirte.

Lassen wir die eigentlich volkswirthschaftliche Seite und Bedeutung dieses Vorgangs, die uns hier weniger berührt, einmal außer Acht, um bei einer meistens weniger gewürdigten ethischen Beziehung desselben zu verweilen. Diese liegt vor Allem darin, daß dem Princip des freien Verkehrs, wie es in der volkswirthschaftlichen Doctrin verstanden und gefordert wurde, d. h. in der Hinwegräumung all' und jeder die freie Bewegung

und Bethätigung des Einzelnen hemmenden künstlichen Schranken und Sperrmaßregeln ein gewisser nichtsachtender Zug beiwohnt. Dieser nichtsachtende Zug wendet sich aber, wenn ihm kein Gegengewicht gehalten wird, zunächst gegen die Schwachen. Zwar soll ja die indirecte, theilweise auch die directe Wirkung des freien Verkehrs durch Beseitigung erschwerender Bedingungen für die Production, durch Eröffnung bisher verschlossener Erwerbswege, durch Abwendung lästiger Bevormundungen und was dahin gehört, im Allgemeinen wohlthuend eingreifen, und Jedem, also auch dem Schwachen, so weit möglich, zu Gute kommen. Aber zunächst pflückt doch der Starke die Frucht vom Baume. Das freie Verkehrsprincip mit Einschluß der zu ihm gehörigen Concurrenz und Freizügigkeit wirft nieder, was zu ungeschickt oder zu schwach oder zu langsam oder zu unbehülflich ist, um aus dem Weg zu kommen, wenn es seine schnurgrade Bahn mit der schnaubenden Eile des Dampfrosses verfolgt. Pardon wird nicht gegeben, Nachsicht nicht geübt, Rücksicht nicht gewährt — sehe Jeder, wo er bleibe und wie er sich einrichte. Am letzten Ende werden sich — das ist die Verheißung, die ich meinerseits nicht anzweifle — Alle besser dabei stehen, aber die nächste Bedingung seiner vollen Entfaltung ist — vom Standpunkt des Princips aus angesehen — Rücksichtslosigkeit.

Rücksichtslosigkeit gegen die Schwachen — da das Gegentheil mit dem freien Verkehr unverträglich ist — heißt aber ungefähr so viel als: die Schwachen und Schwächlinge über Bord, die Starken und Ueberlegenen an die erste Stelle, jene werden gewissermaßen für rechtlos, diese für allein berechtigt erklärt. Ich will nicht behaupten, daß dies die nothwendige Devise des freien Verkehrs-Princips ist — die jüngste Zeit, welche die Arbeiterschutzgesetzgebung und Aehnliches entstehen sah, beweist das Gegentheil — aber sie kann leicht als Devise ausgespielt werden. Als solche wird sie dann mit prahlerischem Glanz sich besonders bei denen Eingang verschaffen, die dadurch

in irgend einer Weise zu Gewinnern werden. Hier aber zieht ein Schritt immer den andern nach sich. Wird „Die Schwächlinge über Bord“ als Maxime, als Grundsatz für die Praxis des Lebens nicht beanstandet, so wird bei Vielen auch bald als Schwächling in uns das Gewissen über Bord gehen, weil es Bedenken geltend macht, und der Kraft verwehren will ganz nach ihrem Belieben und Gutdünken zu schalten und zu walten.

Ist nun eine solche Strömung einmal eingeleitet und hat dieselbe bereits eine gewisse Stärke gewonnen, so kann es nicht fehlen, daß so außerordentliche Vorgänge wie die, welche das Auftreten des Herrn v. Bismarck im Innern und nach Außen begleiteten, dieselbe gewaltig beeinflussen mußten. Auch er hatte ja durch seine Realpolitik die Schwachen schonungslos zu Boden gestreckt, war vor Nichts zurück geschreckt, hatte sich über alle Schranken weggesetzt, hatte in Allem den krönenden Erfolg auf seiner Seite gehabt und war schließlich noch mit Lorbeerkränzen und Dotationen von eben denen überschüttet worden, die ihn vorher verklagt und wegen seines rechtlosen Gewaltregiments und seiner Verfassungsverletzungen gebrandmarkt hatten. Welch' ein Beispiel! War es da ein Wunder, wenn das, was schon in dem Verkehrsprincip an sich gelegen, zur nichtsachtenden Vergewaltigung der Schwachen — immer in majorem gloriam des Verkehrs — hindrängte, nun vollends zur Ausbeutung derselben anschwoll und damit das auf Ausbeutung und Betrug angelegte Gründerthum, wenn nicht erzeugte, so doch innerlich nährte und stärkte?

Die freche Zuversicht mittelst schwindelhafter Manipulationen in kurzer Zeit mühelos Millionen zusammen raffen zu können, die den Kern des Gründerthums bildete, breitet sich selbstverständlich überall aus, wo besonders günstige Conjuncturen ihr den Boden ebnen. Sie ist internationaler Natur, um so mehr als in dem internationalen Judenthum sich so häufig diejenigen verwegenen Genies finden (wie u. A. in dem Panama-Skandal Cornelius Herz), welche den moralischen Nihilismus auf den

güldenen Thron zu erheben wissen. Sie ist heute hier, morgen da, in Berlin, in Paris, in Italien, überall. Ihr Hinabsteigen aus der engeren Arena der Börse und seiner Matadore, wo ihr Pesthauch beständig weht, in diejenigen bedenklicheren, weniger waghalsigen und im Ganzen rechtlicheren Gesellschaftsschichten, die sich in der Gründerperiode so tief mit ihr einließen, bleibt indessen eine auffallende Erscheinung, die deshalb auch einer näheren Erläuterung und Motivirung bedarf.

Das freie Verkehrsprincip war für Herrn v. Bismarck kein Glaubensartikel, wie es für die Zeitperiode zu Anfang der 60er Jahre war, in der es in Praxis und Theorie auf der Höhe seines gebietenden Einflusses stand. Im Gegentheil, die conservative Richtung seiner Anschauungen drängte ihn im Grunde nach einer anderen Seite hin. Er war kein Vollblut-Freihändler und unbedingter Verfechter der wirthschaftspolitischen Anschauungen im Sinne von Prince-Smith, Faucher, Michaelis, u. s. w., die damals tonangebend waren. Seine spätere (1876) vollzogene Schwenkung zur Schutzzollpolitik bewies, daß er nicht in der Wolle gefärbt war, wenn er auch in der ersten Hälfte seiner Amtsführung, als Delbrück noch als Präsident des Reichskanzleramts seine rechte Hand war, der freien Verkehrspolitik keine Hindernisse bereitete, sie im Gegentheil stützte. Die eigentlichen Berührungspunkte seines Wesens und seines Auftretens mit der Zeitstimmung lagen, wie schon hervorgehoben, in anderen Beziehungen; in der zutreffenden Sicherheit seiner Realpolitik, in der Entschlossenheit seines Auftretens und in dem, was als „gesunder" Egoismus gepriesen wurde und was im Wesentlichen darin bestand, nichts zu verschenken, sondern sich selbst bestmöglichst zu versorgen*). Wenn also trotzdem,

---

*) Als 1885 dem Fürsten Bismarck zur Feier seines 70. Geburtstages ein Nationalgeschenk von 2700000 Mark, zu dem man in ganz Deutschland beigesteuert hatte, überreicht worden war, erregte es bei den Naiven nicht wenig, um das Gelindeste zu sagen, Verwunderung, daß der

obgleich er sich in dem Credo der freien Verkehrspolitik mit der Zeit eigentlich nicht völlig deckte, die Entartung des Gründerthums, die innerlich mit dem freien Verkehrsprincip zusammenhing, von ihm indirect Vortheil zog, so lag dies, wie ich zu zeigen versucht habe, darin, daß die eine Rücksichtslosigkeit sich an der anderen stärkte. Die kraftgenialische Individualität, die sich Alles erlauben darf und vor nichts zurückzuscheuen braucht, debutirte auch in den Stroußberg, Quistorp und den unzähligen geringer veranlagten Nachstrebern — nur auf einem sehr viel niedigeren Gebiet.

Es kann leicht mißverstanden werden, aber wenn man sich vor einer mißverständlichen Auslegung hütet, wird man gleichwohl eine Wahrheit in der Behauptung anzuerkennen haben, daß die „Aera Bismarck“ in ihrem innersten Wesen grade in diesen Beziehungen ihren Schwerpunkt hat. Untersucht man die Natur seiner Anhängerschaft, seines Einflusses, seiner vorbildlichen Bedeutung, so läßt sie sich immer — im guten und schlimmen Sinne — darauf zurückführen, daß eine kraftgenialische Individualität, ohne nach Erlaubniß zu fragen, ohne Verbotenes zu scheuen, ihren Willen durchsetzt und damit Anderen ein Beispiel giebt.

Es hat nie eine politische Partei Bismarck gegeben. Dafür war die despotische Eigenart seines Wesens absolut ungeeignet. Er stieß nach allen Seiten an und ab — die neu erworbenen Anhänger der liberalen Schule ebenso wie die conservativen Parteigenossen früherer Zeiten. — Keine politische Partei fand jemals bei ihm ihre Rechnung, da er stets nur seine eigne machte und diese nie etwas Anderes bedeutete als seine souveräne Alleinherrschaft. Was den großen S t a a t s m a n n ausgemacht und bewährt hätte, die Fähigkeit selbstlos über den Parteien

Fürst die größere Hälfte dieser Summe zum Ankauf seines Stammschlosses Schönhausen, und nur die kleinere zu einer Stiftung für Kandidaten des höheren Lehramts bestimmte. Jetzt hat man das längst vergessen — und die Naiven werden eben nicht alle.

stehend, eben dadurch dieselben an sich zu ketten und den Krystallisationspunkt einer festen Mehrheit zu bilden, wofür nach 1870 alle Vorzeichen günstig lagen, war ihm versagt*). Was den Diplomaten kennzeichnete, stets ein Parteiinteresse gegen das andere auszuspielen, zufällige oder künstliche Combinationen geschickt zu benutzen, die Gegner gegen einander zu verhetzen, Freund und Feind durch unvorhergesehene Züge schachmatt zu setzen und schließlich das Spiel allein in der Hand zu halten — das bewährte er voll. Auf den Trümmern der Parteien wehte seine Fahne, allerdings vermochte diese keinen Ersatz dafür zu schaffen, daß der einflußreichste Staatsmann, den Preußen je besessen, statt einen willig anerkannten, normalen Einfluß im Dienste der Staatsidee auszuüben, immer nur von Fall zu Fall und von einer Etappe zur anderen zu regieren vermochte.

Nicht auf politischem Gebiet also darf man die eigentliche, unmittelbar Propaganda machende Wirkung des Bismarck'schen Wesens und Wirkens suchen, da er sie hier selbst vereitelte. Im inneren Verfassungsleben provocirte er vielmehr eine Opposition, als daß er eine Anhängerschaft um sich zu sammeln vermocht hätte. Die von ihm ausgehende Propaganda strahlte über den engeren politischen Rahmen in das ganze Auffassungsgebiet der Mitlebenden sowie der heranwachsenden Generation hinein. Das eben macht sie so weittragend. Sie impfte sich dem seelischen Organismus ein, der seinerseits allerdings eine starke Disposition für ihre Aufnahme bewährte. Diese Disposition hing von anderen Momenten der Entwicklung ab, die ich theils, wo sie auf politischem Gebiet liegen, bereits aufgezeichnet, theils, wo sie sich auf den religiösen und Gedankeninhalt der Zeit beziehen, wenigstens angedeutet habe. Ihnen erwuchs im Anschluß und

*) In dem damaligen Reichstag saßen 125 Nationalliberale, 37 Freiconservative, 30 Mitglieder der liberalen Reichspartei, 46 Fortschrittler, 57 Conservative, 61 Klerikale, 2 Social-Demokraten — für eine feste, geschlossene Mehrheit zu Gunsten der Reichsinteressen waren alle Elemente vorhanden, es fehlte nur an dem, der sie zu verbinden wußte.

im Hinblick auf die imponirende Gestalt des „eisernen Kanzlers“ eine unwiderstehlich von Innen heraus wirkende Förderung. Ein Athemzug von dieses Mannes derber Erfassung des Wirklichen und seiner gewaltthätigen Beseitigung des traditionell Legitimen — wenn auch bei ihm auf das Gebiet der Politik eingeschränkt — findet sich daher auch, mannigfaltig verschlungen und modificirt, in unserer neuesten Sturm- und Drangperiode wieder. Wir kommen auf diese Phase der Entwickelung unseres Geisteslebens an einer anderen Stelle zurück, nachdem wir zunächst die socialdemokratische Bewegung, die ungefähr gleichzeitig mit dem Beginn der Aera Bismarck sich ihre eigne Aera begründete, als einen neuauftretenden Factor in's Auge gefaßt haben.

Neu war an dem seit dem Auftreten von Lassalle bemerkbar werdenden Umschwung in dem Verhalten der Arbeiter-Bevölkerung vor Allem das, daß sie sich vom Bürgerthum los- und im Gegensatz zu ihm selbständig machte. In steigendem Maße ist dieser Emancipations-Act grundlegend für alles Weitere geworden. Bisher waren die Arbeiter im Großen und Ganzen stets mit und unter der Führerschaft der äußersten Linken, im Anfang der 60er Jahre also mit der Fortschrittspartei gegangen. Sie hatten diese mit ihrem Einfluß, so weit er reichte, unterstützt, auf sie geblickt und gehofft und ihren Kampf gegen die Regierung mitgefochten. Sie hatten von ihr und den unter ihrer Leitung erscheinenden Zeitungen — in Berlin vor Allem der „Volks-Zeitung“ — Belehrungen entgegen genommen und sich von ihr in Versammlungen und Vereinen, wo die Häupter der Partei leitend und berathend auftraten, ins Schlepptau nehmen lassen. Das wurde von jetzt ab anders. Von Bedeutung war dabei der Zerfall der liberalen Partei, die dem Sieger Bismarck nicht zu widerstehen vermochte, ihre moralische Discreditirung in den Augen des arbeitenden Volks dadurch, daß sie theilweise ihren Standpunkt wechselte, theilweise in einer machtlosen Opposition verharrte. Dies arbeitete der Loslösung der bisherigen Gefolgschaft aus den Kreisen der Arbeiter von

ihren Führern im Bürgerthum vor. Die Hauptwirkung aber ging von der überlegenen Kraft des Mannes aus, der, ein geborner Agitator, zuerst im Jahre 1862 in einem in Berlin gehaltenen Vortrag den Arbeitern die Lehre predigte, daß ihr Stand, der vierte, jetzt zur Herrschaft berufen sei, wie die Revolution von 1789 in demselben Sinn den dritten Stand erhöht habe. Damals wurde die deutsche Arbeiter-Marseillaise geboren — en avant!

Lassalle hatte für die Arbeiter ungefähr dieselbe Bedeutung wie Bismarck für die außerhalb der Arbeiterkreise stehenden, nationalgesinnten Volksschichten. Er war ihr Pfadfinder, er wurde ihr Realpolitiker. Er lehrte sie auf eigenen Füßen stehen, er zeigte ihnen, wo ihre eigentliche Stärke lag, zeigte ihnen die Blößen des Gegners, er feuerte sie zum Kampfe an, er machte sie durch den Anhang, den er warb, furchtbar im Kampf und führte sie wenn nicht zum Sieg, so doch auf Wege, die einen siegreichen Ausgang zu verheißen schienen. Ob diesem Schein je eine Wirklichkeit in dem Sinn, der ihm beigelegt wird, entsprechen kann oder wird, ist eine Frage, an die ich hier nicht heran trete. Ich habe es hier nicht mit den Theorien, sondern mit dem geschichtlichen Hergang zu thun.

Indem die Arbeiter aus ihrer bisherigen Stellung als eines bloßen Anhangs der fortgeschrittenen liberalen bürgerlichen Partei heraustraten, indem sie sich selbständig constituirten, veränderte sich nothwendigerweise der ganze Grundcharacter ihres Programms. Theoretisch richtete sich dasselbe auf den Nachweis ein, daß die ganze bestehende Gesellschaftsordnung in der Wurzel faul und unhaltbar sei. Praktisch ergab sich die Consequenz, Alles, was außerhalb ihrer Reihen stand, zu befehden. War die Stunde der Ablösung wirklich da und der vierte Stand berufen die Herrschaft zu übernehmen, welche bisher in anderen Händen gelegen hatte, so konnte es im Grunde keine andere Devise mehr geben, als das ôte toi, que je m'y mette, mach' daß Du fortkommst, an mir ist die Reihe. In Wahrheit dreht

sich denn auch von diesem Augenblick an das ganze Ringen der sich verschärfenden Gegensätze um diesen einen Punkt.

Die Macht- und Rechtsfrage gegenüber der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, gegenüber dem bestehenden Staat fing nun an ebenso die Debatte zu beherrschen, die in Vereinen wie in der Literatur, rednerisch wie schriftlich sich ungemessen ausbreitete, wie das taktische Verhalten. Letzteres wurde unausbleiblich auf dreierlei Wege gedrängt, die in der Folge auch sämmtlich beschritten wurden. Auf dem einen Weg versuchte man Einschüchterung und Verwirrung durch Attentate zu verbreiten, wozu das Dynamit den gefährlichsten Anreiz bot, auf dem anderen durch das allgemeine gleiche Stimmrecht im Reichstag den übrigen Parteien allmählich den Rang abzulaufen und die Gesetzgebung maßgebend zu beeinflussen, auf dem dritten durch organisirte Strikes die Macht des Besitzes als arbeitgebender Instanz zu brechen.

Was aber die Auffassung der Rechtsfrage betrifft, so erfüllte dieselbe sich mehr und mehr mit dem Empfinden und dem Bewußtsein, daß nicht etwas faul im Staate Dänemark sei — das war der frühere Standpunkt gewesen, als noch unter und mit Schulze-Delitzsch, Waldeck u. s. w. gestritten wurde —, sondern daß es der ganze Staat als solcher, der in ihm organisirte Gedanke, sei, daß man daher nicht bessern, sondern vernichten müsse. Ein wie großer Wechsel sich in dieser Beziehung allmählig vollzog, ermißt man am besten, wenn man naheliegende Vergleiche anstellt. In den revolutionären Erhebungen der 1848er Zeit war es noch allgemein gebräuchlich gewesen, das Eigenthum ausdrücklich zu schützen. Die Barrikadenkämpfer selbst, die empörten Volksmassen empfanden es als Makel und suchten sich daher von dem Verdacht zu reinigen, daß es ihnen um einen Griff in anderer Leute Säckel zu thun sei. Man wehrte diesen Verdacht ab, indem man mit Kreide an öffentliche und Privatgebäude anschrieb: „Heilig ist das Eigenthum" oder „National-Eigenthum".

Ungefähr wie die gemäßigten Führer des Bürgerthums in der 1848er Revolution vor Allem darauf bedacht waren, den Fürsten gegenüber ihre Uneigennützigkeit, ihr maßvolles Verhalten zur Anerkennung zu bringen, so die Arbeiter gegenüber den besitzenden Klassen. In einer gewissen idealen Selbstbeschränkung suchten sie vor Allem Bildung sich zu eigen zu machen. Bildung war ja Macht — und der Machtgedanke lag in diesem Sinn wohl schon im Hintergrund — aber sie war doch in erster Linie auch Würdigkeit. Sie wurde also erstrebt, um sich würdig zu erweisen, an dem Machtbesitz, der in den Händen der erziehlich höher gebildeten Klassen lag, Theil zu nehmen. Ganz in diesem Sinne erklingt es nach einer Adresse, welche 1848 Ludwig Feuerbach von Arbeitern überreicht wurde, wo es unter Anderem heißt: „wir Arbeiter waren bisher verdammt abhängig zu sein in jeder Beziehung; man hat uns aufwachsen lassen ohne eigentliche Erziehung, ohne Kenntnisse, man hat uns ausgeschlossen vom Besitze und uns dadurch die Mittel genommen uns zu geistig freien Menschen heranzubilden. Von unserer Zeit erwarteten wir die Verbesserung unserer kümmerlichen Existenz, die Erlösung aus jener geistigen Knechtschaft und zwar erkannten wir das Letztere als das Hauptsächlichste. Darum vereinigten wir uns zu einem Arbeiter-Bildungs-Verein u. s. w.“

Wie anders von dem Augenblick an, wo die Auffassung sich befestigte, daß es nicht erst des Erwerbs einer besonderen Würdigkeit zum Machtbesitz bedürfe, sondern daß diese mit der Arbeiter-Jacke bereits gegeben sei. Der Rechtstitel war jetzt vollständig verändert. Man wollte jetzt überhaupt nicht in den Mitbesitz, sondern in den ausschließlichen Besitz der Herrschaft treten. Der vierte Stand erschien sich ja berufen den dritten abzulösen. Die Aneignung von allerlei Bildung wurde deshalb nicht vernachlässigt — das bezeugte die gesteigerte Thätigkeit auf dem geistigen Gebiet — denn Bildung bedeutete ja ebenfalls Macht und durfte also in einem Kampf um die Macht nicht

hintenangesetzt werden. Aber sie begründete nicht länger den Anspruch. Dieser war bereits begründet durch die einfache Thatsache der Erbfolge, die aus der Deutung geschichtlicher Vorgänge gefolgert und in diesem Sinne als Behauptung aufgestellt wurde*).

Wie anders namentlich gestaltete sich die Rechtsfrage, die Rechtsempfindung, wenn wir so sagen sollen, in Bezug auf den Besitz von dem Augenblick an, wo die bisherige als Ehrenpunkt geltende Unantastbarkeit desselben angetastet wurde durch das Proudhon'sche: la propriété c'est le vol. Dieser Ausspruch, der seiner pointirten Schärfe und epigrammatischen Kürze wegen sich im Gedächtniß erhalten hat, ist schon einigermaßen alt. Er stammt aus der bereits 1840 erschienenen Schrift des bekannten französischen Socialisten: Qu' est ce que la propriété? und bildet das Ergebniß der darin geführten Untersuchung. Damals konnte man ihn noch als Paradoxon, als ein geistreiches aperçu be-

*) In die Vierziger Jahre fallen die ersten communistischen Vorläufer des heutigen Socialismus. Die Massen wurden noch wenig davon berührt, die voran schritten, blieben noch ohne nennenswerthen Anhang. Gleichwohl erregten diese Bestrebungen und Theorien großen Eindruck bei dem vorgeschrittenen Radicalismus, der aus ihnen einen nahenden Umschwung folgerte. Einer der bekanntesten Namen war damals der des Schneidergesellen Weitling, der, als er seine Ansichten unter den deutschen Handwerkern in der Schweiz zu verbreiten suchte, 1843 in Zürich verhaftet und 1845 polizeilich über die Grenze geschafft wurde, worauf er nach Amerika ging. Feuerbach, der 1844 seine Schrift „Garantien der Harmonie und Freiheit" gelesen hatte, nannte ihn einen „Propheten seines Standes" und fühlte sich überhaupt von dem Ernst, dem Bildungstrieb, der Haltung dieser aufstrebenden Elemente sehr angezogen. „Wahrlich bald," schreibt er am 15. October an F. Kapp, „bald im Sinne der Menschheit, nicht der Individuen — bald wird sich das Blatt wenden, das Oberste zu unterst, das Unterste zu oberst kehren, die da herrschen, dienen, die da dienen, herrschen. Neue Geschlechter, neue Geister werden entstehen und sie werden entstehen wie einst aus den rohen Germanenstämmen, aus der uncultivirten, aber bildungsdurstigen Menschenmasse." (Feuerbach, Briefwechsel und Nachlaß I, 365.)

trachten, ernsthaft wurde er von den Massen jedenfalls nicht genommen. Fünfundzwanzig Jahre später, also bald nach dem Auftreten von Lassalle, stand es damit schon ganz anders. Jetzt fing diese Auffassung an Raum zu gewinnen. Sie hatte sich nun einen sehr bestimmten Sinn zugelegt.

Der bestehende Staat, die bürgerliche Gesellschaftsordnung garantirt ja vor Allem den Besitz, das Eigenthum und zwar den Besitz im Zusammenhang und als eine eigenthümliche Frucht einer bestimmten Produktionsweise. So wie er aus dieser unter dem Schutz der bestehenden Ordnung hervorwächst, mit seiner Fähigkeit sich beliebig zu vergrößern, mit dem Privilegium seines Inhabers durch denselben sich, wenn er will, von Handleistung und Arbeit freizumachen, mit seinem Anspruch und seiner thatsächlichen Macht zu ernten, wo er nicht gesäet, so garantirt sie ihn. Gilt nun der dritte Stand und die von ihm geschützte bürgerliche Gesellschaftsordnung als vervehmt, als zu Unrecht bestehend, so muß das Gleiche von Allem, was sie garantirt, vor Allem also vom Besitz, vom Eigenthum in der bestehenden Form gelten. Für diese Erklärung dessen, was gesetzlich zu Recht besteht, als Unrecht war aber der Ausdruck: „Das Eigenthum ist der Diebstahl“ in der That nur die zutreffende, wenn auch schärfste Formel.

Mit dieser inneren Wandlung hatte sich die Loslösung der Arbeiterpartei vom Bürgerthum bis zur völligen Gegensätzlichkeit zugespitzt. Das theoretische Gerüst für den Abbruch des Alten und den Neubau des Neuen, die mit dem Versuch wissenschaftlicher Beweisführung operirende Grundsteinlegung desselben hatte schon vorher Karl Marx mit seiner Kritik des Kapitals geliefert. Nach dem Tode von Lassalle (1864) gewann diese Formulirung der Bewegung hauptsächlich durch Liebknecht, dem sich bald darauf Bebel anschloß, zunächst in dem „Leipziger Arbeiterbildungsverein“, dann in der großen Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung überhaupt Boden. Die Abschaffung des Erbrechts und des Eigenthums an Grund und Boden, die Ver-

wandlung der Privatarbeit in Gesellschaftsarbeit, der Uebergang der in Privathänden befindlichen Mittel der Arbeit in das Gemeingut der Gesellschaft, die genossenschaftliche Regelung der Arbeit und die Vertheilung des Arbeitsertrags auf demselben Wege wurden zu verschiedenen Zeiten programmatisch zu Glaubensgrundsätzen der Social-Demokratie erhoben. Dazu traten dann noch, mehr das unmittelbar gegebene Bedürfniß namentlich in Zeiten des Nothstandes berücksichtigend, die neuerdings in der Schweiz ernsthafter in's Auge gefaßte und formulirte Forderung staatlicher Gewährleistung lohnender Arbeit, die schon 1848 in Frankreich vorübergehend eine Rolle gespielt und praktisch Fiasco gemacht hatte und die Forderung einer bis auf acht Stunden zu verkürzenden Arbeitszeit (acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Erholung).

Während die geistigen Häupter der Partei auf dem Boden der Theorien die Consequenzen zogen und ausbauten, formulirte sich die Masse die praktisch-ethischen Consequenzen selbst. Hierzu bedurfte es keiner besonderen Kopfarbeit, keines ausklügelnden Raisonnements, keiner kritischen Verarbeitung. Die Sache lag sehr einfach. War der Besitz, das Eigenthum in der vom Staat garantirten Form gewissermaßen als Diebstahl anzusehen, so war der Staat, der den Diebstahl schützte, der H e h l e r und — ebenso v e r ä c h t l i c h wie ein solcher. Diese von dem Vordersatz sich unvermeidlich ergebende Folgerung war die Hauptsache. Dies Gefühl, daß zu Unrecht bestehend und daher verächtlich, hassenswerth Alles sei: der Staat, die durch ihn repräsentirte bürgerliche Ordnung, die in ihr seßhaft angesiedelten Elemente der Gesellschaft, die von ihr geschaffenen Einrichtungen, die mit ihr zusammenhängenden Anschauungen, namentlich soweit sie, Thron und Altar huldigend, Schutzwehren des Bestehenden bildeten, w a r bereits grundsätzlich A n a r c h i e, im Sinne des gewaltsamen, zu jedem Mittel entschlossenen Umsturzes, wenn sie sich auch nicht überall und zu jeder Zeit als solche geberdete und aussprach.

Eine principielle Unterscheidung ist hier nirgends mehr zu ziehen. Die Enthaltung von der Anarchie, die Verleugnung derselben kann Grundsatz einer opportunistischen Taktik, aber sie kann nicht mehr als diese und sie kann also nicht im Herzen etwas von der Anarchie Verschiedenes sein. Da das Zerstörungsprincip gänzlich mit der Auffassung, die etwas als verächtlich und hassenswürdig erfaßt, zusammenfällt, so ist es nothwendig unmittelbar mit dem Letzteren gegeben. Die Principienfrage ist entschieden und wenn die Realisirung der Zerstörung mit jedem sich darbietenden Mittel aufgeschoben oder abgelehnt wird, so hängt dies von Erwägungen ab, die außerhalb des Princips liegen. Die Wahl der Mittel — ob gelinder, oder gewaltthätiger Natur — trennt eine Partei nicht im Princip in zwei gegensätzliche Hälften, wenn diese im Zweck — in der Zerstörung — einerlei Sinnes sind*).

*) Abweichende Standpunkte ergeben sich allerdings auch für die sonst in den Zielen Uebereinstimmenden, wenn die Einen die Möglichkeit zulassen, daß der bisherige Staat sich selbst aufhebe resp. vernichte, die Anderen dies verneinen. Deshalb ist die Liebknecht'sche Aeußerung, daß, wenn der gegenwärtige Staat sich an die Spitze der Socialreform statt an die Spitze des Kapitalismus setze, die Umgestaltung der Gesellschaft auf friedlichem, gesetzmäßigen Wege erfolgen könne, von der Gegenseite heftig angegriffen worden. Allerdings hat Herr Liebknecht früher diese Möglichkeit ausgeschlossen und selbst geäußert: „Die socialistische Idee kann nicht innerhalb des heutigen Staates verwirklicht werden, sie muß ihn stürzen, um ins Leben treten zu können. Kein Friede mit dem heutigen Staat!" — Die sogenannten „Unabhängigen" unter den Socialisten, welche den eigentlichen „Anarchisten" am nächsten stehen, haben kürzlich (in der Schweiz) ihre „Grundsätze" wie folgt formulirt:

„Der Verein stellt sich die Aufgabe, die Grundsätze des proletarischen Socialismus (Expropriation der Productionsmittel: Fabriken, Maschinen, Ueberführung von Grund und Boden aus dem Privatbesitz in die Hände der Gesammtheit) in die Arbeitermassen zu tragen, und geht von dem Grundsatze aus, daß die Ziele desselben immer durch revolutionäre Erhebung des Proletariats durchzusetzen sind. Der Verein hält es deshalb für seine Aufgabe, über das Wesen der heutigen Gesellschaft und ihre politische Organisation (Staat, Gesetzgebung, Kirche 2c.) Klarheit zu ver-

Unter diesen Umständen ist also von schwerstem Gewicht, wenn die Auffassung des verächtlichen Characters der bestehenden Ordnung und ihrer Träger und Ergebnisse irgend eine Verschärfung erfährt, weil diese Auffassung alles Weitere (einschließlich der Anarchie) in sich schließt. Das war nach dieser Richtung hin die schwerwiegende Bedeutung der Gründerperiode und das Gleiche gilt bis auf den heutigen Tag für alle ähnlichen Erscheinungen, treten dieselben nun vereinzelt auf wie in jenen Fällen, welche die moralische Fäulniß der Bankierswelt enthüllten, oder in jenen verkrachten Staatsunternehmungen, welche offenkundige Schande einen Pfeiler des Staatsgebäudes nach dem anderen in den Abgrund zu stürzen drohte. Kräftiger, wie irgend eine Arbeit des Verhetzens haben diese Erscheinungen und ihr unausbleiblicher Eindruck den Krieg gegen das Bestehende gepredigt und die Ankläger entlastet. Den Beweis der Wahrheit für ihre Behauptung, daß diese verlotterte Gesellschaft für den Untergang reif sei und ihn verdiene, schienen jetzt ja die Thatsachen selbst zu führen. Ein Gegenbeweis ist da schwer zu erbringen. Am ehesten konnten die Anhänger der bestehenden Ordnung sich noch darauf berufen, daß die Justiz ja ihres Amtes, die Schuldigen mit der Schärfe des Gesetzes zu treffen, walte. Da die Justiz doch auch zu der alten Ordnung rechnete, so mochte daraus gefolgert werden, daß diese noch immer im Stande sei, das Abnorme, das absolut Verwerfliche von sich auszuscheiden und selbst in ihrem eigenen Schooß zu

---

breiten, in die Massen der Besitzlosen die Ueberzeugung zu tragen, daß die politischen Organe nichts weiter sind als Machtmittel der besitzenden Klassen zur Unterdrückung der Besitzlosen und weist jedes Pactiren mit den Vertretern der ersteren zurück. Da die Ausbeutung der Arbeiterklasse in allen Ländern mit capitalistischer Productionsweise die gleiche ist, müssen die Actionen des Proletariats international sein. Der Verein erklärt sich deshalb mit dem Proletariat aller Länder, die auf dem Boden des Klassenkampfes für die Emancipation ihrer Klasse kämpfen, solidarisch."

Man sieht, daß die Unterschiede auch hier überall nur fließende sind und im Wesentlichen nur auf Zweckmäßigkeits-Erwägungen beruhen.

vernichten, oder doch wenigstens es zur Verantwortung zu ziehen.

Gegen dieses Argument ließ sich aber dann immer noch das Gegenargument erheben, daß die Justiz selbst nicht mehr unparteiisch vorgehe, sondern, wenn es die Umstände rathsam erscheinen ließen, das Gesetz zu Gunsten der am schwersten Belasteten beuge. Die Erschütterung des Vertrauens in die Rechtspflege, die angebliche Beflecktheit der Justiz erschüttert daher unter den gegebenen Verhältnissen das letzte aufrecht stehende moralische Bollwerk. (Von dem rein factischen, aber auf die Dauer problematischen Bollwerk der Militärmacht sei hier abgesehen.) Diesem Bollwerk seine etwa noch vorhandene Festigkeit zu rauben liegt daher ebenso im Interesse der wider die alte Ordnung anstürmenden Elemente, als es im gegentheiligen Interesse liegen müßte auch nicht den Schatten eines Verdachts in dieser Richtung aufkommen zu lassen. Denn für letztere handelt es sich nicht allein um das eigene Bewußtsein, worauf man sich meistens mit einer gewissen Vornehmheit zurückzuziehen liebt. Sondern es handelt sich einfach um eine Schutzmaßregel. Diese kann aber nur dann irgend welchen Sinn und Bedeutung haben, wenn die Justiz jeden Versuch ihre Bestechlichkeit zu erweisen oder wahrscheinlich zu machen, von vornherein durch ihre ganze unzweideutige und durchsichtige Haltung vereitelt.

Die Lassalle'sche Bewegung (wenn man darunter also die Loslösung und selbständige Constituirung der Arbeiter gegenüber dem Bürgerstaat, resp. den Besitzenden versteht), wuchs Anfangs langsam. Nachdem sie aber einen gewissen Stärkegrad erlangt, nachdem eine waghalsige Parteipolitik ihr die gefährlichste Waffe, die es geben konnte, das allgemeine, gleiche directe Wahlrecht selbst ausgeliefert hatte — 1867 —, nahm sie rasch an Ausdehnung zu und entfaltete eine dem herrschenden System gefährliche Propaganda. Ebenso langsam wuchs Anfangs die mit diesem Vorgehen verknüpfte Beunruhigung unter den Vertretern

der bedrohten Interessen, um später einen raschen Umschwung zu erleben. Bis in den Anfang der 70er Jahre dauerte die Indifferenz und das Sicherheitsgefühl der bürgerlichen Kreise, die Ungeneigtheit sich irgendwie über die Haltung der Arbeiter zu beunruhigen, fort. In Unterhaltung mit parlamentarischen Größen und Parteiführern, denen man mehr Voraussicht und treffenderes Urtheil hätte zutrauen sollen, konnte man damals regelmäßig die Versicherung hören, daß es sich bei den in Aufnahme kommenden Strikes nur um „Kinderkrankheiten", die bald überwunden sein würden, handle. Die Abtrünnigkeit der Arbeiter von den bisherigen Führern sei nur das Werk einiger „Schreier" und ohne Aussicht auf Dauer. Einer Bewegung Bedeutung zuschreiben, die sich Schulze-Delitzsch und seinem Einfluß auf die Arbeiter, den man für unerschütterlich hielt, entgegensetzen wollte, galt für Verblendung. Wer, wie Schreiber dieses, die Wetterzeichen am politischen Himmel anders deutete, nahm damals eine sehr vereinsamte Stellung ein.

Mit der Ungeneigtheit sich über die Haltung der Arbeiter zu beunruhigen, ging die Ungeneigtheit, deren Forderungen, ganz oder theilweise, zu berücksichtigen oder auch nur zu discutiren Hand in Hand. Allem Derartigen stand ohnehin die Doctrin der herrschenden Schule entgegen. Diese, welche durch einige hervorragende wissenschaftliche Vertreter in der Literatur sowie auf den volkswirthschaftlichen Versammlungen auf diesem Gebiete bisher fast allein tonangebend war, hatte eine gewichtige Seite ihrer Wirksamkeit darin, daß sie eine Art von theoretischer Assecuranz für alle diejenigen Elemente bildete, welche durch einen gewissen Klassen- und Interessen-Gegensatz von der arbeitenden Bevölkerung im engeren Sinne des Wortes unterschieden werden müssen. Aus der Doctrin der Schule hatte sich allmählig die Ueberzeugung herausgebildet, daß es nur der „Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte des Volkes", der Hinwegräumung aller entgegenstehenden Hindernisse und sonstigen Hemmungen bedürfe, um in der besten der öconomischen

Welten zu existiren. Im Uebrigen regelte sich Alles nach dem, die gesammten Beziehungen auf dem großen Markt des Lebens beherrschenden Gesetz von Angebot und Nachfrage und zwar vollzog sich die Regelung immer so — das war die angenehme Seite dieser theoretischen Assecuranz für die Vertreter des Kapitals im großen und kleinen Maßstabe — daß für sie die Würfel stets günstig fielen.

Daß den Ansprüchen der arbeitenden Bevölkerung auf Verbesserung ihres Looses, so weit dieselben gerecht und billig, Rechnung getragen werden müsse, war die Ansicht wenigstens der Wohlmeinenden und namentlich der liberalen Elemente der sogenannten Bourgeoisie. Aber einerseits herrschte niemals Uebereinstimmung über das Maß dessen, was als gerecht und billig zu bezeichnen sei, andererseits war sehr schwer zu sagen, wohin sich die Abhülfe richten sollte, soweit sie nicht durch eine liberale Gewerbeordnung, verbesserte Fabrikgesetzgebung und dergl., durch die Bewegung auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens und die sonstigen Bemühungen zur Hebung der arbeitenden Klassen beschafft werden konnte. Ueber diesen Kreis hinaus konnte sich der Blick etwa noch auf die Panacee einer immer weiter zu entwickelnden und höher zu steigenden Production richten, welche am sichersten Wohlstand, Behagen und Gedeihen in die weitesten Kreise des Volks hinaustragen müsse und der Rest verblieb — als ungelöstes Problem. Dieser Rest war freilich für den Augenblick noch außerordentlich groß; aber er konnte durch eine gesteigerte Production immerwährend verringert werden und das Uebrige beruhte auf Naturgesetzen, wogegen Abhülfe zu suchen, eben weil es sich um Naturgesetze handelte, ebenso unnütz wie abgeschmackt war.

In dieser besten der Welten waren demnach die Dinge für die Besitzenden, namentlich für die Besitzenden in größerem Stil, wirklich nicht schlecht geordnet. Schon allein die Einrichtung, daß durch die gesteigerte Production, durch immerwährende Vermehrung industrieller Unternehmungen u. s. w. die sociale Frage,

soweit sie lösbar sei, gelöst werde, war vortrefflich, denn bei jeder solchen Unternehmung fiel doch der Löwenantheil des Gewinns dem Vertreter des Kapitals zu, sei es, daß derselbe als Actionär oder selbstthätig operirte. Mit jeder Fabrikanlage, ja mit jedem Couponschnitt ließ sich das gemüthliche Bewußtsein verbinden, daß man, soweit es die Vorsehung überhaupt zulasse, in ebenso angenehmer wie nützlicher, nur allein zulässiger Weise den Fortschritt der Cultur und die Verbesserung des Looses aller Klassen der Gesellschaft besorge. Es war Rückert's: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten" auf die wirthschaftlichen Verhältnisse übertragen.

In diese Harmonie fiel der erste Mißklang durch das seit Lassalle's Wirken systematisch händelsüchtige Auftreten und Verhalten der Arbeiter, der zweite durch die immer zahlreicher vorkommenden Streiks. Gegen beide freilich hatte die orthodoxe Doctrin hinlängliche Waffen, welche den bedrohten Interessen einstweilen noch das Gefühl ausreichender Sicherheit gewährten. Namentlich, daß die Streiks nie und nimmer den Arbeitern etwas nützen könnten, daß jeder derartige scheinbare Erfolg eben nur Schein, in Wahrheit aber aller auf solcher Basis unternommene Kampf ein logisches Unding sei, dessen übler Ausgang sich bald genug den bethörten Arbeitern fühlbar machen und gegen diese seine ganze Schärfe kehren werde — diese zuversichtliche Behauptung ist in allen Tonarten bewiesen worden und es fehlte nur, daß die Arbeiter selbst sie geglaubt und in Folge dessen die Streiks eingestellt hätten, um ihr zum Siege zu verhelfen.

Allein bekanntlich ist das Gegentheil eingetreten. Als die Arbeitseinstellungen sich nicht, der Vorhersage gemäß, wie Nebelphantome auflösten, sondern sich weiter verbreiteten, als sich zu den Arbeitseinstellungen und theilweise erhöht durch dieselben die Wohnungsnoth gesellte, welche das Vorhandensein eines socialen Nothstandes, der riesenhaft anschwoll, offenkundig machte, als in dieser Verlegenheit die Schule der jüngeren Volkswirthe

ein lebhaftes Kreuzfeuer auf die sogenannte Manchesterschule eröffnete, da zuerst wurde das Gros des Anhangs dieser Richtung schwankend und eine sichtliche Verwirrung machte sich geltend. Das besitzende Bürgerthum hatte seinen sicheren Halt, den es bisher in der theoretischen Assecuranz durch die Doctrin der Partei besessen, eingebüßt. Verwirrt in seinen Berechnungen, gespalten in seinen Interessen, geängstigt in seinem Gewissen, fühlte es das Bedürfniß eine Schwankung vorzunehmen und sich mit der socialen Frage in einem anderen Sinn, als in dem eigentlich allein correcten und bisher ausschließlich beobachteten des laisser aller zu beschäftigen. Ein 1872 in Eisenach abgehaltener Congreß bekannte sich zu wesentlich veränderten Anschauungen.

Mit dieser denkwürdigen Schwenkung war die bisherige Stellung aufgegeben. Die ablehnende Haltung der volkswirthschaftlichen Doctrin fand nicht mehr die unbedingte Zustimmung in der bürgerschaftlichen Gesellschaft, die ihr bisher zur Seite gestanden hatte. Die „sociale Frage“, die für jene principiell nicht vorhanden war, etablirte sich und wurde als Problem auf wirthschaftlichem Gebiet anerkannt. Mit dieser Anerkennung war die Einräumung verbunden, daß der Staat, die Gesellschaft auf Mittel sinnen müsse, um den in jenem Problem liegenden Fährlichkeiten zu begegnen. Diese wurden nun nicht mehr als „Kinderkrankheiten“, sondern als bedenkliche Erkrankungen diagnosticirt, welche das Nachdenken aller ernsthaft denkenden Geister herausfordere. Innerhalb der gelehrten Vertreter der Volkswirthschaft zweigten sich die von der älteren Schule spöttischerweise zuerst so benannten „Katheder-Socialisten“ ab. Aber auch der volkswirthschaftliche Congreß, der bisher stets die bisher tonangebend gewesene Richtung vertreten hatte, gerieth ins Schwanken. Die Mehrheit desselben sprach sich 1871 für Vergleichungsausschüsse zur Verhütung von Arbeitseinstellungen aus. Es war dies eine erste Concession an ein neues Princip. Sie wurde von zwei der berufenen Vertreter der Schule, Dr. Faucher und Dr.

Wolff, damals noch hartnäckig aber vergeblich bekämpft. Die Berufung darauf, daß darin ein gesellschaftsgefährliches Einmischen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber liege, hatte ihre Wirkung verloren.

Im Gegentheil, man neigte sich von jetzt ab der Ansicht zu, daß der gesellschaftsgefährliche Zustand ein solches Einmischen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber geradezu bedinge. Man fand nichts gegen die von den Kathedersocialisten ausgegebene Parole zu erinnern, daß es darauf ankomme „die Volkswirthschaft auf ethische Grundsätze zu basiren" oder daß dieselbe „sich mit einem ethischen Inhalt erfüllen müsse". Dieses Vermissen des „ethischen Inhalts" in der bisherigen Volkswirthschaft resp. in der nach ihren Grundsätzen gehandhabten Praxis auf wirthschaftlichem Gebiet bedeutete zunächst nur das Eingeständniß, daß der Schutz des Schutzbedürftigen, also des Schwachen bisher verabsäumt oder nicht genügend gewahrt worden sei, daß hier eine Selbstverschuldung vorliege, die abzustellen Pflicht sei. Damit war ein Pflichtversäumniß constatirt. Aus dem Bewußtwerden derselben im Schooß der besitzenden Klassen verbunden mit dem Bewußtwerden der Gefahr, mit welcher eine längere Vernachlässigung die Gesellschaft bedrohe, ist die Arbeiterschutzgesetzgebung und was dahin gehört hervorgewachsen.

Die Gesellschaft berühmt sich dieser That als einer hervorragenden Leistung, welche Zeugniß ablege für ihr Verständniß der Lage und ihren entschlossenen Willen freiwillig den berechtigten Forderungen derselben zu genügen. Und es ist ja richtig, weder die Regierung, als sie die Initiative in der Social-Gesetzgebung ergriff, noch die bürgerliche parlamentarische Vertretung standen dabei unter directem äußeren Zwang. Was sie angebahnt und eingerichtet haben, läßt sich insofern als die Frucht einer freiwilligen Entschließung, mehr noch als die Berücksichtigung des Pflicht-Moments bezeichnen, wenn auch Erwägungen der Zweckmäßigkeit, des Selbst-Interesses natürlich

mitwirkend gewesen sind. Aber auf der anderen Seite läßt sich schwerlich verkennen, daß eben in diesem Vorgehen von Seiten der Vertreter der alten Ordnung diese selbst eine principielle Einbuße erlitten hat. Ihre Dauerhaftigkeit, ihre Integrität ist in Frage gestellt worden. Die Gesellschaft wehrt sich gegen den Socialismus, sie möchte den alten Besitzstand wahren, aber die von ihr gemachte Einräumung basirt auf einem Princip, welches jenen alten Besitzstand zwar nicht direct verneint, wie der Socialismus thut, aber ihn ungarantirt und insofern erschüttert und zweifelhaft erscheinen läßt.

Die Einräumung und das Princip, um das es sich hier handelt, enthält selbstverständlich keine directe Annäherung an das socialdemokratische Programm, wie dasselbe in mehr oder minder rohen, aber in den Hauptpunkten doch hinlänglich deutlichen Grundrissen vorliegt, aber doch eine indirecte, eine Annäherung — der Möglichkeit nach. Es war ein Wort von großer, aber sehr unbestimmter Tragweite, mit dem sich die Umkehr einleitete, — dem daher auch die principiellen Gegner ihre Zustimmung durchaus versagten — daß die Volkswirthschaft „sich mit einem ethischen Inhalt erfüllen müsse". Wie weit reicht, was besagt genau dieser ethische Inhalt? Wenn die Arbeiterschutzgesetzgebung als Frucht desselben zu bezeichnen ist, ist es ausgemacht, daß diese Frucht die einzige bleiben wird oder bleiben muß? Und wenn dies nicht ausgemacht ist, wovon soll die Entscheidung abhängen? Man wird auf irgend ein Princip zurückgeworfen. Auf welches aber?

Was ist der Mensch dem Menschen überhaupt schuldig? Wonach soll man Leistung und Gegenleistung normiren? Von der Beantwortung dieser Frage hängt doch zum größten Theil der „ethische Inhalt" ab. Einfach und summarisch war die Sache nach der Theorie der Manchesterschule mit der Antwort abgemacht: der Mensch ist dem (arbeitenden) Menschen nur schuldig, was dieser als Arbeitskraft nach Angebot und Nachfrage verdient. Das Uebrige ist Sache der Mildthätigkeit, es

fließt aus keinem eigentlichen Rechtsverhältniß. Als dies aber nicht mehr für stichhaltig und ausreichend befunden, als darüber hinausgegangen und z. B. eine Altersversorgung, die nicht rein verdient ist, für principiell zulässig erklärt und unter Staatsaufsicht gestellt wurde, war der Kreis dieser letzteren in sehr dehnbarer Weise erweitert. Denn wie lautet nun eigentlich die Formulirung des Anspruchs, dem genügt werden soll? Soll etwa als Maßstab die Auffassung dessen gelten, was „nothwendig zum Leben gehört" so steuert man vollständig ins Unbestimmte hinaus. Denn wer soll bestimmen, was nothwendig zum Leben gehört, ohne daß dagegen Einspruch erhoben werden kann?

Nicht minder zweifelhaft steht es, wenn man hier die ebenso vielsagende wie vieldeutige Vorstellung der „Menschenwürde" einschiebt. Wenn es nun im Interesse der Menschenwürde erforderlich erscheint oder als erforderlich behauptet wird, daß das Arbeitspensum anders vertheilt oder daß jedem Staatsangehörigen Arbeit und Verdienst resp. Erhaltung durch Arbeit garantirt werde oder daß der unbeschränkten Ansammlung von Vermögensmassen in eine Hand Einhalt gethan oder daß das Erbrecht eingeschränkt werde u. s. w., wie dann? Die Gesellschaft, die jene erste Einräumung gemacht hat, ist diesen Consequenzen gegenüber mehr oder weniger ohne festen inneren Halt. Und damit wäre die bestehende Ordnung alsdann bereits völlig durchlöchert.

Das Gefühl einer solchen einstweilen nur principiellen, aber eben deshalb an die Wurzel greifenden Durchlöcherung ist sehr weit verbreitet. Ein unbestimmter Eindruck als ob sich der Boden unter unseren Fürsten loslöse, als ob es jedenfalls zweifelhaft sei, ob man ihn werde behaupten können, bildet die Grundlage dieses Gefühls. Wenn man — nicht im stricten Gegensatz, aber doch im Unterschied von der eigentlichen positiven Socialdemokratie — unter negativem Socialismus den Unglauben an die Fortdauer eines im Wesentlichen ungestörten Be-

standes unserer heutigen Gesellschaftsordnung versteht, so wird jeder Beobachter zuzugeben haben, daß dieser negative Socialismus äußerst weit verbreitet ist. Er ist im steten Vordringen begriffen und erzeugt eine geistige Sphäre gespannter Hinneigung und sympathischer Erwartung eines Neuen, Kommenden.

Eben dieser sympathische Zug der Hinneigung ist characteristisch für das Verhältniß der socialdemokratischen Bewegung. Nehmen wir die Arbeitermassen und ihre Führer einer- und die breite Masse des in anderen Lebensstellungen und Lebensgewohnheiten befindlichen Bürgerthums anderseits, so sind diese gegensätzlichen Factoren schon innerlich ungleichartig. Die Arbeiter bilden schon dadurch eine einheitliche compacte Masse, daß sie in nahezu gleichartigen Verhältnissen leben, die sie anders regulirt sehen möchten. Sie besitzen sämmtlich nichts oder sehr wenig. Die auf der anderen Seite stehen, leben aber keineswegs in nahezu gleichartigen Verhältnissen. Diese variiren vom kleinen selbständigen Geschäftsmann, von dem, der nur ein schmales Einkommen bezieht bis zum Millionen- und Milliardenbesitzer. Diese letzteren mit besonderer Sympathie zu betrachten oder den Staat für den einzig möglichen Musterstaat zu erklären, in dem sie gedeihen und sich zur üppigen Blüthe entfalten, fällt dem kleinen Besitzer, trotzdem er nicht zu den socialdemokratischen Grundsätzen im Ganzen schwört, ja gar nicht ein. Ebensowenig ist er blind gegen die sittlichen Auswüchse, die im Gefolge dieser Capitalsanhäufung auftreten können und auftreten. Er läßt sich die so entstehenden „Stützen der Gesellschaft" in ihrer abschreckendsten Gestalt vorführen und begrüßt mit seinem Beifall die mit Händen zu greifende Moral dieser Gemälde aus dem Leben.

Während dort also, bei den Socialdemokraten, Jeder im Großen und Ganzen die Forderung des anderen unterschreiben kann, denn sie ist durch die Gleichartigkeit der Lebensverhältnisse stets seine eigne, ist dies auf der anderen Seite durchaus nicht der Fall. Hier wird mit Auswahl verfahren, das Ganze

abgelehnt, aber im Einzelnen vielfach zugestimmt. Das heißt aber nichts anderes als: die Gesellschaft hat den Feind im eignen Lager, sie socialisirt sich in dem eben angegebenen Sinn, ehe sie sich dessen versieht und ohne daß sie sich dessen eigentlich bewußt wird. Das General-Facit aber ist die wachsende Ueberzeugung, daß nicht nur in äußerlichen, sondern in innerlichen principiellen Punkten und nicht nur durch den Zwang der Gewalt, sondern durch Erschöpfung und Neubildung eine Zeit mannigfacher Wandlung bevorsteht.

Es kommt noch ein Moment hinzu, welches den bereits aufgezählten Gewichtsmomenten noch ein neues hinzufügt, die sogenannte Frauenfrage. Die Frauen-Emancipations-Strömung ist älter wie die socialdemokratische Bewegung, da ihre Anfänge bei uns bis in die vierziger Jahre hinein reichen. Sie umfaßt — im weitesten Wortsinn — eine totale Verschiebung der maßgebenden Gesichtspunkte für die Beurtheilung dessen, was sich für das Weib schickt und ihm und dem Ganzen dienlich ist. Sie fing an mit einer Lossagung von den bisher geltenden Schicklichkeits-Begriffen zu der Zeit als Frau Aston schriftstellerisch für Frauen-Emancipation eintrat und dieselbe praktisch durch das Anlegen von Männertracht und Rauchen von Cigarren bethätigte. Es war das im Anfang der Vierziger Jahre. Sie ist dann sich stetig erweiternd und vertiefend, zu einer theoretischen und praktischen Geltendmachung des Rechts der Frau als eines mit dem männlichen angeblich „gleichwerthigen Culturfactors“ übergegangen. Aus der Fußfassung auf diesem Boden hat sich eine rührige und rüstige Propaganda entwickelt, die schrittweise vorrückt, die ihre Ziele sehr weit steckt, die sich aber im Ganzen stets dahin zusammenfaßt, das, was dem Ganzen dienlich sei, zur Anerkennung bringen zu wollen.

Auch hier ist das nächste Ergebniß ein der Socialisirung der Gesellschaft günstiges. Das heißt ein schon durch seine sociale Stellung und seinen Einfluß auf die Männerwelt (man denke z. B. an Stuart Mill) sehr einflußreicher Factor hegt

und trägt sich mit Bestrebungen und Ansprüchen, deren Verwirklichung für sich allein eine in manchen Beziehungen neue Gesellschaftsordnung bedeuten würde. Unbedingt gilt dies von der, wenn auch erst in weiterer Ferne beanspruchten activen Antheilnahme am politischen Leben des Staatsbürgers*), bedingt von der Besetzung der Zugänge zu den leitenden Stellungen im öffentlichen Dienst und den obersten Erkenntnißtribunalen der Wissenschaft, den Universitäten. Wenn hier das Supremat der männlichen Instanz (wie viele Mängel und Einseitigkeiten auch damit verbunden seien) jemals aufgegeben würde, so bedeutete dies nichts weniger als den Umsturz jener bisher gehandhabten, aber nicht blos gehandhabten, sondern das Leben, bewußt und unbewußt, durchdringenden Maxime, die in plattdeutscher kerniger Kürze lautet: Mann's Hand baben. Die Außerkraftsetzung einer solchen, die weitesten Gebiete der Thätigkeit, die Art und Weise der Bethätigung regulirenden Maxime hat eine Neuordnung im Gefolge oder setzt eine solche zu ihrem Gedeihen voraus**). Es ergiebt sich also das unvermeidliche Re-

---

*) Zu unterscheiden hiervon und wesentlich verschieden von der ebenfalls angestrebten gelehrten Vollbildung ist die als wünschenswerthe im Auge zu behaltende höhere Ausbildung der Frau, soweit diese darauf abzielen würde, ihr dasjenige Interesse und Verständniß zu erwecken, welches sie befähigen würde, als Gefährtin des Mannes an dem weiten Gebiet der Mannesthätigkeit (auch der politischen) innerlichen Antheil zu nehmen und sich dadurch als nationalgesinnte Staatsbürgerin zu bewähren. Vergl. die beachtenswerthen Schriften von Mathilde Reinhard-Stromberg: „Die Staatsbürgerin“ und „Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde“. (Leipzig 1892.)

**) Zutreffend bemerkt A. Bebel (Die Frau und der Socialismus), daß „die volle und ganze Lösung der Frauenfrage“ in dem Sinne „daß die Frau dem Manne gegenüber nicht nur von Gesetzeswegen gleichsteht, sondern auch ökonomisch frei und unabhängig von ihm und in geistiger Ausbildung ihm möglichst ebenbürtig sei“ unter den „gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen unmöglich“ ist. Diese Unmöglichkeit ist um so ausgemachter, wenn man in „die Lösung der Frauenfrage“ noch eine ander-

sultat, daß diejenigen, die den Vordersätzen zustimmen, sich diesem Nachsatz ebenfalls geneigt erklären werden d. h. daß sie ebenfalls mit Spannung, Erwartung und Sympathie in das Fahrwasser des Socialismus, des großen Unbekannten, der das Neue bringen soll, hineinsteuern.

Soviel über den Frauen-Antheil an derjenigen geistigen Strömung, die ich als den negativen Socialismus unserer Tage bezeichnet habe. Sie beschäftigt oder beherrscht die Reflexion, die Phantasie, den Glauben. Sie tritt auf als Vision, als Prophezeihung, als Construction. Es hängt eng damit zusammen und ist deshalb beachtenswerth, daß das, was Robert v. Mohl seiner Zeit „Staatsromane" nannte — jene Halbdichtungen idealer staatlicher Zustände, halb Phantasie, halb Reflexion, wie Thomas Morus' „Utopia", Campanella's „Sonnenstaat" u. s. w. — gegenwärtig wieder nachgeahmt und als Zukunftsbilder neuer Fassung viel eifriger wie früher gelesen, viel eingehender und ernsthafter discutirt werden. Es hat das seinen Grund eben darin, daß die Materie der Staatsromane, der eigentliche Gegenstand derselben, im Lauf der Jahrhunderte aus dem bloßen Phantasie- und Speculationsbereich, dem sie ursprünglich angehörten, mehr und mehr heraus- und auf das Gebiet einer praktisch zu verwirklichenden Möglichkeit hinüber getreten ist.

Es hat sich in dieser Beziehung eine vollständige Metamorphose dadurch ergeben, daß eine Verwirklichung von staatlichen Idealen, welche bisher nur konstruirt waren oder als Postulate bald im Dämmerlicht der Phantasie oder im Nebel der Begriffe einherschwebten, jetzt in's Auge gefaßt und von den Einen geahnt, von den Anderen bereits geglaubt werden. So lange gewisse Forderungen und die nach ihnen zugeschnittenen Vor-

---

weite Regelung der geschlechtlichen Verkehrsbeziehungen der beiden Geschlechter aufnimmt, wie dies meistens, entweder ausdrücklich oder stillschweigend geschieht. (Vergl. „Hundert Jahre Zeitgeist" I, S. 195 ff.)

stellungen und Einrichtungen und staatlichen oder gesellschaftlichen Ordnungen in der reinen Transcendenz der Begriffswelt verharrten, konnte sie Vielen, ja den Meisten als müßige Träumereien gelten — von dem Augenblick an, wo das Traumbild sich mit einer gewissen elementaren Gewalt auf die Erde niederzusenken scheint, hört es eben auf ein Traumbild zu sein. Es gewinnt für die tausendfältig interessirten Zuschauer eine ganz andere Bedeutung. Daher die ungeheuere Anziehungskraft und Verbreitung, daher aber auch die Bedeutung solcher an sich ziemlich werthlosen Schriften wie Bellamy's „Rückblick aus dem Jahre Zweitausend“ u. s. w.

Die Noth ist die große Lehrmeisterin der Menschheit. Schon Plato wollte eine Vermögensgrenze gezogen wissen, nach welcher der unterste Stand das für des Lebens Nothdurft nur eben Erforderliche erhielt, der oberste aber höchstens viermal so viel besitzen durfte, er verwarf also jedenfalls die schrankenlose Ansammlung von Besitz in einer Hand; Thomas Morus stellte in der „Utopia“ den Satz auf, daß jeder zu arbeiten verpflichtet sei. So findet sich auch die Einschränkung der Arbeitszeit auf gewisse niedere Maße und das Verbot Grund und Boden zu erwerben bereits in den älteren Staatsromanen als ideale Forderungen formulirt. Damals bedeuteten diese noch wenig mehr als ein Schattenspiel an der Wand. Heute sind sie unter dem Druck „der schweren Noth der Zeit“ theils zu Macht-, theils zu Principienfragen herangewachsen. Aber nicht der Einzelne, nur die Weltgeschichte schreibt den wahren Staatsroman. Die einzelnen Staatsromane aber, mit den „Utopien“ der Denker und Dichter der Menschheit, wie Hertzka's „Freiland“, werden als Kapitelüberschriften vielleicht einmal in diesem größten Staatsroman ihre Stelle finden.

Wir werfen nun noch einen Blick auf das große Gebiet freien geistigen Schaffens, auf Kunst und Literatur in der Gegenwart. Auch diese hat sich gewissermaßen ein ihren Bestrebungen, ihrer Eigenart angepaßtes socialreformatorisches

Programm zugelegt und auf dieses geschrieben: die Wirklichkeit, den Realismus. Die Aelteren, die Leute von „Gestern" reiben sich erstaunt die Augen über diese ins Kraut geschossene „Moderne". Sie üben eine ästhetische Kritik an derselben, bei der meistens wenig Ersprießliches für das Verständniß der „neuen Richtung" herauskommt, weil diese ihrem innersten Wesen nach nicht ästhetisch, sondern social-ethisch gewürdigt werden will. Das will sagen, der künstlerische Schaffenstrieb muß gewürdigt werden, insofern er von der Nichtigkeits-Erklärung dessen, was ihn umgiebt, lebhaft erregt und afficirt worden ist und sich demgemäß gestaltgebend verhält.

Ich muß, um diese meine Meinung zu begründen, etwas zurück greifen. Ich erinnere also daran, daß die Begriffsspeculation und die Naturphilosophie, die unsere große philosophische Periode (von 1781 bis etwa 1831) gezeitigt hatte, nach ihrem Abblühen von dem öffentlichen Bewußtsein als Täuschung und Spiegelfechterei verächtlich bei Seite geschoben wurde. Mit Feuerbach wiederholte sich alsdann von den Vierziger Jahren an ungefähr das Gleiche in Bezug auf das religiöse Gebiet, da dieser Denker dem, wie er meinte, „imaginären" Menschen der Religion den „wirklichen, vollen, gesunden" Menschen gegenüberstellte, dessen Einsetzung in seine ihm gebührenden Rechte er forderte. Ich erinnere daran, daß mit Schopenhauer vom Anfang der Fünfziger Jahre an der Optimismus, eine optimistische Lebensauffassung überhaupt für Spiegelfechterei*) erklärt und der verächtliche Character alles Seins als einer bodenlosen Prellerei enthüllt wurde. Es folgte mit den Sechziger Jahren unsere politische Periode und in dieser eine völlige Abwendung von den „Chimären" der Vierziger Jahre, die vielfach sich insofern als Nichtigkeiten und

*) Nicht blos als Spiegelfechterei galt Schopenhauer jegliche Art von Optimismus, sondern als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit.

Täuschungen erwiesen, weil bei dem Versuch ihrer Verwirklichung von falschen Abschätzungen der Kräfte ausgegangen worden war. Es folgte endlich ein Cursus in der Real- und Machtpolitik und in dieser die an einem großen Beispiel demonstrirte praktische Lehre, daß es für den Starken keine Banden giebt und zu geben braucht, daß insofern auch das Gewissen, weil es zu binden unternimmt, eigentlich nur eine Spiegelfechterei — mindestens für den Starken —, überhaupt eine Schwächlichkeit ist.

Das ungefähre Ergebniß dieser und ähnlicher Eindrücke auf Diejenigen, welche dieselben in sich zu verarbeiten hatten, auf eine ganze Generation also, auf welche der Niederschlag derselben als Stimmung, Auffassung, Anschauung u. s. w. haften blieb, war eigentlich ein Stück Nihilismus. Es war etwa das Lenau'sche „S' ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte", nur daß die dort vorherrschende Schwermuth in ein Gefühl der Verächtlichkeit einerseits oder auch in ein Hohnlachen über die Nichtigkeit umgeschlagen war. Um nun aber die besondere Wirkung hiervon auf das freie geistige Schaffen zu verstehen, hat man zu berücksichtigen, daß die Träger derselben schaffende Kräfte sind. Sie können als solche im Nichtigen nicht verharren, denn sie können nicht aus Nichts etwas bilden. Ihrer Natur, ihrem Beruf, ihrer Stellung nach sind sie aber Bildner. In der bloßen Stimmung, Erregung, Spannung, Erwartung eines Neuen kann verharren, wer nicht besonders productiv veranlagt ist. Die große Menge kann es, aber der Künstler kann es nicht. Er muß sich also entweder damit begnügen, jener Stimmung und Auffassung den Ausdruck zu leihen, den Reflex der Nichtigkeit künstlerisch auszusprechen — ein mehr oder minder resignirtes Thun — oder er wird dazu übergehen der Nichtigkeit das Gegentheil der Nichtigkeit — was ihm jetzt als Wirklichkeit erscheinen muß — entgegenzusetzen. Die schaffenskräftigen und rüstigen Kräfte werden sich davon am meisten angezogen fühlen, denn erst auf diesem neu gewonnenen Boden sprudeln ihnen

wieder neue Quellen, die, wo die unfruchtbare Nichtigkeit sich ausbreitete, versiegt waren.

So entsteht denn eine in mancher Beziehung neugeartete Kunstübung, welche sich theils inhaltlich in den angedeuteten Punkten von dem Früheren unterscheidet, theils aber — was davon wohl zu unterscheiden ist — dem Begriff des Wirklichen an sich, welches nun ihr Begriff, ihr Bereich geworden ist, eine eigne Kunstform, einen besonderen Ausdruck zu erobern trachtet. Hier ragen nun aber einige gefährliche Klippen für diese Art des künstlerischen Vorgehens aus der Strömung, der sich dasselbe überlassen, hervor. Dieses ist gezwungen vor der Maßlosigkeit seiner eignen Consequenz inne zu halten. Das thun denn auch die Meisten und insofern hat diese Seite keine erhebliche praktische Bedeutung. Aber es ist doch daran zu erinnern, daß diejenigen „Modernen", welche die noch Moderneren belächeln und ablehnen oder unter Umständen auch über sie zu Gericht sitzen, dies einigermaßen auf Kosten ihres eignen Princips thun — die Vorgeschrittneren setzen sich dadurch noch nicht ins Unrecht, daß sie vorschreiten d. h. daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben — wenn, wie es ihnen ja doch erscheinen muß, der Weg, den sie beschritten haben, überhaupt der richtige ist. Ist er das, so sind ja im Gegentheil die im Unrecht, die das Rechte nur halb thun.

Die Klippen, die hier erscheinen, liegen aber im Princip der Wirklichkeit als Vorwurf, als Stichwort, als Schiboleth für die Kunst. Denn — kann hier mit Recht gefragt werden — ist nicht überhaupt jede Formgebung gewissermaßen eine Be- und Verkleidung? Ist aber nicht erst der unbekleidete, der nackte Mensch der natürliche und als der natürliche auch der wirkliche Mensch? Und ist dies nicht mit demselben Recht wie auf den Menschen auch auf die Kunst anzuwenden, sobald diese das Wirkliche und sonst nichts zur Erscheinung bringen soll? Hier entsteht nun der unlösbare Widerspruch, daß, wenn die Formgebung — dieser Annahme zufolge — das Wirkliche auf-

hebt, die neue Kunstübung es mit dem Formlosen zu thun bekommt. Der Widerspruch liegt darin, daß die Kunst sich nun vor die Aufgabe gestellt sieht, dies Formlose gleichwohl in irgend eine Form (des Ausdrucks) zu gießen.

Hieraus ergiebt sich nun, da das Unmögliche sich nicht ermöglichen läßt, eine aus diesem, trotzdem festgehaltenen Bemühen hervorgehende Abnormität, die vielfach zur Absurdität wird. Die Form soll es nicht sein, folglich muß man das, was vor der Form liegt, unmittelbar zu packen suchen, man muß den Rohstoff (des Gefühls, der Empfindung), als Rohstoff produciren. Aber nicht bloß den Rohstoff der geistigen Empfindung, des Gefühls in diesem Sinn, sondern auch den des Sinneneindrucks. Hobbes nennt einmal irgendwo das Sehen einen Begattungsprozeß des Lichts mit den Sehnerven. Dieser Begattungsprozeß soll ebenfalls erfaßt und wiedergespiegelt werden. Die ganze Quälerei des Impressionismus, Subjectivismus, Colorismus, der Phantastik u. s. w. liegt mit ihren Wurzeln an dieser Stelle eingebettet.

Es hängt damit aber noch etwas Anderes zusammen. Die angenehme, noch mehr natürlich die vollendete Form kann auch den unbedeutenden Gehalt zwar nicht erhöhen, aber ihm ein Element eigener Art, einen für sich bestehenden Werth hinzufügen. In Verbindung mit ihm erlangt also auch ein nach der Seite des Gehalts vielleicht mangelhaftes, schwaches Kunstprodukt einen erhöheten Werth. Wird die Form mehr oder minder preisgegeben, so muß also der Gehalt als Ersatz eintreten und er wird hinauf geschraubt werden müssen, wo er, wie in der Mehrzahl der Fälle, eine natürliche Größe nicht besitzt. Wir finden daher grade bei dieser Seite der „Modernen", die den Rohstoff des Gefühls zu produciren sich bemüht, gleichzeitig damit die Tendenz verschwistert, sich zum Träger und Dolmetsch ganz außerordentlicher, nie dagewesener unsagbarer, unerhörter Empfindungen zu machen. In dem ganzen Empfindungsleben wird so lange herum rumort, bis, entweder dem Schein oder

der Wirklichkeit nach Neubildungen, meistens krankhafter Art, entstehen. Oder es handelt sich dabei auch nur um Einbildungen und Affectationen, die sich dann in einer ganz absonderlichen Gespreiztheit abspielen.

Eine gute Probe der Schilderungsweise, die darauf ausgeht, den Rohstoff des Sinneneindrucks zu packen und dem Formlosen eine Form zu geben, liefert z. B. folgende Skizze aus der „Auferstehung“ von M. Dauthendey:

„Es drängte in den Straßen, in den Kirchen. An den Eingängen quetschte sich ein Wurm Menschen hinein, ein anderer spulte heraus. — Drinnen Schweigen. In flachen Teppichen spannte sich die Stille zur Höhe. Ein herrisches, hochgeschwungenes Schweigen. — Der Altar verhangen. Veilchendunkle Laken. Auf dem erstickenden Blau ein weißes — kreideweißes, schlankes Kreuz. — Die stumpfe, blöde Ohnmacht kauerte vor dem Kreuz. — Blumensträuche. Rothe, weiße Azaleen. Dazwischen auf dünnen Kerzenfingern Lichtaugen. Die Sterne spreizen sich auf diesen dünnen weißen Stielen, aber sie leuchten nicht. In Allem steckt eine grüne Leichenkälte. — Der Lichtschein reibt an Gesichtern. Männern und Frauen. Funken prallen an Augäpfel. — Aber Alles gefühllos, eingepreßt, umkrustet vom Schweigen. — Bis zur Wölbung staut grünmehlige Weihrauchluft, süßätzender Nebel. Lange hagere Fenster, steifes plattes Licht draußen, hartweißer Himmel, wie eine Eisplatte. — Vor dem Altar scheuer Raum. Ein Betstuhl. Ein Priester in starrem Faltenhemd und Spitzen. Die Arme breit gestützt. Von ihm strahlt stahlblaue Stille. In strengen gläsernen Krystallen zersticht es im Kreise jeden rothen Pulsschlag. — Die Lichtaugen am Altar erfrieren zu goldenen Dornen. Blumenfarben gerinnen. Bleiche Larven. — Oben über der kriechenden moorbraunen Stille, in den Gipsguirlanden der Säulen, in Wulstfalten geschwollener Engelsleiber hockt höhnischer Moder. Nagt, grinst und fletscht Affenzähne. — Unten am Ende der Halle prallt der Tag an der offenen Thüre zurück. Weißblaues Hyazinthenlicht. Sein Athem greift herein. Eine gellende Schneide jagt in die faulige Stille. — Der Moder sträubt sich, gelbe Katzen pfauchen. Eine große, graue, staubweiche Motte flattert auf. Ueber der Tonsur des Priesters. Taumelt zum Altar. Sinkt in die Lichtdornen. Die Dolche stoßen zischend zu. Der morsche Leib krampft sich, die dünnen Flügel, versengt, schlagen die Blumen. — Die Blüthen kreischen auf. Purpurlohe reckt sich vom Altar. Ein Scharlachstrom überblutet das bleiche Kreuz. Die veilchenblauen Laken, blutgeblaßt, rollen hoch, getrieben von Feuerstacheln. — Schrecken verknöchert das Schweigen. — Rothe, glühende Stirnen heben sich aus der kauernden Menge.

Todte Augen schmelzen und erwachen. — Der Priester geduckt, rutscht zurück. — Purpurne Flammenflügel fegen die Halle. — Auferstehung! — — —"

Andere Erzeugnisse, (wie z. B. die des 1892 im 18ten Lebensjahre überreif, selbstmörderisch aus dem Leben geschiedenen P. Rodnagel (G. Ludwigs; vgl. die Studienblätter „Erstickt" aus seinem Nachlaß) gehören der ersten krankhaft-pathologischen Art an. Näher auf diese Beziehungen einzugehen, ist hier nicht der Ort*).

Es werden nicht selten von der Gegenseite solche und ähnliche Leistungen wie die eben mitgetheilte „Auferstehung" einfach als „Blödsinn" bezeichnet und damit summarisch und kategorisch abgethan. Dabei kommt nur für das Verständniß derselben nichts heraus. Da es mir um dieses letztere zu thun ist, und ich nichts im Geistesleben zu gering achte um es nicht unter die Lupe der analysirenden Beobachtung zu rücken, so mußte ich einen anderen Weg einschlagen. Es wird sich aber, meine ich, überhaupt, um den Faden auf diesem so vielfach verschlungenen Gebiet nicht ganz zu verlieren, empfehlen, an der Scheidung und Unterscheidung festzuhalten, die ich hier in Bezug auf das „Moderne" geübt habe. Etwas Anderes und also zu

---

*) Hugo Grothe's Sammlung von Poesien (Welt und Seele. Dresden. Pierson) entnimmt E. Müller-Holm im „Zuschauer" (Nr. 4) noch folgende Proben: Da heißt es von der Sonne „Ihre Glutfinger erblassen, verschwimmen, kriechen rückwärts und verschwinden hinter den Bergen". Und ferner: „Der leuchtrothe Sonnenleib liegt auf dem Berggehänge... ein lauwarmer Trosteskuß geht über die Natur". Da wird ein Meeresstrand gemalt mit den Worten: „Vielgeschwätz'ges heiſ'res Wellensprudeln, trockner, festgebackener, brauner Meergischt". Grothe möchte kommen „der Erdenhallen Moderduft zu räuchern" und er „hitzt alle Ströme seiner Dichteradern zur Freiheitsiedeglut". Zu guterletzt wiehern die Sturmesglocken, „ein letztes gellend Angstgestöhn der morschen brechenden Gezeiten". „Soll man hier mehr über das schonungslos seiner Endung beraubte gellend oder über die lexicalische Kühnheit staunen, mit der hier schlankweg die ‚Gezeiten' an Stelle der ‚Zeiten' gesetzt sind?" fügt E. Müller-Holm hinzu.

unterscheiden ist die Eigenart des modernen Geistes und Schaffens, die sich wesentlich daraus ergiebt, daß er hauptsächlich einen Rückschlag gegen das in den vorhergehenden Zeitperioden für nichtig Erklärte darstellt, etwas Anderes die Besonderheit und die Absonderlichkeit, die entsteht, wenn der Schaffenstrieb sich mit dem Problem zu schaffen macht (und daran scheitert) das Wirkliche in der Formlosigkeit zu packen, wenn er einen inneren Widerspruch realisiren will*) womit die psychische Exaltation, die häufig an Geistesgestörtheit streifende Manie seines Gebahrens auf's Engste zusammenhängt. Man darf Beides nicht durcheinander werfen, nicht Beides gleichartig in die eine große Rubrik „modern" oder „realistisch" einschalten, weil sich an Beides, da es wesentlich verschiedenen Bedingungen unterliegt, nicht ein und derselbe Maßstab der Beurtheilung anlegen läßt. Thut man es doch, so geräth die Beurtheilung unvermeidlich in diejenige Verworrenheit und Unklarheit hinein, welche den schon vorhandenen unendlichen Wortschall nur noch immer höher steigert.

Was nun den „Realismus" angeht, der sich als Rückschlag aus vorhergegangenen Nichtigkeitserklärungen erzeugt, so ist in seinen Schöpfungen die Beziehung auf das (in der Auffassung, die den Künstler beeinflußt) Untergegangene oder Untergehende oder dem Untergang Verfallene überall mit Händen zu greifen.

---

*) Was hier an Ueberspannung auf dem Gebiete der Kunst vor sich geht, hat einen vornehmen Vorgänger auf dem Gebiet — der Philosophie. Einen ähnlichen Widerspruch leistete sich Hegel, der von Feuerbach also beleuchtet wird: „Hegel ist Realist, aber Realist in der Abstraction von aller Realität. Nur ‚was ist' hat nach ihm die Philosophie zum Object, aber dieses Ist ist selbst nur ein abstractes, gedachtes. Hegel ist ein sich im Denken überbietender Denker — er will das Ding selbst ergreifen, aber im Gedanken des Dings; außer dem Denken, sein, aber im Denken selbst". Man sieht, daß hier Anknüpfungspunkte vorliegen. Und wie Hegel seinen eigenen, schwer faßbaren Stil sich erschuf, so nun auch diese Art von Kunstübung.

Weil s. Z. eine starke, populäre, das Bewußtsein weiter Kreise intensiv beeinflussende Strömung die religiöse „Illusion" bekämpfte und der „Nichtigkeit" des „imaginären" Menschen der Religion den vollen, gesunden Menschen als Wirklichkeit gegenüberstellte, deshalb malt Uhde heute religiöse Bilder, welche die christliche Transcendenz incl. der Engel in die diesseitigste Menschenwirklichkeit verwandeln, und wird dafür als „Moderner" gepriesen. Weil der Pessimismus es zeitweise über den Optimismus, die Disharmonie es also über die Harmonie davongetragen hat, was auf vielfach verschlungenen Umwegen dem ethischen Materialismus mit seiner äußersten Erregungstendenz, seiner Wüstheit, aber auch seiner genialen Ungebundenheit, seiner Naturwildheit zu Gute kam, deshalb konnte und mußte die Wagner'sche Musik, in der alle diese und verwandte Elemente in der genialsten Weise verbunden sind, einen Siegeszug ohne Gleichen antreten*). Sie wurde die eigentlich moderne Musik, weil sie der erklärten Nichtigkeit einer ganzen Reihe von Anschauungen, Auffassungen und Ausdrucksweisen eine neugestaltete Wirklichkeit, nach Inhalt und Form, entgegensetzte. Mit dem Pessimismus als Entwerthung des Daseins für unsere Auffassung hängt aber auch das Ueberwuchern des Characteristischen in der Form des Ausdrucks, was meistens, aber mit Unrecht als das einzige, maßgebende Princip des Naturalismus und Realismus angesehen wird, das Zurückgehen auf den „Naturlaut", das schön-schildern, statt schön-schildern aufs Engste zusammen.

Weil die sich Schranken setzende Gewissenhaftigkeit statt als eine einzig dastehende Auszeichnung der Menschennatur gewürdigt zu werden, allmählich aus den vorher aufgezählten Ursachen bei Vielen zu einer Art Spiegelfechterei, einer Einbildung und Schwächlichkeit herabsank, deshalb liest man

---

*) Vgl. über diese, hier nur andeutungsweise behandelten Beziehungen den Abschnitt: „Der ethische Materialismus" in „Hundert Jahre Zeitgeist" I.

heute bei dem „Modernsten der Modernen“ im „Baumeister Solneß“ von dem „kränklichen, schwächlichen, schwindligen“ Gewissen und seinem Gegensatz „dem kräftigen, von Gesundheit strotzenden, robusten Gewissen“, das sich „das getraut, was man am liebsten möchte“ *). Und weil endlich das Bestehende in

*) Es müßte hier noch Fr. Nietzsche erwähnt werden, von dem Ibsen alle diese Herrlichkeiten entlehnt hat. In Nietzsche's wohl schon von früh auf pervers organisirter und auf Wirrsal angelegter Einbildungskraft haben sich in der That alle die hier mitwirkenden Einflüsse zu den ungeheuerlichsten Gedanken-Phantasmen verdichtet. Ihm hier oder in dem ersten Band eine breitere Stelle einzuräumen, was vielleicht Manche erwartet haben dürften, widerstrebt mir aus ungefähr demselben Grund, aus dem es seiner Zeit L. Feuerbach widerstrebte, sich über Schelling zu verbreiten. Als K. Marx denselben einmal dringlich angegangen hatte, Schelling vorzunehmen, lehnte Feuerbach ab und schrieb: „es ist mir psychologisch unmöglich, meinen inhaltsbedürftigen Geist auf eine so transitorische Erscheinung wie Schelling zu richten . . . Es wäre auch ganz thöricht, etwas dagegen zu sagen; denn es wird hier von vornherein Verzicht geleistet auf alle Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit des Denkens, auf jedes Kriterium der Wahrheit, auf jeden Unterschied zwischen Vernunft und Absurdität. Das Princip, das oberste höchste Wesen, ist das vergegenständlichte Wesen der zügel- und bodenlosesten Abgeschmacktheit. Sagen Sie dem Herrn: Was Sie hier sagen, ist sinnlos, ist ungereimt, so erwidert er: Unsinn ist der höchste Sinn, Narrheit ist Weisheit, Unvernunft ist der Superlativ der Vernunft, ist Uebervernunft, Lüge ist Wahrheit . . . .“

Ueber die Gefahren des Nietzsche-Rausches, ein Thema, das ich hier ebenfalls nicht weiter ausführen will, hat sich übrigens L. Stein (in Bern) im Maiheft der Deutschen Rundschau 1893 zutreffend ausgesprochen. Er hätte als Beleg auch noch auf die erstaunliche und betrübende Zunahme der Unsittlichkeit und des Verbrecherthums in der Jugend verweisen können, welche augenblicklich der juristischen Welt so viel zu denken giebt. Ueber dies Phänomen ist erst kürzlich bei dem Wechselfälschungsprozeß in Wien von juristischer Seite als Zeichen der Zeit ein Langes und Breites geredet worden. Daß zwischen einer solchen Erscheinung und zwei Lieblingsschriftstellern, von denen der Eine das Gewissen als Schwächlichkeit schmähend bezeichnet und der Andere „die Rinaldo-Rinaldini-Devise“: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“ als Panier aufpflanzt, ein innerer Zusammenhang besteht, kann nur der blinden Anhängerschaft dieser Hauptthelden entgehen. Für den fin du siècle-Typus sind bei beiden die Modelle zu finden.

seinem gegenwärtigen Zustand keinen Glauben mehr findet und also nichtig erscheint, deshalb hat den Freibrief, die Auszeichnung des „Modernen“ für sich, wo dieser Gegensatz gegen das Bestehende in irgend einer Weise, in der Form oder dem Athem der Gesinnung zu Tage tritt*).

---

*) Wie etwa in dem sehr characteristischen und ausdrucksvollen Gedicht von K. Henckell:

Moderne Barbaren.

Wir sind die „modernen Barbaren“,
Wir rücken Mann für Mann
In unüberwindlichen Schaaren,
In schwellenden Schaaren heran.
Wir kommen mit Hammer und Meisel,
Wir kommen mit Letter und Buch,
Wider der Menschheit Geißel,
Wider den goldenen Fluch.

Wir sind die „modernen Vandalen“,
Wir wandeln wuchtig und schwer
In eisenbeschlagnen Sandalen
Die Pfade der Zukunft daher.
Wir schreiten mit dröhnendem Schritte
Durch die schwankenden Thore der Zeit,
Wir wandeln Ordnung und Sitte,
Gesetz und Gerechtigkeit.

Wo wir kommen, zischen die Wogen
Einer untergehenden Welt,
Wo wir kommen werden im Bogen
Die Himmel des Lebens erhellt.
Es zittert und seufzt durch die Weiten
Der verwahrlost öden Cultur,
Es donnert und blitzt, wo wir schreiten,
Und Befruchtung dampft unsre Spur.

Wir sind die Vandalen der Milde,
Wir sind die Barbaren des Rechts,
Wir führen die Freiheit im Schilde,
Die Freiheit des Menschengeschlechts.

Nach allem Gesagten bleibt nun aber eine Seite an den Neueren — und zwar ihre stärkste Seite — noch ausdrücklich hervorzuheben. Der Gegensatz zum Modernen hängt ja schließlich von der Auffassung des Einzelnen ab. Mit Uhde z. B. wird derjenige nicht übereinstimmen können, der den für ihn etwa noch gültigen transcendenten Gehalt im Christenthum durch seine Art der Behandlung des Religiösen profanirt findet*), und so aus anderen Gründen auf anderen Gebieten und in anderen Beziehungen. Wem das, was dort, in der Auffassung der „Modernen", Phrase, Schein, Nichtigkeit geworden ist, noch nicht zur Phrase ward, noch echten Gehalt zu besitzen scheint, für den besteht natürlich ein volles Recht sich abwehrend und ablehnend zu verhalten. Anders steht es mit dem, der die

---

Wir sind die „modernen Barbaren"
Moderne Barbaren? O nein!
Wir wollen die rothen Husaren,
Husaren der Menschheit sein.

*) Auch abgesehen von aller Transcendenz läßt sich gegen die Uhde'sche Vermenschlichung und locale Individualisirung namentlich von Christus selbst übrigens Erhebliches einwenden. Es wird hierbei nämlich die welthistorische Bedeutung vollkommen außer Acht gelassen, die der Erscheinung Christi insofern zukommt, als er, selbst wenn man ihn nur als Mensch gelten lassen will, doch immer den Gattungsmenschen bedeutet, d. h. den Gegensatz zu nationeller Absperrung, die Ueberwindung der der jüdischen und überhaupt der antiken Auffassung angehörigen Rassen- und Stammes-Engherzigkeit durch das Allgemein-Menschliche. Diese unzweifelhafteste, wahrhaftigste Bedeutung seiner Menschlichkeit läßt sich aber andeutungsweise in der Kunst doch nur wiedergeben durch eine idealisirende Behandlung seiner Gestalt, seiner Gewandung, seiner Umgebung u. s. w., weil eben dadurch der Abstand markirt und fühlbar gemacht wird, der das Allgemein-Menschliche von dem Einzelnen, das die Schranken der Absperrung durchbrechende Princip von seinem Gegensatz scheidet. Indem Uhde grade entgegengesetzt verfährt, opfert er also einem realistischen Tic zu Liebe, was grade den historisch menschlichen Gehalt im Christenthum ausmacht. Die von der Gegenseite häufig bespöttelten „Schmalzlocken" Christi sind doch nur ein billiger Witz über das, was die idealisirende Behandlung hier in Wahrheit besagt.

Phrase, den Schein zugiebt, sie aber als eine façon de parler der Wohlanständigkeit oder — was tiefer greift — als eine innere Kunstnothwendigkeit aufrecht erhalten sehen möchte. Dieser Gegensatz ist einer der einschneidendsten und wichtigsten und er datirt nicht erst von heute. Er giebt nur heute einen helleren Ton und Widerhall an, wie vor Zeiten, weil die social-reformatorische Bewegung allmählich die ganze Weltauffassung in ihr Bereich gezogen hat und nun von dieser Seite aus mit dem Gewicht eines Bekenntnisses auf die Kunst einwirkt.

Grade auf dem Gebiet der Weltauffassung, im engeren Sinn also auf religiösem Gebiet, war dem Künstler schon vor 100 Jahren die Versuchung nahe gerückt, wenn auch nicht so nahe wie heute, sich der Wahrheit, der eignen Ueberzeugung zu entfremden, um einer Scheinwelt lieblichen Weihrauch zu streuen. Von den großen Geistern unserer klassischen Periode ist es eigentlich nur Jean Paul, dem es noch völliger Ernst mit der tiefwurzelnd überzeugten Annahme einer zweiten, im Licht der Verklärung erglänzenden Welt war, bei dem sich also jeder auf diesen Ton gestimmte dichterische Aufschwung und Ausdruck und die innerste Ueberzeugung deckten. Bei ihm ist das Grab kein Grab, sondern der „leuchtende Fußtritt eines Engels“, er will „das unsinnige Herz, das durchaus für etwas Göttliches, Ewiges schlagen will“, nur gleich erstickt wissen, wenn das hiesige Leben nur eine Abenddämmerung vor der Nacht, keine Morgen-Dämmerung wäre, ihm ist der Glaube an Vernichtung der Seele gleichbedeutend mit „Guillotine und Füsillade“ und der Materialismus, weil er „das Blutgerüst der Geisterwelt“ sei, der „tödtlichste aller Irrthümer“.

Wie anders Schiller, der in dem Gedicht „Poesie des Lebens“, mit dem er (1795) von der Philosophie zur Poesie zurückkehrte dem „strengen Freund“, der dort die Forderung sich nicht an „Schattenbildern zu weiden“ vertritt, die Wahrheit des Erkannten nicht bestreitet — denn er nennt ausdrücklich, Jenem zustimmend, „die Welt ein Grab“ und spricht von

des „Lebens bleichem Antlitz“ — ihre Anwendung auf die Kunst, der er den Schein gerettet wissen will, aber bestreitet*). Hier tritt nun das Bedenkliche zu Tage, daß dieser Schein doch eigentlich nur ein verschminkter Gesinnungsausdruck ist, die eigentliche Gesinnung und damit den subjectiven Wahrheitskern also preisgiebt.

Schillers Meinung verträgt zwar noch eine andere, weniger strenge Auslegung, denn in den nachfolgenden Zeilen ist es weniger der Künstler, der sich den Schein gegenüber der Wahrheit vorbehält, als der Mensch selbst, der dem, was sich ihm vom Standpunkt des Erkennens als nüchterne herbe Wirklichkeit und also Wahrheit darstellt, vom Standpunkt des Lebens wiederum die Anerkennung weigert, weil unveräußerliche Rechte desselben dabei zu kurz kommen würden.

Auf Deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß und in der Freude Schwung
Ergreift Dich die Versteinerung.

Hier erheben sich also das Recht der Freude, das Recht der Liebe, also Lebens-Rechte und -Mächte gegen den Rechtsanspruch der Erkenntniß alleinwaltend das Scepter zu führen. Es ist wie ein Nachhall von Kassandra's

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt

und ein Vorbote der pessimistischen Auffassung, welche die Mög-

---

*) Erschreckt von Deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leyer
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab, u. s. w.

lichkeit sich des Lebens zu freuen, wenn man in seine Tiefen blickt, bestreitet.

Gegenüber dieser Verneinung, die sich in der nachfolgenden, Schopenhauer'schen Periode vertiefte, gegenüber der zweifelnden Haltung, welche weder die Erkenntniß noch die Kunst, noch die Lebensfreude fahren lassen wollte und doch alle drei nicht miteinander für vereinbar hielt, faßt sich der Geist, der aus der Zwiespältigkeit herausstrebt, zu einem Entschluß zusammen. Und diesen Entschluß, der den Blick in die Tiefe (wozu nun auch die Tiefen im Leben der Gesellschaft gehören) nicht scheut, mag dabei für die Kunst und für des Menschen Lebensfreude herauskommen, was da will, diese entschlossene Haltung vertreten im gewissen Sinne die Modernen. Hier fußen sie auf einem unbestreitbar sicherem Boden und wer sich ihnen hier entgegensetzt, thut es auf die Gefahr hin einer schwächlichen Halbheit, einer Convenienz-Rücksichtnahme, einer Opferung des (Wahrheits-) Gehalts der bloßen Form zu Liebe bezichtigt zu werden. Eben hier erwächst ihnen auch der Anspruch, der so oft erhoben wird, daß sie der Redensart im Wesen, der Schablone in der Form, die drüben herrsche, ein Besseres, Berechtigteres entgegen zu setzen haben, daß sie Ueberwinder derselben seien.

Begründet ist dieser Anspruch nur dann und soweit — dann aber auch wirklich — wenn sie die Tiefe einer Lebensanschauung, sei dieselbe nun welcher Art sie wolle, trostvoll oder trostlos, gottlos oder gotterfüllt, licht oder dunkel, unbekümmert, was daraus entstehe, zum künstlerischen Ausdruck zu erheben wissen. Dann sind sie in diesem Punkt denen überlegen, die, auf den bequemeren Wegen des Hergebrachten und Unanstößigen wandelnd, der Legitimität auch da ihren Tribut und ihre Kniebeuge darbringen, wo ihre Erkenntniß dieselbe überwunden hat, wo also die schönste Stanze, der schwungvollste Ausdruck doch nur eine façon de parler ist. Hier liegt die Achillesferse eines Pseudo-Idealismus. Denn der Künstler soll wohl den Schein hüten und ihn nicht erblindet wie im Naturalismus untergehen

lassen, aber er soll es nur im Licht der eigenen Wahrhaftigkeit thun. Ohne sie strandet das künstlerische Schaffen, auch wenn es über ungezählten Reichthum in Formtalent und Erfindung verfügt, trotz alledem an der Sandbank der Seichtheit.

Der Rückblick über die letzten dreißig Jahre unserer inneren Geschichte hat mich hier auf ein Gebiet geführt, welches anscheinend mit der „Aera Bismarck", in der es eine Stelle gefunden, nur noch in einem sehr losen oder gar keinem Zusammenhang steht. Wer sich aber die Mühe nicht verdrießen läßt, die Fäden, die hier durch einander laufen und Eins immer wieder mit dem Anderen verknüpfen, aus scheinbarem Gewirre in ihrem inneren Zusammenhang überschauend zu betrachten, wird vielleicht anders urtheilen. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß — abgesehen von dem gewaltigen Einfluß, den Fürst Bismarck in der auswärtigen Politik für die Neugestaltung Deutschlands geübt hat — die von ihm ausgehende Wirkung über den engeren politischen Rahmen sich in das ganze Auffassungsgebiet der Mitlebenden sowie der heranwachsenden Generation hinein erstreckt hat. Ich habe die Bedeutung seiner kraftgenialischen Machtpolitik, wo sie sich nach Innen wendete, für den rücksichtslosen Schwindelgeist, der die besitzenden Klassen erfaßte, hervorgehoben und auf den Rückschlag hingewiesen, der im engen Zusammenhang damit die Arbeiterbewegung zur selbständigen Action berief. Ich hätte noch weiter gehen und grade für diesen letzteren Punkt, der unserer ganzen gegenwärtigen Lage den Zeitstempel aufdrückt, mich darauf berufen können, daß Fürst Bismarck nicht blos indirect, sondern auch direct, durch Patronisirung wesentlich dazu beigetragen hat, der damals erst keimenden Socialdemokratie die Wege zu bahnen. Um dem liberalen Bürgerthum im Kampfe der Gegensätze beizukommen, erschien ihm kein Mittel zu bedenklich. Wenn aber das reformatorische Programm, auf dem die neuere Richtung in Literatur und Kunst fußt, nicht ohne innere verwandtschaftliche Beziehungen zu der in socialer Beziehung vorwärts drängenden Gährung geblieben ist, wie ich

dies nachzuweisen suchte, wenn diese wiederum von der Actionssphäre der „Aera Bismarck“ wenn auch nur indirect gezehrt hat, so wird sich auch die Stelle, die ich ihr im Zusammenhang des Ganzen unter dieser Rubrik angewiesen habe, rechtfertigen lassen.

In dem Uebersichtsbild der inneren Bewegung der letzten dreißig Jahre fehlt aber bisher noch ein Factor, dem die Berücksichtigung seines unzweifelhaft vorhandenen bedeutsamen Antheils gebührt. Es ist dies die Einwirkung, die das Judenthum seit Erlangung seiner staatsbürgerlichen Gleichberechtigung auf das öffentliche Leben geübt hat und fortwährend übt und die Folgen, die sich an diese Einwirkung neuerdings geknüpft haben. Dieselben sind aber innerlich und äußerlich so gewaltig angewachsen, daß sie eine selbständige Würdigung und eine besondere Stelle für dieselbe beanspruchen können.

IV.

Der Juden Antheil.

Ich habe schon an einer anderen Stelle auf einige bemerkenswerthe Aeußerungen Jean Paul's verwiesen, in denen derselbe, prophetisch die Zeit in's Auge fassend, wo die Deutschen „die christlichen Zähler jüdischer Nenner“ geworden sein würden, seine satirischen Glossen dazu machte. Ungefähr gleichzeitig erhob Fichte seine warnende Stimme: In den früher bereits von mir erwähnten „Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution“ (1793) wehrte er sich nachdrücklich gegen die mit dem revolutionären Princip erwachte Tendenz auf Ausdehnung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung auf alle Staatsangehörigen, also auch auf die jüdischen Bewohner des Staatsgebiets. Er hatte um so mehr Veranlassung zu dieser Abwehr, als er gerade in dieser Schrift voll und ganz für das Naturrecht in seiner revolutionären Bedeutung und alle Consequenzen desselben eingetreten war, die Folgerung aber nicht gelten lassen wollte, die man hieraus in Bezug auf die Juden zu erheben anfing. Seine Ausführungen, die damals überhört, gerade für unsere Zeit wiederum bedeutungsvoll geworden sind und zur Vergleichung herausfordern, verfolgen im Wesentlichen folgenden Gedankengang. Fichte sagt:

„Fast durch alle Länder Europas verbreitet sich ein mächtiger, feindselig gesinnter Staat, der mit allen übrigen im beständigen Kriege steht und der in manchen fürchterlich schwer auf die Bürger drückt: es ist das Judenthum. Ich glaube nicht (und ich hoffe es in der Folge darzuthun), daß

dasselbe dadurch, daß es einen abgesonderten und so fest verketteten Staat bildet, sondern dadurch, daß dieser Staat auf den Haß des ganzen menschlichen Geschlechts aufgebaut ist*), so fürchterlich werde. Von einem Volke, dessen Geringster seine Ahnen höher hinauf führt, als wir Andern alle unsere Geschichte, und in einem Emir, der älter ist als sie seinen Stammvater sieht — eine Sage, die wir selbst unter unsere Glaubensartikel aufgenommen haben —, das in allen Völkern die Nachkommen derer erblickt, welche sie aus ihrem schwärmerisch geliebten Vaterland vertrieben haben, das sich zu dem den Körper erschlaffenden und den Geist für jedes edle Gefühl tödtenden Kleinhandel verdammt hat und verdammt wird; das durch das Bindendste, was die Menschheit hat, durch seine Religion, von unserem Mahle, von unserem Freudenbecher und von dem süßen Tausch des Frohsinns mit uns von Herz zu Herzen ausgeschlossen ist; das bis in seinen Rechten und Pflichten und bis in der Seele des Allvaters uns Andere alle von sich absondert — von so einem Volk sollte sich etwas anderes erwarten lassen, als was wir sehen, daß in einem Staate, wo der unumschränkte König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf, der erste Jude, dem es gefällt, mich ungestraft ausplündert. Dies alles seht ihr mit an und könnt es nicht läugnen und redet zuckersüße Worte von Toleranz und Menschenrechten und Bürgerrechten, indeß ihr in uns die ersten Menschenrechte kränkt. Erinnert ihr euch denn hier nicht des Staates im Staate? Fällt euch denn hier nicht der begreifliche Gedanke ein, daß die Juden, welche ohne euch Bürger eines Staates sind, der fester und gewaltiger ist, als die eurigen alle, wenn ihr ihnen auch noch das Bürgerrecht in euren Staaten gebt, eure übrigen Bürger völlig unter die Füße treten werden?"

Fichte verwahrt sich alsdann noch in einer Anmerkung dagegen, daß er aus „Privatanimosität" rede und versichert, daß ihm „der Gifthauch der Intoleranz" fern sei. Woran die Juden glaubten sei ihm gleichgültig, wenn sie nur nicht an zwei verschiedene Sittengesetze und einen menschenfeindlichen Gott glaubten. Ob sie jemals über die schier unübersteiglichen Verschanzungen zur allgemeinen Gerechtigkeits-, Menschen- und Wahrheitsliebe hindurchdringen könnten, wisse er nicht. Wenn er es sehe, wolle er es glauben. „Menschenrechte müssen sie haben,

*) Aehnlich wie bei Tacitus, wo es (Historien Buch V, Cap. 5) von den Juden heißt: „Es herrscht unter ihnen selbst hartnäckiges Zusammenhalten und bereitwillige Theilnahme, aber gegen alle Anderen feindseliger Haß" (adversus omnes alios hostile odium).

denn sie sind Menschen. Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel als das: in einer Nacht ihnen alle die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei*). Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und sie alle dahin zu schicken." Uebrigens, daß man Toleranz für Juden in Staaten verlange, wo für Selbstdenker keine Toleranz sei, das zeige sonnenklar, worauf es eigentlich abgesehen sei. Nur an eine fremde Vernunft solle man glauben — ob das Mahomed oder Moses oder der Pabst sei — gelte gleichviel. Toleranz aber für denjenigen, der selbst Vernunft haben wolle, das könne nicht gewährt werden. „Sei unmündig, sonst wächsest du mir zu Kopfe."

Fichte selbst, der 1814 starb, hat die ersten ernsthaft gemeinten Versuche hervorragender Juden, sich „über die schier unübersteiglichen Verschanzungen", von denen er spricht, „zur allgemeinen Gerechtigkeits-, Menschen- und Wahrheitsliebe" zu erheben nicht mehr erlebt. Denn diese datiren in Deutschland erst von 1815 ab. Zwar beginnt schon mit Moses Mendelssohn eine Reaction gegen die abgeschlossene polnisch-rabbinische Bildung und schon 1778 entstand durch seine Anregung in Berlin eine erste israelitische Freischule auf der Basis eines deutsch-nationalen Unterrichts. Ihr folgten andere, z. B. die Franzschule in Dessau (1796), aber im Ganzen waren dies doch nur vereinzelt auftauchende Lichtpunkte, die an der sumpfartigen Stagnation des in traditioneller Erstarrung, in Hochmuth und

---

*) Der spätere Präsident der Seehandlung, Herr Bloch, besuchte als junger Mann (1805) den damals in Königsberg anwesenden Fichte, für den er eine lebhafte Verehrung fühlte und dessen angezogene Aeußerung er sich gar nicht erklären konnte. Darüber interpellirt, äußerte Fichte: „Ja, ich habe Aehnliches geäußert, allein unter der von mir angeführten Bedingung, nämlich mir einen besseren Kopf aufsetzen zu lassen, ließe ich mir auch den Kopf abschlagen."

Knechtsgesinnung gleichzeitig verkrusteten Judenthums, wie es in den Massen, namentlich in Deutschland und Oesterreich lebte, nicht Wesentliches zu ändern vermochten.

Nannte doch selbst Heine, ein classischer Zeuge, noch viel später die Juden „ein Urübelvolk, das aus Aegypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priesterthums kam, eine Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihre uralten Buchstabenwindeln". Gleichzeitig freilich dünkte ihm diese abstoßende Außenseite, die seinen ästhetischen Sinn anekelte und seiner freigeistigen Auffassung widerstand, doch wieder den werthvollsten Kern zu umschließen. Er führt Deutschland und Judäa als die „beiden Völker der Sittlichkeit" auf, zwischen denen eine innige Wahlverwandtschaft bestehe. Judäa sei die Wiege des modernen kosmopolitischen Princips der Freiheit und Gleichheit und nicht blos Deutschland trage heutzutage die Physiognomie Palästinas, sondern auch das übrige Europa fange an, sich zu den Juden zu erheben.

Man sieht, wie hoch die Ansprüche derselben schon damals — in den Zwanziger Jahren — sich verstiegen, wie das zuversichtliche Vertrauen einen siegesgewissen Aufschwung nahm. Es ist ja bezeichnend für die jüdische Elasticität und Geschmeidigkeit, daß dieselbe sich durch Hindernisse in keiner Weise jemals hat entmuthigen lassen. Mit wie scharfen Zähnen das Schicksal dies Volk auch packte und verwundete, sie sind stets an der Zähigkeit und Widerstandskraft der Rasse stumpf geworden. Auch damals waren die Aussichten für die Sache des Judenthums keineswegs glänzende zu nennen. Sie waren scheinbar sogar eher im Rück- als im Vorschreiten begriffen. Die Rechte, die ihnen in Preußen durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung mittelst des Edikts vom 11. März 1812 zuertheilt worden waren, wurden ihnen nach den Freiheitskriegen zwar nicht wieder genommen, aber vielfach beschnitten. Namentlich der militärische Kasten- und Standesgeist erwies sich als übermächtig. Mehrfache Auszeichnung und Anerkennung war dem jüdischen

Opfermuth und der Bereitschaft für die Sache des bedrohten Vaterlandes einzustehen (an der sie doch als Bürger keinen Antheil hatten) von den oberen militärischen Instanzen ertheilt worden*). Das vermochte aber doch nicht zu hindern, daß, als der Anlaß dieser Auszeichnungen vorbei war, jüdische Soldaten, die mit dem Officiersdiplom und Ehrenkreuz heimkehrten, aus der Armee scheiden mußten, wenn sie nicht als Gemeine weiter dienen wollten.

Was die politischen Rechte anlangt, so hatte der Wiener Congreß sich zunächst mit den den Juden gemachten Verheißungen zu beschäftigen. Ein unliebsamer Gegenstand! In den diplomatischen Verhandlungen desselben war denn auch wenig Geneigtheit für die Erfüllung derselben zu verspüren. Bayern, Sachsen und die Hansastädte namentlich widersetzten sich derselben hartnäckig, während in den diplomatischen Salons allerdings der Einfluß der jüdischen Geldaristokratie (Meier Amschel Rothschild und Baronin Fanny Arnstein) sich merklich fühlbar machte. Den kastenartigen Familiengeist der Juden bezeichnete das Gutachten Klüber's, dessen Urtheil als staatsrechtlicher Autorität in die Wagschale fiel, als unverträglich mit dem

*) Vgl. die „Geschichte der Organisation der Landwehr" in den „Beiheften zum Militär-Wochenblatt". Die jüdische Bevölkerung — Inländer mit Staatsbürgerrecht — betrug in Preußen 1813 etwa 30000 Seelen. Von dieser Zahl wurden in das Heer eingereiht mindestens 500 Juden. Und von diesen waren ungefähr 200 freiwillige Jäger. Die Berichte des Generalcommandos erwähnen in Betreff der jüdischen Soldaten, daß ihre Führung durchweg lobenswerth sei, daß sie zum Theil mit besonderer Auszeichnung gedient und sich dem Feind gegenüber brav benommen hätten. Ebenso werden die bedeutenden Opfer an Geld, welche seitens vermögender Juden für Kriegszwecke aufgebracht wurden, wiederholt mit auszeichnender Anerkennung erwähnt. Daß es andererseits auch in der jüdischen Bevölkerung nicht an Versuchen fehlte, sich vom Dienst in der Landwehr loszukaufen (was König Friedrich Wilhelm III. billigte), ist um so weniger zu verwundern, als dafür auch außerhalb der jüdischen Bevölkerung vielfach eine starke Neigung vorhanden war.

Staats- und Gemeinwohl. Der Judenschaft volle Staatsbürgerschaft, völlig gleiche Rechte mit allen Staatsbürgern ertheilen, heiße jenes Uebel eines Antagonismus in Krebs verwandeln. So wanderte denn die ganze Angelegenheit von dem Wiener Congreß an den Bundestag, dem dieselbe anheim gegeben wurde, d. h. sie kam vom Regen in die Traufe, von der Vertagung in die Verjährung ad calendas graecas. Für die Förderung der Emancipation des Judenthums war dieser Umstand übrigens in seiner späteren Wirkung eigentlich günstig. Denn je unpopulärer, je verachteter der Bundestag allmählig wurde, desto populärer, desto achtungswerther erschien Alles, dem seine Ungunst zu Theil wurde, so auch die Juden-Emancipation, die nun erst recht von der öffentlichen Meinung auf den Index der unumstößlichen Glaubensartikel des Liberalismus erhoben wurde.

Unterdessen begann es sich in den höheren Schichten der jüdischen Bildung selbständig zu regen, um die seit 25 Jahren wiederholten Beschuldigungen des kastenartigen Familiengeists, der religiösen Absperrung, des Trödeljudenthums u. s. w. durch Selbstläuterung zu entkräften. Man wollte diese Barrièren niederlegen, um den Gegnern die Möglichkeit, sich auf sie zu berufen, zu entziehen. Den nächsten Anlaß boten wiederholte, vom Straßenpöbel unternommene Angriffe gegen die Juden. Ihnen direct zu begegnen war Sache der Behörden, indirect aber versuchte es die jüdische geistige Elite durch die 1819 unternommene Gründung des „Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden“. Gerade in dieser Zeit einer niedrigen Anfeindung sollte gezeigt werden, wie die Juden, unbeirrt durch dieselbe, Besseres verdienten, indem sie reformatorisch an sich arbeiteten, „um allmählig jede dem Ganzen widerstrebende Eigenthümlichkeit zu bezwingen“. Allerdings sollte die jüdische Eigenart nicht etwa ausgelöscht werden, sondern fortleben „wie der Strom fortlebt in dem Ocean“ (was unschwer im Bilde auszudrücken, aber allerdings schwer in der Wirklichkeit durchzuführen ist), daher denn mit dem Verein das sogenannte „wissenschaftliche Institut“

zur Bearbeitung aller auf jüdische Cultur bezüglichen Gegenstände verbunden wurde. Hauptförderer des Unternehmens waren Ed. Gans und Leopold Zunz, dessen Andenken in der Zunz-Stiftung fortlebt*).

Der auf diese Weise angebahnte Versuch einer Hebung des Judenthums hatte einen Erfolg und einen Mißerfolg gleichzeitig zu verzeichnen. Vollständig mißlang das Bemühen, die Juden vom Handel ab und in andere Erwerbszweige hinein zu lenken. Die hierauf verwandte Mühe stieß auf das unüberwindliche Hinderniß jahrhundertelanger Gewöhnung, welche einerseits bestimmte, nur im „Geschäft" und Handel zu Ehren und Erfolg kommende Talente angezüchtet, andererseits alle anderen Seiten, an die hätte angeknüpft werden müssen, um eine Aenderung herbeizuführen, brach gelegt hatte. Selbst Friedrich d. Gr. schaffte hierin keinen Wandel. Sein „Judenprivilegium" (1750) schloß vielmehr die Juden noch ausdrücklich von den Zünften und der Landwirthschaft aus.

Hier hätte, wenn überhaupt, statt durch Ueberredung vielleicht nur durch directen Zwang oder mindestens entsprechende staatliche Veranstaltungen geholfen werden können. An solche dachte bekanntlich schon Luther, als er in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen" (1543) unter anderen Rathschlägen „zum siebenten" auch den gab, „daß man den jungen starken Juden und Jüdin in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen; man muß ihnen das faule Schelmenbein aus dem Rücken vertreiben". Vielleicht wäre damals eine solche Cur, die immerhin rationeller und besser war, als die barbarischen Ge-

*) Da gegen Zunz seiner Zeit von Paul de Lagarde der seinen Character verunglimpfende Vorwurf erhoben worden ist, daß er sich zeitlebens den Doctortitel angemaßt habe, ohne jemals promovirt worden zu sein, so möge hier beiläufig erwähnt werden, daß das Curatorium der Zunzstiftung sich im Besitz des 1821 von der Universität Halle ausgestellten und 1871 erneuerten Doctordiploms befindet.

pflogenheiten der Zeit von Erfolg gewesen*). Um 1820 war sie allerdings nicht mehr durchführbar.

Auch der erste Anlauf auf religiösem Gebiet sich aus den alten Satzungen herauszuwickeln, den spezifisch jüdischen Cirkel zu durchbrechen oder ihn wenigstens so zu erweitern, daß eine Grundlage religiös gesinnter Bildung gewonnen wurde, auf der man sich mit den verwandten Elementen anderer Confessionen begegnen konnte, mißlang. Und zwar in diesem Falle hauptsächlich durch die Theilnahme- und Verständnißlosigkeit der Glaubensgenossen selbst, an der alles Bemühen sie für andere Auffassungen zu erwärmen, scheiterte. Dieser aus Bigotterie und Stumpfheit gemischten Apathie gegenüber erlahmte die von den wenigen aufgeklärteren Elementen in der besten Absicht unternommene Reform-Bewegung. „Es ist nicht der Mühe werth, sich ferner um solch' Gesindel zu bekümmern", schrieb damals (1823) Gans an Wohlwill. Und ein noch schärferes Urtheil fällte Zunz. Uebrigens verhielt sich auch die Regierung, speziell Friedrich Wilhelm III. abgeneigt zu der Reform. Ihm schien es anstößig, wenn der Jude ohne Christ werden zu wollen, sich gleichwohl seiner Confession entfremdete. Einen Mittelweg zwischen beiden sah er nicht für erlaubt an. Diese ungünstige Haltung der Behörde hemmte natürlich ebenfalls die Bewegung, deren späteren weiteren Verlauf zu verfolgen hier nicht der Ort ist.

Ganz anders gestaltete sich das auf das wissenschaftliche Ge-

---

*) Ueber diese fällt Luther an einer anderen Stelle ein in letzter Zeit oft citirtes Urtheil: „Unsere Narren, die Papisten, Bischöfe, Sophisten und Mönche — die groben Esels — haben bisher also mit den Juden verfahren, daß, wer ein guter Christ gewesen, hätte wohl mögen ein Jude werden. Und wenn ich ein Jude gewesen und hatte solche Tölpel und Knebel den Christenglauben regieren und lehren gesehen, so wäre ich eher ein Sau geworden, als ein Christ. Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen; haben nichts mehr gekonnt thun, denn sie schelten und ihr Gut nehmen, wenn man sie getauft hat."

biet berechnete und beschränkte Ergebniß der Bewegung. Soweit dieselbe ein Versuch sein sollte, durch wissenschaftliche werthvolle jüdische Arbeit den Gebildeten „einen richtigen Maßstab für den Werth und die Fähigkeit der Juden, den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt zu werden, an die Hand zu geben", soweit gelang dieselbe vollständig. Und dies war von großer Wichtigkeit, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Die Wahrnehmung, die gemacht, der Beweis, der erbracht wurde, daß der jüdische Geist, der sich bisher im streng wissenschaftlichen Studium nur vereinzelt bethätigt hatte, demselben in hervorragendem Maße gewachsen war und vornehme Leistungen aufzuweisen vermochte, stimmte die tonangebenden gebildeten Kreise mehr und mehr zu Gunsten ihrer im Allgemeinen erhobenen Ansprüche.

Hier stand ihnen kein Standesvorurtheil, wie auf militärischem Gebiet, entgegen. Der wissenschaftliche Geist fragt ja stets nur nach der wissenschaftlichen Leistung, um dann die Gleichberechtigung anzuerkennen. Wie mochte es nun wohl angehen, denen das weltliche und irdische Bürgerrecht — ein gewissermaßen Niedrigeres — vorzuenthalten, denen das geistige Bürgerrecht zu ertheilen die Republik der Wissenschaft keinen Anstand nahm? Wie vertrugen sich die höchsten Auszeichnungen, die in diesem Sinne in einem gebildeten Staatswesen erreichbar sind, die hoch über den Titel- und Ordensauszeichnungen standen, mit denen die Kronenträger ja allerdings auch schon bisher die jüdischen Finanzwucherer und Hofbankiers begabt hatten, mit den beschimpfenden Zwangsmaßregeln z. B. dem Leibzoll, denen die Juden gleich Sträflingen auf Schritt und Tritt unterlagen? Dazu drängte schon damals der Geist der Zeit zur Aufschließung der Wohnstätten. Welcher Anachronismus also, wenn z. B. in der österreichischen Hauptstadt überhaupt nur einige jüdische Familien geduldet wurden — Tolerirte wurden sie genannt — wobei noch die Bestimmung galt, die 1837 aufgehoben wurde, daß wenn das Familienhaupt starb, die Hinterbliebenen Wien verlassen mußten u. s. w.

Die Judenemancipations-Frage machte damals in der Auffassung der gebildeten Mittelklassen ein ähnliches Stadium durch, wie jetzt etwa die Frage der Frauen-Emancipation, namentlich in Bezug auf die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu höheren Berufsthätigkeiten und zum gelehrten Studium. Auch hier bildet das durchschlagende Hauptargument derer, die die Zulassung befürworten, stets die Berufung auf die einzelne Leistung. Das Gegenargument der Berufung auf die mit dieser Leistung verknüpften nothwendigen oder wahrscheinlichen Folgen wird nur wenig gewürdigt und allmählich gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Schon die Erinnerung daran gilt als Engherzigkeit. Aehnlich damals. Wie engherzig schien es, einen Mann, wie Gabriel Riesser, der später als Vicepräsident des Frankfurter Parlaments und hervorragende rednerische Kraft die Blicke auf sich zog, trotz seiner unzweifelhaften Leistungsfähigkeit auszusperren und auszuschließen, als derselbe in Hamburg Rechtsanwalt werden und in Heidelberg Vorlesungen über Rechtswissenschaft halten wollte. Grade solche Fälle wirkten bahnbrechend, indem sie allen billig Denkenden die Zustimmung zur Juden-Emancipation vom Standpunkt der Billigkeit aufdrängten. Den Rechtsstandpunkt verfocht Riesser selbst in Brochüren und seiner Zeitschrift „Der Jude". Er ging darin den Regierungen und denjenigen Glaubensgenossen, die für die Gleichberechtigung ihre Religion zu verschachern geneigt waren, zu Leibe und traf genau den Ton, der einerseits durch Unabhängigkeit der Gesinnung, andrerseits durch scharfe Opposition zündend wirkte.

Dazu kam, daß die ganze nächste Zeit, die Dreißiger und Vierziger Jahre, ausgefüllt war mit dem geistigen Kampf gegen die bodenlos versumpfte Wirthschaft der Restaurations-Periode und daß in diesem Kampf, der alle Welt interessirte und der als Nachhall der Freiheitskriege sogar eine hervorragend nationale Seite hatte, grade Heine und Börne die schärfsten Klingen führten. Wenn Börne durch das Pathos seiner Ueberzeugung

und die Eindringlichkeit seiner schmerzlichen Entrüstung tiefen Anklang weckte, so fesselte Heine seinerseits die weitesten Kreise durch die blendenden Sarkasmen und in ätzende Lauge eingetauchten Pfeile, die er gegen den „heuchlerischen Tugendpöbel der Restaurationsepoche", gegen die todte Gelehrsamkeit der „Göttinger-Universitäts-Pagoden" (in der „Harzreise"), gegen das Philisterthum im Allgemeinen und im Besonderen abschoß. Zum erstenmal erwies der zersetzende jüdische Witz dem deutschen Wesen gegenüber seine überlegene, unterwühlende, ja erschütternde Wirkung. Er wirkte befruchtend auf die Bewegung des „jungen Deutschlands", als dasselbe im Anfang der Dreißiger Jahre Unglaubensfreiheit, Emancipation des Weibes und des Fleisches forderte. Seine Angriffe waren zwar der überlegenen Macht des Polizeistaats nicht gewachsen, er erlebte durch seine Confiscationen, Unterdrückungen, Maßregelungen der Verleger u. s. w. eine Niederlage nach der anderen, aber jede dieser Niederlagen bedeutete doch wiederum einen Sieg. Auch die „Deutsche Revue", das von Menzel wegen des französisch-revolutionären Geistes, der in ihm walte, verketzerte Organ des jungen Deutschland wurde durch Censur und Polizei unterdrückt. Aber auch dieser Sieg schädigte Menzel's Ruf mehr und nachhaltiger als die Gegenpartei, die er vernichten sollte.

So wuchs denn die Sache der politischen und nationalen Freiheit in der Auffassung der Mitlebenden mehr und mehr mit der Sache des Judenthums zusammen. Der Umschwung, der sich von 1840 ab seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV., in Preußen und darüber hinaus in ganz Deutschland vollzog, rief die Freiligrath, Prutz, Herwegh, Dingelstedt u. s. w., mit ihnen aber auch die Beck und Creizenach in die Arena, erstere als Kämpfer für die Befreiung vom politischen Druck, letztere als solche, gleichzeitig aber auch als Vorkämpfer für die von ihnen zurückgeforderten Menschenrechte der Juden. Daß hierin nichts mehr zu scheiden und zu unterscheiden war, galt als ausgemacht. Der Fichte'sche Standpunkt war nicht sowohl wider-

legt als überhaupt vergessen und ausgelöscht. Der nächste große Aufschwung des politischen Lebens, das Jahr 1848, hielt unter allen Errungenschaften die der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Juden hartnäckig fest. Selbst Oesterreich, das am längsten und am hartnäckigsten widerstrebt hatte, wandelte sich vollständig um. „Mit einem Schlage“, sagt Bäck*), „fielen hier alle für die Juden bis dahin bestehenden Beschränkungen und Ausnahmegesetze, mit einem Male traten sie in den unverkürzten Genuß der Rechte, um welche sie bis dahin vergebens petitionirt hatten“. Diese Beschränkungen und Ausnahmegesetze waren drückendster Natur gewesen. „Mehrere Kronländer, so Tyrol, Steiermark, Kärnten, Krain, Oberösterreich, Niederösterreich waren ihnen verschlossen, in den übrigen Kronländern war ihnen grade der Aufenthalt in den größeren Sädten nicht gestattet. Fremde Juden durften nur kurze Zeit und gegen Entrichtung einer Steuer in Wien bleiben. In Böhmen, Mähren und Schlesien war für jede Gemeinde eine bestimmte Anzahl von Familien festgesetzt, die nicht überschritten werden durfte, und durch die nur an die Familienstelle geknüpfte Erlaubniß zu heirathen, wurde ein Zustand grenzenloser Corruption geschaffen. Außerhalb des Ghetto durften die Juden dieser Provinzen weder wohnen noch Grundbesitzer werden, die Ausübung mancher Gewerbe war ihnen verschlossen. Dafür aber hatten sie die lästigsten Steuern an den Staat und die Gutsherrschaft zu zahlen, ferner eine Verzehrungssteuer von Fleisch, Fischen, Geflügel und Wein zu entrichten, die oft an Juden verpachtet Streit und Hader in die Gemeinden trug. In Galizien wurde überdies eine Steuer für die Lichter, die an Freitag Abenden angezündet wurden, entrichtet. Alle diese harten Bestimmungen wurden noch drückender durch die Härte und den Hochmuth, mit dem die Patrimonialämter sie ausführten, und durch die Habsucht, mit der sie selbst dazu sich bestechen ließen, wozu das Gesetz sie verpflichtete.

---

*) Bäck, Die Geschichte des jüdischen Volkes und seiner Literatur 1878.

Selbst die wohlwollenden Bestimmungen Joseph II. in Betreff des Schulzwanges und eines zweckmäßigen Religionsunterrichts wurden in den Händen der Aemter Mittel, von den Juden Geld zu erpressen und durch Plagereien ihnen das Leben zu verbittern".

In Preußen beseitigten die Jahre 1866 und 1870 die letzten Beschränkungen. Der bis dahin noch bestehende Eid „more judaiae" wurde aufgehoben, der Zutritt in amtliche Stellungen erleichtert, die verschlossene Richtercarriere geöffnet u. s. w. Auch in Bayern, Sachsen und Mecklenburg wurde durch die Reichsgesetzgebung vielfache Erleichterung geschaffen. Im Ganzen war allüberall, wo das Judenthum zu einer so lange schmerzlich entbehrten Machtstellung emporstrebte, der Fortschritt ein so großer, daß Cremieux, das bekannte Mitglied der französischen provisorischen Regierung von 1848, in der er als Justizminister wirkte, der spätere Begründer der Alliance israëlite universelle in einer Sitzung derselben (vom 19. December 1867) mit Recht sagen konnte: „Wie schnell gehen wir, Kinder von Israel! Wir machen Riesenfortschritte!"

Diese Riesenfortschritte waren verhängnißvoll. Kaum war über Hoffen und Erwarten, wenn auch nicht über Begehren das meiste auf bürgerlichem Gebiet liegende Beschwerdematerial der Juden zu Gunsten derselben erledigt worden, so begannen die vergessenen Prophezeihungen sich zu erfüllen. Fichte hatte prophezeit, daß die Juden, einmal Bürger geworden, die übrigen Bürger völlig unter die Füße treten würden, Jean Paul hatte von den „christlichen Nennern und jüdischen Zählern" gesprochen — wenige Jahrzehnte genügten, um in dieser Vorhersage etwas wie die Ankündigung einer Schicksalsmacht erkennen zu lassen. Und diese Macht drohte, wenn auch nicht ganz so äußerlich, wie sie hingestellt war, deshalb nicht minder umfassend, vielleicht nur um so umfassender, sich zu erfüllen.

Dadurch, daß das Verhältniß des jüdischen Elements in seinem Können und Vermögen, mit einem Wort des jüdischen

Geistes, zu der Gesellschaft, die denselben bisher niedergehalten hatte und die ihm nun freie Bahn eröffnete, vollständig verschoben wurde, kam, was unvermeidlich war, eine Art Concurrenz-Rennen zwischen beiden zu Stande. Und dieses hat sich, zwar nicht unmittelbar und unbedingt, aber doch allmählich in beklemmender Weise so gestaltet, daß dem einen, den bisher herrschenden und wohlverwahrten Theil, der Athem auszugehen droht. Diese Beklemmung ist ja nur der Vorbote einer noch unvollendeten Thatsache, einer Thatsache, die sich vielleicht gar nicht vollenden wird. Aber sie trägt auch als Vorbote schon einen beängstigenden Character. Und der von ihr Betroffene wird sich gegen sie zur Wehr zu setzen suchen.

Während der ersten zwei Decennien nach Durchführung der Juden-Emancipation überwog in Deutschland der Eindruck einer durch dieselbe dem nationalen Organismus zugeführten Bereicherung. Es war das die Zeit, als Berthold Auerbach's „Dorfgeschichten" als poesievolle Verherrlichung des deutschen Volksgemüths sich die Herzen der Deutschen eroberten, als Johann Jacobi, der Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen" in der Unbeugsamkeit seines Rechtsstandpunktes den Männerstolz vor Königsthronen zu repräsentiren schien, als später Lasker sich zum parlamentarischen Führer aufschwang und mit persönlicher Sittenreinheit und Unbestechlichkeit in den Kampf der Gründerperiode eingriff. Wohl mochte die rastlose Rührigkeit, die unermüdliche Beflissenheit, mit der auf allen sich ihnen öffnenden Gebieten die jüdische Eigenart und Geisteskraft besitzergreifend vorwärts drang, demjenigen einige „patriotische Beklemmungen" verursachen, der die eigene Nationalität — ob mit Recht oder Unrecht — dadurch in ihrem Besitz bedroht sah. Aber kritisch wurde die Situation eigentlich erst dann, als sich die Meinung festsetzte, daß in diesem Fall nicht die bloße Ueberlegenheit der Kraft und Begabung die Oberhand im Kampf um's Dasein behielt, was in dem Zeitalter Darwins kaum Jemanden anstößig erscheinen durfte, sondern, daß diese Ueberlegenheit

sich auf eine moralische Inferiorität gründete, oder wenigstens, dem Anschein nach, im Bunde mit derselben erst die Oberhand zu gewinnen vermochte.

Die Bedeutung einer ganzen Reihe von Katastrophen, die sich in den letzten Jahrzehnten im Schooß der besitzenden Klassen abgespielt haben, im Verhältniß zur Judenfrage, liegt in diesem besonderen Umstand und dem ihm anhaftenden Gewicht begründet. Wo immer eine Saat des Unheils aufgegangen, eine Corruption aufgedeckt, eine Orgie schwindelhafter Extravacanz mit verwegener Frechheit gefeiert worden ist und gefeiert wird, wie in den Manipulationen der Gründerperiode, dem schamlosen Gebahren der Millionendiebe innerhalb der Bankierswelt u. s. w., überall finden wir und zwar meistens an erster Stelle, d. h. also als Anstifter, Führer, Bahnbrecher, Mittelpunkt, voranleuchtend, vorandringend das jüdische Element vertreten. Es könnte danach scheinen, daß von der moralischen Inferiorität, die in der Masse der Vorgänge liegt, insofern sich dieselben auf ehrlosen Vertrauensmißbrauch, Ausbeutung und Betrug auferbauen, der weitaus größte Theil auf das jüdische Special-Conto übertragen werden müsse und von dieser einfachen Rechnung ist denn auch in sehr ausgiebiger Weise gegen den jüdischen Theil der Bevölkerung Gebrauch gemacht worden. Die patriotische Beklemmung hat sich auf diese Weise zur moralischen Entrüstung erweitert und damit Elemente in sich aufgenommen, die sie zu einer äußerst streitbaren Phalanx erhöht und ihr einen sehr weiten Wirkungskreis eröffnet haben.

Der Wirkungskreis, d. h. der Kreis derjenigen, auf welche hierdurch eine starke Wirkung ausgeübt wird, ist deshalb so ausgedehnt, weil sich in den erhobenen Beschuldigungen und Anklagen auf schwer zu unterscheidende Weise Wahres mit Falschem mischt. Selbst wenn man davon gänzlich absieht (wie ich es hier thue), was die Parteipolitik der jeweiligen Strömung, um im Trüben fischen zu können, außerdem noch hinzuthut, so liegt doch in der Scheinbarkeit der Schlußfolgerung ein stark aufreizendes und erregendes Moment. Das mene tekel derer, welche

den Juden als Urhebern scandalvoller Vorgänge alle oder die Hauptverantwortlichkeit für den Verfall der öffentlichen Moral und die Corrumpirung der Gesellschaft zuschieben, liegt in dem Hinweis auf den bekannten Ausspruch: les juifs les rois de l'epoque. Und sie glauben bündig schließen zu dürfen, daß, wie man den Stamm nach seiner Frucht zu beurtheilen habe, so auch ein Volksstamm, der solche innerlich faulen Früchte hervorbringe und reife, durch die ein ganzes Volksleben angesteckt und vergiftet werde, seine gemeinschädliche, verwerfliche moralisch-inferiore Natur unwiderleglich bekundet habe. Beispiele aus der geschichtlichen Vergangenheit des jüdischen Volkes, der Erfahrungssatz, den unter Andern Menzel aufstellte, daß in jedem abwärts gehenden Staat die Juden überhand nähmen, daß sie ein Element der nationalen Decomposition seien, daß jede Berührung der Juden mit einem Culturvolk zu einer Krisis desselben führe (wonach sie gewissermaßen wie ein ansteckender Krankheitsstoff wirkten) u. s. w. müssen dazu dienen, die Beweisführung noch weiter abzurunden und ihr geschichtliche Autorität zu verleihen.

Die Behauptung von dem Juden-Königthum unserer Epoche dürfte nicht leicht jemand anzweifeln wollen, noch weniger sie zu widerlegen im Stande sein. Nur drängt sich dem unbefangenen und unparteiischen Betrachter der Vorgänge doch sofort die Frage auf: haben denn die Juden die Epoche gemacht oder sie nicht vielmehr vorgefunden und, da sie sie vorgefunden, als Handhabe und Staffel benutzt, um sie auszunutzen und emporzusteigen? Wenn sie bei diesem Emporsteigen größere Fertigkeit, größeres Geschick, größere Erfrechung, als die Uebrigen bewiesen haben und sie ihnen vorangestiegen sind, haben sie damit etwas Anderes gethan, als was die Uebrigen, die heutigen Ankläger, auch gethan haben würden, wenn sie das gleiche Geschick, die gleiche Fertigkeit besessen hätten?

Erinnern wir uns, was ich in dem vorigen Abschnitt des Breiteren ausgeführt habe, wie nach dem mühevollen, fruchtlosen Ringen der Vierziger Jahre, nach der verwüstenden Hochfluth

der Reaktion im fünften Jahrzehnt, nach der knebelnden Zucht, in welche der deutsche Volksgeist durch die Macht- und Gewaltpolitik im Anfang der Sechziger Jahre gerieth, wie durch alle diese und verwandte Einwirkungen jene Umstimmung des öffentlichen Geistes und Lebens sich erzeugte, welche den Werth in der Hauptsache nur noch nach dem Erfolg bemißt. Erinnern wir uns, wie diese Schwächung des idealen Moments dem Verkehrsprincip, dem materiellen „Bahnfrei“ zu Gute kam, welches nun als einzige Errungenschaft, als „Realismus“ und Kraftprincip, an die oberste Stelle trat und die Preise, um die von allen Seiten gerungen wurde, austheilte. Erinnern wir uns, wie bei diesem Preisringen und dieser Preisvertheilung kein Bedenken und keine Rücksichtnahme auf die Schwächeren gelten konnte, weil, wenn eine solche gelten sollte, dem Verkehrsprincip, dem bedingungslos gehuldigt worden war, in's Gesicht geschlagen wurde. Erinnern wir uns endlich, wie als reifste Frucht dieser inneren Vorgänge nach Außen die Gründerperiode in's Leben trat, die wiederum nichts Apartes, Unerhörtes war, sondern nur mit Fracturschrift in die Annalen der bürgerlichen Gesellschaft eintrug, was jeder, der sich dem Strom überlassen hatte, als sein eigenes verschämtes Glaubensbekenntniß sich längst in's Herz geschrieben hatte.

In diese theils gewordene, theils im Werden begriffene Epoche, die also keine Folge der Juden-Emancipation, sondern ganz anderer Factoren ist, trat das jüdische Element, als ihm die freiere Bewegung zu Theil wurde, mitten hinein. Natürlich heimste es seinen Antheil an der lustig emporschießenden Saat ein und zwar, gemäß den Kräften, mit denen es sich betheiligte, seinen reichlichen Antheil. Natürlich gediehen seine Anlagen auf diesem üppigen Nährboden auf's Beste, aber sie gediehen auch anderswo, z. B. in den gelehrten Fächern — wuchs doch die Zahl der jüdischen Professoren, die einen academischen Lehrstuhl bekleiden, allmählig auf 70 an, d. h. auf eine ungefähr dreifach höhere Zahl als man nach der Bevölkerungsziffer hatte

erwarten können. Ein Mann wie Strousberg, der bis auf den heutigen Tag durchaus typisch für die Richtung, in der er voranschritt und für seine zahllosen Nachfolger geblieben ist, konnte als „Heros der Cultur“ gefeiert werden, weil er eine Specialität des Eisenbahnunternehmerwesens erfand und virtuos ausbildete, bei der er mittelst liederlich ausgeführter Eisenbahnanlagen in bewußter Gewissenlosigkeit sich um Millionen bereicherte. Aber von wem wurde er denn gefeiert? Und waren denn die, die ihn huldigend umgaben und den Hofstaat des jüdischen Emporkömmlings bildeten, die christlichen Träger erlauchter adeliger Namen vom winzigsten Baron bis zum Fürsten, vom simplen Hofrath bis zum Minister besser wie er, der doch wenigstens sich mit seiner genialischen Superiorität brüsten konnte? Sind die großen und kleinen christlichen Diebe des Panamascandals besser wie Cornelius Herz, der verwegener und geriebener wie sie alle war, oder ist der Bankenkrach in Italien ausschließlich oder auch nur vorwiegend der Nichtswürdigkeit des Semitenthums zu verdanken?

Von der Partei, welche als Erbin der Zukunft frohgemuth der Zersetzung der Dinge, frohgemuth also auch allen Scandalen zusieht, welche die alte Ordnung in ihrem Lebensbestande bedrohen, pflegt statt des Judenthums der Industrialismus, der Capitalismus selbst der Urheberschaft bezichtigt zu werden. Was dort zum Beweis der moralischen Inferiorität der semitischen Rasse dient, wird hier als Beweis der wurzelhaften Verderbtheit im Princip der capitalistischen Gesellschaftswirthschaft herangezogen. Die directe Folgerung ist auch hier ebenso unhaltbar wie in dem vorhergehenden Fall. D. h. ein unmittelbarer Schluß ist unstatthaft, daß Handel und Wandel nach Angebot und Nachfrage und die auf ihm mit Zugrundelegung eines Privateigenthums aufgebaute bürgerliche Ordnung nothwendig und unvermeidlich jene Entartungen aus sich heraus erzeugen müssen. Ohne die Gefahren, die in dieser Richtung liegen, zu unterschätzen, so sind Gefahren doch zunächst nur

Drohungen. Um verwirklicht zu werden, muß ein Anderes hinzutreten und das ist, was mit dem Sinken im Festhalten idealer Lebensgüter und dem Steigen der Gier und Genußsucht, mit dem Sinken grundsatztreuer Bescheidung und dem Steigen kraftgenialischer Machtherrlichkeit, die vor nichts zurückschreckt, mit dem Sinken der Werthschätzung der Gesinnung und dem Steigen der Erfolganbetung unter uns hinzugetreten ist. Die Abrechnung hat also an diese Vorgänge und inneren Wandlungen, welche seit der Mitte des Jahrhunderts die Oberhand gewannen und an deren Urheber anzuknüpfen, um auf die directen Ursachen und den Kern der Sache zu kommen.

Doch ich kehre zur Betrachtung der Angelegenheit des Judenthums zurück. Gerecht zu wägen und keinen nationalen, keinen bloßen Rassen-Chauvinismus zu üben war bisher eine der starken Seiten des deutschen Wesens im Gegensatz zu anderen Nationalitäten. Ich habe, um diesem Zuge treu zu bleiben, daran erinnert, daß gewisse Vorgänge der jüngsten Zeit und die Erniedrigung dieser selbst, die sich in ihnen nur abspiegelt, von uns selbst angebahnt und eingeleitet worden sind. Die Selbstberühmung, die darin liegt, daß wir von unserem Antheil daran gänzlich absehen und die Juden in die Urheber-Stelle schieben, stimmt nicht mit den Thatsachen überein. Denn diese, im geschichtlichen und besonders im geschichts-psychologischen Zusammenhang betrachtet, zeigen, daß die Anbahnung und Einleitung zu einer Praxis der Unrechtlichkeit im größten Stil in den letzten Jahrzehnten zu einer Zeit erfolgte, als das jüdische Element nur eben erst sich herauszuarbeiten begann und unter Umständen die von seiner Mitwirkung noch wenig Spuren aufzuweisen hatten. Was den Juden eigenthümlich zufällt, was als ihr besonderer Antheil ausgesondert werden kann, als sie dazu gelangten in die Stimmung der Zeit, den gesunkenen Rechtlichkeitssinn, den gesteigerten Materialismus ihrerseits mitwirkend einzugreifen, ist vor Allem das Tempo, das Temperament, die Steigerung, nicht im Princip, aber in der Ausführung des

Princips. Was Hitze war, wurde Gluthitze, was Säfteverderbniß war, wurde wirkliche Krankheit, was chronisches Siechthum hätte werden können, wurde Fieber — es ist noch fraglich, ob selbst dies im Großen und Ganzen nicht eher für gewinn- als verderbenbringend zu erachten ist.

Aber weiter. Die bisherige Erörterung diente nur dazu, der im Sinn des Chauvinismus geübten Verschiebung des Antheils des Judenthums an dem Niedergang der öffentlichen Moral wenigstens so weit entgegenzutreten, als gezeigt wurde, daß die Grundursachen derselben nicht dort zu suchen sind, daß wir — ohne diesen Antheil — den Niedergang, wenn auch in gemäßigterem Tempo, ebenfalls erlebt haben würden. Diese Erörterung hat aber mit der weiteren Frage nach der Beeinflussung des deutsch-nationalen Lebens und Wesens durch das in ihm wirksame jüdische Element, nach dem Umfang und der etwaigen Bedeutung dieser Beeinflussung und was daraus werden kann, nichts zu thun. Diese Frage, die wichtig und bedeutsam genug ist und den eigentlichen Kern des verwickelten Problems bildet, welches die herrschende Gährung unterhält, muß selbständig beantwortet werden. Sie erheischt offenbar nicht bloß eine Berücksichtigung des jüdischen, sondern ebenso des deutschen Wesens, da die Wechselwirkung der beiden, welche den Inhalt der Verwicklung bildet, durch ihre Eigenart bedingt ist.

Wenn Jemand mit einem Anderen in Berührung tritt, der glänzende, aber auch gefährliche Eigenschaften besitzt, so wird es zum großen Theil von ihm abhängen, welche von beiden Seiten für ihn die bedeutungs- oder verhängnißvollere werden wird. Von dem deutschen Volk läßt sich sagen, daß es eigentlich erst seit der Juden-Emancipation, also erst seit wenigen Jahrzehnten, in eine nähere Berührung mit dem Judenthum getreten ist. Der vormalige Helotenstand desselben schloß eine solche aus. Zwar hat es eine Periode in Deutschland gegeben — sie dauerte bis ins 11. Jahrhundert — wo die Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung günstigere und angesehenere waren, wo ihnen sogar

das Recht nicht versagt war, Grund und Boden zu erwerben u. s. w. Aber von dieser Periode, die mit der Erstarkung des deutschen Bürgerthums ein Ende nahm, ist die Gegenwart durch so weite Zeiträume geschieden, daß sie nicht mehr in Betracht kommt. Die darauf folgenden Jahrhunderte rissen eine Kluft zwischen den jüdischen und deutschen Elementen der Gesammtbevölkerung auf, welche, abgesehen von einigen einzelnen Ausnahmefällen, einer Scheidung jeglichen inneren Zusammenhangs zwischen beiden gleichkam. Und erst die Emancipation hat also eine eigentliche Berührung vermittelt und damit die Frage der Einwirkung des jüdischen Elements neu eröffnet. Wie wird sich der deutsche Volksgeist zu derselben stellen und verhalten? Das ist die Frage an die Zukunft.

Ich sprach von glänzenden und gefährlichen Eigenschaften im Semitenthum. Wer, der auf die Geschichte dieses Volks auch nur einen Blick wirft, kann die ersteren verkennen und in Abrede stellen? Ihre Stellung in der alexandrinisch-griechischen Weltepoche ist die bedeutsamste. Die Geschichte kennt nur wenige Großthaten an Ausdauer und Opfermuth, die denen zu vergleichen sind, mit denen sich die Juden unter den Makkabäern der Ueberfluthung durch die griechisch-heidnische Cultur entgegenwarfen. Man hat die Kämpfe, die dort entbrannten und durchgefochten wurden, an Größe und Gewalt der Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern zur Seite gestellt und sie mit Martell's Kampf wider die Sarazenen verglichen. Gewiß mit Recht. Und auch die Bedeutung ist eine ähnliche. Denn auch in jenen Kämpfen wurde gerungen nicht um schnöden Besitz und Erwerb, sondern um weltgeschichtliche Principien, um ein glaubensstarkes und strenges monotheistisches Bekenntniß im Gegensatz zum götzendienerischen heidnischen Wesen, das den Juden ein Gräuel war. Wir sehen dann dasselbe Volk, das sich so heldenmüthig in den Todeskampf für seine höchsten Ueberzeugungen dahingegeben hatte, wo es in Gefangenschaft gerieth, überall den entnervenden Einflüssen seiner Umgebung trotzen und sich mit Erfolg wider die-

selben behaupten und über dieselben erheben. Unter Alexander dem Großen fällt ihm der Hauptantheil an der Gründung von Alexandria, der Pflanzstätte der jüdisch-griechischen Bildung, zu, es gelangt, vom erniedrigendsten Druck sich befreiend, unter Ptolomäus VI. zu den höchsten und einflußreichsten Stellungen im ägyptischen Staat, es erwirbt sich Macht und Stellung im verfallenden Rom. Selbst die zuerst als Gefangene des Pompejus in die Weltbeherrscherin einziehen, nehmen bald als Handelsleute, Steuerpächter u. s. w. ihren Theil an der römischen Macht und Herrschaft erfolgreich in Anspruch.

Im Mittelalter war es eigentlich nur Polen, welches den Juden, die dort den Bürgerstand ersetzten, zur Heimath wurde und das deshalb auch von den jüdischen Dichtern des 16. Jahrhunderts besungen wurde als „ein königliches Land, in dem wir sorglos lebten von jeher". Hier setzten sie auch dem Vordringen der Russen einen tapfern Widerstand entgegen. Ueberall sonst aber, in England, Frankreich, Spanien, Portugal, Deutschland waren entweder zeitweise Vertreibungen oder Niedermetzelungen, die noch bis ins 18. Jahrhundert vorkamen, oder eine verächtliche Heloten-Existenz unter den härtesten Lebensbedingungen ihr Loos. Vergebens kämpften die Humanisten für eine menschlichere Behandlung derselben. Vergebens mahnte Reuchlin: „Die Juden sind rechtlich unsere Nebenmenschen, wir müssen sie lieben, sie sind unsere Mitbürger in unserem deutsch-römischen Reich, die mit uns in einem Bürgerrecht und Burgfrieden sitzen". Er beschwor dadurch nur einen Sturm gegen sich herauf. Von Seiten der theologischen Facultät zu Paris erfolgte nach langen Verhandlungen seine feierliche Verurtheilung. Die Juden aber blieben noch Jahrhunderte lang abgesperrt in ihren schmutzigen Ghetti's, angewiesen auf Kleinverkauf, Schacher und Wucher, wehr- und schutzlos, soweit nicht „landesfürstliche Gnade", meistens gegen schwere Bußen und Opfer, sie in Schutz nahm, im Großen und Ganzen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen: social geächtet.

Aelteren Leuten der heutigen Generation wird noch das „Jud' mach' mores" im Gedächtniß sein, welches eine Aufforderung an jeden Juden, wer es sein mochte, enthielt, vor dem ihm begegnenden Christen seine unterthänige Reverenz zu machen. Vielleicht ist es noch weniger erstaunlich, daß die Juden unter all' diesem äußersten Druck nicht erlagen und daß sie nach demselben sich so schnell wieder emporhoben, als daß während desselben ihr geistiges Leben nicht vollständig strandete und verödete. Das war aber keineswegs der Fall. Der 1510 geführte Kampf um Verbrennung des Talmud resp. sämmtlicher jüdischer Schriften hinderte nicht, daß 1520 eine neue Ausgabe des Talmud erschien und in der jüdischen Academie zu Krakau, welches man das Toledo des Ostens nannte, entfaltete das jüdische Geistesleben eine Blüthe, die bei dem engen inneren Zusammenhang der zersprengten Theile des Judenthums das Ganze befruchtete und bereicherte.

Glanzlos ist eine solche Laufbahn wahrlich nicht zu nennen. Wenn nichts Anderes, so würde schon die enorme Summe von Nervenkraft, die in dem Selbsterhaltungs-Vermögen dieses Volkes zu Tage tritt, als eine glänzende Leistung die bewundernde Aufmerksamkeit verdienen. Aber eben in dieser besonders auffälligen Eigenthümlichkeit liegt ja unverkennbar auch ein gefährliches Moment, gefährlich zunächst für Andere, die sich widerwillig von ihren Plätzen verdrängt sehen und für sie selbst durch den dadurch erzeugten Rückschlag. Dieser wird aber außerdem noch durch verschiedenes Andere, das hinzutritt, verstärkt und eigenartig gestaltet und, um beiden Theilen gerecht zu werden, darf gerade dieser Antheil nicht unterschätzt, sondern muß voll gewogen werden. Es ist schwer, ihn genau zu präcisiren, schwer, ihn in seiner Eigenthümlichkeit zu umschreiben und festzuhalten. Er bildet den Kern dessen, was man von seiten des Deutschthums als die Gefahr der „Verjudung" bezeichnet, wenn man hiermit nicht bloß das Ueberhandnehmen des von jüdischer Seite ausgehenden Einflusses auf den verschiedensten Gebieten des Er-

werb- und Geisteslebens, sondern gleichzeitig eine damit verknüpfte Einbuße sittlicher Art zu bezeichnen wünscht.

Bleiben wir zunächst bei dem letzteren stehen. Ich sehe dabei von den neuerdings festgestellten anthropologischen und ethnographischen Forschungsergebnissen ab. Ihnen zufolge ist ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen arischer und semitischer Rasse schon deshalb gar nicht aufrecht zu erhalten, weil die modernen Juden erstens aus den arischen Amoritern, zweitens aus den wirklichen Semiten und drittens und hauptsächlich aus den Nachkommen der alten Hethiter zusammengesetzt sind*). Demnach bliebe das Semitenthum ebenso wie die arische Rasse nur als linguistischer Begriff übrig und das ist für die hier in Betracht kommende Gegnerschaft ohne Bedeutung. Ebenso sehe ich von dem Einwurf ab, daß die christlichen Deutschen ja ebenso gut Asiaten als die jüdischen Deutschen seien und daß demnach in der Judenfrage überhaupt nicht Deutsch und Undeutsch als Gegensätze sich gegenüber ständen.

Gewiß ist und für die thatsächliche Sachlage einzig von wirklichem Belang, daß ein gewisser, auf Grund des Stammes- und namentlich Religionsunterschiedes Jahrhunderte lang von der übrigen Bevölkerung abgesperrter und schnöde behandelter Bevölkerungsantheil sich auch in seiner gegenwärtigen Nachkommenschaft von eben dieser Bevölkerung in einer Eigenart unterscheidet, die ihr eine fühlbare Sonderexistenz nach Außen und Innen aufprägt. Daß dies Gepräge bald mehr, bald minder scharf ausfällt, ist selbstverständlich, da die einwirkenden Umstände variabler Natur sind. Wo es mehr oder minder verwischt erscheint, ist das von ihm gekennzeichnete Bevölkerungselement ohne störenden Einfluß auf die durch das Zusammenleben mit den Uebrigen sich ergebenden Processe; wo

---

*) Ulmer Anthropologentag: „Vortrag von Dr. v. Luschan über die anthropologische Stellung der Juden“ und Prof. Dr. J. Kollmann über „die Menschenrassen Europas und die Frage nach der Herkunft der Arier“.

es am schärfsten sich kennzeichnet und demgemäß in die Action tritt, erfolgen Collisionen.

Um diese zu würdigen, worauf es uns hier ankommt, muß also das, was in dem schärfsten Gepräge zu Tage tritt und was eben dadurch den Träger der Collision ausmacht, in's Auge gefaßt werden. Die übrigen schwächeren Abdrücke der Eigenart scheiden für die Beurtheilung aus, da sie in diesem Punkt von erheblich geringerer Tragweite oder ganz belanglos sind.

Man hört nun häufig genug den Einwand der Zahl erheben. Fünfhunderttausend Juden in Gesammt-Deutschland — was machen die auf fünfzig Millionen? Und wenn man hier noch eine Ausscheidung der stärkeren Elemente im Unterschied von den schwächeren vornimmt, so gestaltet sich das Zahlenverhältniß ja noch ungünstiger für die „Verjudung". Allein offenbar ist diese rein mechanische Abschätzung der Größen- und Gewichtsverhältnisse von denkbar geringster Zuverlässigkeit und Richtigkeit in seiner Anwendung auf das hier vorliegende Verhältniß. Wo ein Schlag nicht allein tausend Verbindungen schlägt, sondern jede dieser Verbindungen sich wiederum in's Unendliche vervielfältigt, wie auf geistigem Gebiet, da schwinden die räumlichen und Zahlen-Verhältnisse von Millionen in Nichts zusammen. Multiplications-Exempel sind hier nicht mehr angebracht.

Die schärfste Ausprägung einer Eigenart, wie sie im jüdischen Habitus vorkommt, sonst aber nicht leicht sich gleichartig, am wenigsten im deutschen Wesen, wiederholt, tritt auffällig zu Tage in der Combination der drei Qualitäten:

einer unbedingten V e r e h r u n g d e s G e l d e s und der Richtung auf den Erwerb desselben als dessen, was am sichersten und ganz vorzugsweise im Leben „fördert". Es behauptet deshalb unbedingt im Bereich des Erstrebenswerthen eine der besten Stellen —

einer enormen, jeder Zumuthung, die ihm gestellt wird, gewachsenen, den meisten Mitbewerbern überlegenen Nervenkraft —
und einer ebenfalls ausnahmsweise stark entwickelten Geistesschärfe, die bald — auf höheren Gebieten — durch ungewöhnliche Auffassungskraft als Scharfsinn, bald — auf niederen — als übertölpelnde Schlauheit auftritt.

In der Combination dieser drei Qualitäten liegt, wie schon bemerkt, das punctum saliens, liegt das ausschlaggebende Moment derselben. Ihre Dreieinigkeit ist es, die bei den Nichtjuden, speciell bei den Deutschen selten oder nie vorkommt. Einzeln betrachtet liegen ja darin keine Eigenthümlichkeiten ausnahmsweiser Natur. Die Verehrung des Geldes, die Jagd nach demselben, die Unterordnung anderer Güter unter dieses Principal-Gut ist gewiß kein ausnahmsweise oder auch nur vorzugsweise jüdischer Zug. Großer Nervenkraft, großem Scharfsinn, großer Schlauheit begegnen wir einzeln bald bei diesem, bald bei jenem Individuum. Aber ihr Zusammen-Auftreten in einem und demselben Individuum, dieses sich gegenseitige Unterstützen der einen durch die andere Eigenschaft, wodurch eine Ueberlegenheit in der Wirkungskraft entsteht, die alle Concurrenz überholt und ganz unglaubliche Erfolge erzielt, dies ist es, was die schlimmsten Collisionen veranlaßt. Die anders veranlagten und gearteten Volksgenossen werden von einem Gefühl befallen, als ob sie einer Feuersbrunst, der sie nicht beizukommen wissen, gegenüberständen. Und dies Gefühl ist in seinem Kern nicht einmal unberechtigt, denn was aus jener Mischung von Eigenschaften praktisch in seiner Einwirkung auf das Leben hervorgeht, hat etwas von einem fressenden Feuer an sich.

Wenn man den hier erörterten Punkt näher betrachtet, drängt sich unwillkürlich die Frage nach dem Antheil auf, den die besonderen Zwangsverhältnisse unter denen die Juden so lange ihr Leben verbracht haben, wohl an der Ausbildung und Entwicklung desselben gehabt haben dürften. Die Frage ist

auch insofern, zwar nicht für die Gegenwart, aber für die Zukunft, nicht ganz müßig als Eigenschaften, die aus Zwang angebildet worden sind, die einer Nothlage entstammen, bei dem Wegfall derselben auch wieder zurück- und umgebildet werden können, während für Eigenthümlichkeiten der Rasse, bei der bekannten Energie der Vererbung, diese Aussicht bedeutend geringer ist.

Insofern hat die ethische Seite der Rassenfrage immer ihre unzweifelhafte Bedeutung, um so nothwendiger aber ist es, sie mit einiger Vorsicht zu behandeln. Wenn eine starke Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß gewisse Eigenthümlichkeiten, ihre procentuale Höhe, die die bei anderen Volksindividualitäten vorkommende übersteigt und ihre Combination durch hinzukommende Umstände wenn nicht hervorgebracht, so doch mindestens vertieft worden sind, so wird man vorsichtiger Weise sie nicht mehr als reine Rassen-Eigenheiten in Anschlag bringen können. Hierfür spricht nun aber in dem vorliegenden Fall eine starke Wahrscheinlichkeit und mehr wird sich bei dem problematischen Charakter einer solchen Abschätzung ohnehin wohl nicht ausmachen lassen.

Wie leicht der oberflächliche Eindruck und ein nach diesem gebildetes Urtheil auch in dieser Frage unwillkürlichen Täuschungen unterliegt, kann man unter Anderen aus der festgewurzelten Annahme ersehen, daß es jüdische Rasseneigenthümlichkeit sei den Handel, Schacher und was ihm ähnlich sieht zu cultiviren, den Landbau dagegen als eine zu schwere Arbeit sich vom Leibe zu halten. Dabei empfiehlt der Talmud überwiegend Ackerbau und Handwerk, sagt mancherlei über deren Vortheil, aber nichts zu Ehren des Handels*). Wir wissen von dem Handwerkerleben der fernsten jüdischen Zeiten, wir wissen aus neuesten Berichten (z. B. Dr. Jannasch in der Zeitschrift „Export"

*) Fr. Delitzsch. Rohling's Talmudjude. Vergl. auch desselben: „Ueber das jüdische Handwerkerleben zur Zeit Jesu." (1879.)

auf Grund persönlicher Anschauung), daß die marokkanischen Juden durchaus brauchbare Handwerker abgeben und als tüchtige Schmiede, Tischler u. s. w. hantiren, ebenso in der Lederindustrie vertreten sind und die kunstgewerbliche Technik fördern. Wir wissen aus Berichten über Rußland, daß vielen jüdischen Volkselementen dort der Landbau geradezu an's Herz gewachsen ist und sie nichts anderes als Landwirthe zu sein begehren*) — wie sehr schmilzt da die Vorstellung von einer überwiegenden Rassen-Antipathie gegen diese Beschäftigungen zusammen.

Das hindert nicht, daß wir, was ja durch die Wahrnehmung bestätigt wird, anzunehmen gezwungen sind, daß die unter uns wohnenden und zu uns einwandernden jüdischen Elemente sich mit Vorliebe dem Handel zuwenden, vorwiegend und hauptsächlich „Handelsjuden“ (häufig selbst auf ganz anderen Gebieten als dem des Handels) sind. Aber es sollte die Schlußfolgerung hindern, die wir daran anknüpfen. Wenn ein Jude Jahrhunderte lang nur Handel und Geldgeschäfte treiben durfte, so mußte er wohl zuletzt ein Handelsjude werden, wie der, dem immer Schnaps und nicht Anderes zum Trinken gestattet wird, zuletzt ein Säufer werden muß.

Dabei aber — das ist das zweite Moment von Bedeutung — war diese Beschäftigung nicht allein die einzig mögliche, weil ausschließlich gestattete, sondern sie war auch die absolut unentbehrliche Basis der Existenz. Genau wie vor Zeiten bei uns, ist es noch heute beispielsweise in Marokko, der Jude

*) Beachtenswerthe Mittheilungen hierüber enthält der officielle Bericht der Regierungs-Commission der Vereinigten Staaten über die russischen Judenhetzen. Derselbe enthält das Ergebniß der Untersuchungen, welche Oberst J. B. Weber und Dr. W. Kempster über die Behandlung der Juden in Rußland angestellt haben. Die Mitglieder der Commission haben sich ganz speciell mit der Frage beschäftigt, ob etwas Wahres in dem Vorwurf liege, daß die Juden nicht geneigt seien, sich mit Ackerbau zu beschäftigen und zu diesem Behuf die ländlichen Ansiedelungen in der Umgegend von Wilna eingehend geprüft. Auch in Argentinien hat die Tüchtigkeit der russischen landwirthschaftlichen Arbeiter Anerkennung gefunden.

in ummauerten Quartieren wohnend, jeglicher Art von Demüthigung ausgesetzt, schon durch seine besondere Tracht gekennzeichnet, dem Landeseinwohner verhaßt. Was schützt ihn? Seine Unentbehrlichkeit, da er neben seiner Handwerker-Thätigkeit auch noch alle Geldgeschäfte vermittelt. Was wäre ohne diese Unentbehrlichkeit aus den Juden des Mittelalters unter dem sie belastenden Druck der europäischen Völker wohl geworden? Wie hoch mußte also diese Beschäftigung, die gleichzeitig gradezu der Juden einziger wirksamer Schutz und Schirm, ihre Lebensrettung war, in der Werthschätzung derselben steigen! Wie sehr mußten sie sich in dieselbe eingewöhnen, mit derselben verwachsen, so daß sie mit allen ihren Anlagen und Talenten in derselben heimisch wurden.

Aber diese rettende Beschäftigung war auf der anderen Seite auch eine sehr gefährliche, weil diejenigen, welche der jüdischen Vermittlung in Geldsachen nicht entbehren konnten und wollten, den Vermittler selbst, wegen des für ihn dabei abfallenden Profits, doch auch wiederum beneideten und haßten. Sie hätten ihn vielleicht zunichte gemacht, wenn sie ihn nur hätten entbehren können. Da das nicht anging, so verfolgten sie ihn und plünderten ihn aus, aber doch immer nur so weit, daß er zu seiner ihnen erwünschten Vermittler-Thätigkeit nicht untauglich wurde. Aber die Gefahr, die Neid und Unverstand heraufbeschworen, schwebte doch beständig über der Juden Haupt. Wie viel Witz, wie viel Geistesschärfe und schlaue Berechnung einerseits, wie viel Nervenkraft andererseits mußte aufgeboten werden, um dieser fortwährenden Bedrohung zu entgehen, um den gefährlichen Curs, auf den sie nun doch einmal angewiesen waren, möglichst ohne Schaden inne halten zu können. Wie mußten also diese Eigenheiten des Wesens durch die beständige Uebung wachsen, wie sehr aber auch das Vertrauen, die Zuversicht auf dieselben zunehmen.

Insofern ist es ja gewiß nicht unrichtig, wenn Prof. Dodel-Port in seiner Schrift „Moses oder Darwin" sagt:

„Man hat durch 2000 Jahre die Juden in den denkbar drückendsten Ausnahme-Stellungen unten gehalten; man hat sie in alle Länder zerstreut, heimathlos und auch rechtlos erklärt; man hat sie gelegentlich blutig verfolgt und ihnen das Leben so sauer gemacht, wie es nur Christen unter sich oder gegen Andere sauer zu machen verstehen. Dabei haben Diejenigen, welchen die Macht zur Unterdrückung zukam, völlig übersehen, daß sie selbst der Nemesis eines Naturgesetzes in die Hände arbeiteten. Die Unterdrücker sind selbst Schuld daran, daß die verachtete Nation der Juden heute allen anderen Rassen geistig völlig überlegen ist. Jene haben durch ihr grausames Verhalten gegen die Kinder Israels die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein verschärft. Im schweren Ringen und unter Verfolgungen aller Art sind unter den zerstreuten Nachkommen Jacobs vorweg die ungünstigst ausgestatteten, die einfältigsten Individuen ausgejätet worden, indem sie jederzeit vom Gedeihen unter solch' prekären Verhältnissen ausgeschlossen, kurzweg ohne Nachkommen blieben. Ich wüßte kein frappanteres Beispiel aus der Menschheitsgeschichte, das einläßlicher vor einer systematischen Unterdrückung ganzer Volksklassen warnte, als es hier der Fall ist. Wer gerecht ist, muß sich gestehen, daß die Ueberlegenheit der Juden von heute genau das ist, was kommen mußte."

Aber es ist nicht allein die Zunahme der Nervenkraft, die Steigerung der Geistesschärfe, die in Betracht kommt, sondern, was wiederum mehr die ethische Seite angeht, daß diese Güter, weil sie sich nächst dem Gelde, als die praktisch weitaus werthvollsten erwiesen, auch ihrem inneren Werthe nach allen anderen vorangestellt wurden oder, mit anderen Worten, daß die Sonderung, die Unterscheidung eines innerlich Werthvollen von dem äußerlich Werthvollen sich in der Auffassung verwischte. Es ist ja unausbleiblich, daß eine andauernde, schwere Nothlage auf den davon Betroffenen die Wirkung äußert, daß er nur in dem Helfer in der Noth, also in diesem Fall in den erwähnten Eigenschaften, ein werthvolles höchstes Gut anerkennt, neben dem alle anderen Güter an Werth zurücktreten. So mußte, durch die Noth zunächst veranlaßt, eine Richtung sich ausbilden und durch die Vererbung sich erhalten, auch nachdem die veranlassende Ursache hinweggeräumt war, welche, gestützt auf die in ihrem Besitz befindliche Uebermacht des Geldes, des überlegenen

Wissens und der Nervenkraft, dem schrankenlosen Begehren einer sich nichts versagenden Verwegenheit anheimfiel.

Dies um so mehr als in dies ganze verschlungene Verhältniß von Ursache und Wirkung auch noch der Ehrbegriff, das Ehrgefühl mit hineinspielt. Der Schacher und Wucher, ja der ganze Geldvermittlungshandel, das Borgen und Verleihen war seinem Wesen und mehr noch der öffentlichen Schätzung nach im Mittelalter ein unanständiges, unehrenhaftes Gewerbe*). Nach dem kanonischen Recht war es den Christen ja ausdrücklich verboten Zins zu nehmen. Herder sagt von den Juden des Mittelalters: „sie wurden als Wechsler, Unterhändler und Reichsknechte niederträchtige Werkzeuge des Wuchers“. Aber sie wurden dies gezwungenermaßen und doch auch wieder auf der anderen Seite mit Eifer und Liebe, da sie ja nur dadurch sich wider ihre Verfolger behaupten konnten. Alles, was sonst Ehren eintrug, als ehrenhafte Auszeichnung gerechnet wurde und allgemeine Anerkennung genoß, war ihnen abgeschnitten, der Zugang zu denselben ihnen verwehrt. Wie sollte dasselbe einen Halt in ihrem Innern gewinnen können?

Die nothwendige Folge aber auch hiervon mußte sein, daß

---

*) An Aristoteles anknüpfend sagt Montesquieu im „Geist der Gesetze“ (Band 2, Buch 20) u. A. über dasselbe Thema: „Die aristotelische Philosophie ward in den Occident übergeführt, wo sie bei spitzfindigen Köpfen, die in Zeiten der Unwissenheit für schöne Geister gelten, vielen Beifall fand. Die Scholastiker berauschten sich gleichsam darin und übernahmen von diesem Philosophen (Polit. lib. I, C. 10) viele Erklärungen über das Ausleihen von Zinsen, die sie im Evangelio am besten hätten finden können; kurz, sie verdammten es ohne Unterschied und in allen Fällen. Dadurch ward der Handel, der bisher nur eine Beschäftigung geringer Leute gewesen war, eine Hantirung ehrloser Betrüger: denn man kann eine an sich erlaubte oder nothwendige Sache nicht verbieten, ohne diejenigen, die sie treiben, zu schlechten ehrlosen Leuten zu machen.“ Als die Juden den Handel ausübten, war er in der naiven Anschauung des Volks „nicht mehr von entsetzlichstem Wucher, von Monopol, von der Hebung der Subsidien und allen schlechten Mitteln, die es nur giebt, um Geld zu bekommen, unterschieden“.

der Ehrbegriff sich ganz darauf einrichtete, von allen innerlichen Momenten absehend, nur das für voll zu rechnen und zu begehren, was sich mit dem Gelde deckte oder mittelst desselben erworben werden konnte. Wer in Versuchung geräth, hat sonst in dem Bewußtsein der besonderen Standes-Ehre, der Mannes-Ehre u. s. w. doch noch abschwächende Momente, die als Gegengewichte ebenfalls in die Wagschale fallen. Für den aber, dessen Ehrbegriff ganz im Geld und dessen Aequivalenten aufgeht, fallen diese abschwächenden Momente weg*). Auch das, was Schopenhauer den Juden als spezifisch eigenthümlich anrechnet, „eine wundersame Abwesenheit alles dessen, was das Wort verecundia — Scham — ausdrückt“ knüpft, soweit es überhaupt vorhanden, hieran an. Und wenn das, was ich hier aufgezählt, in seiner extremen Ausbildung und vollen Bedeutung schließlich auch nur für Wenige gelten mag, so ersetzt den Mangel

*) Was Moltke im zweiten Bande seiner „Denkwürdigkeiten über das Eindringen der Juden in Polen“ sagt, hat ja keineswegs bloß locale, sondern mit einigen Einschränkungen allgemeine Gültigkeit; namentlich gilt dies von den folgenden Sätzen: „Die ganze politische Stellung der Juden, so gut wie ihre eigenen Gesetze schlossen sie vom Grundbesitz, vom Staatsdienst, von Aemtern, Würden, kurz von aller öffentlichen Thätigkeit unwiderruflich aus. Das allgemeine Wohl konnte bei ihnen nie Ziel des Talents, des Wissens oder Fleißes sein. Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Thatendrang, kurz alle die mächtigen Hebel, welche die Thätigkeit des Menschen aufregen, fanden für sie kein Feld, sich zu entwickeln. Ueberall mit Verachtung zurückgestoßen, war der Jude auf sich selbst allein verwiesen, und dies eigene Selbst war und mußte der einzige Gegenstand aller seiner Handlungen werden. Der höchste Standpunkt, auf den der Jude gelangen konnte, war der, ein reicher Mann zu sein. Aber der Reichthum selbst verschaffte ihm kein größeres bürgerliches Ansehen, er schützte ihn nicht gegen die Schmach des öffentlichen Hasses und Abscheues, und der Jude mußte seinen Reichthum verstecken oder ihn mit Gefahr genießen. Auch das Geld war dem Juden kein Mittel mehr zum Glück, und so wurde es zum Zweck selbst; Reichthum war das alleinige Ziel aller Bestrebungen jedes Einzelnen, und alle Wege, die zu diesem Zweck, dem einzigen Zweck führten, waren ihm recht und Rache an den Drängern zugleich.“

der Zahl bei diesen Wenigen eben die Intensität ihres Vermögens.

Ich habe die Wirkung desselben vorher mit einem fressenden Feuer verglichen. Wie dieses in seinem elementaren Drang vor Nichts Halt macht, so jenes in seiner Verwegenheit. Die Verwegenheit geht aber wieder zum großen Theil aus der Fruchtbarkeit des Geistes hervor. Wer nie um Hülfsmittel verlegen ist, wie er im Nothfall sich wieder heraushelfen kann, wird ja viel eher verwegen zugreifen als der, dem die Erfindung leicht versagt. Wie vieles Ueble unterbleibt nicht — aus Mangel an Verwegenheit! Der Uebelthäter kommt nicht zu Stande, nicht weil in der betreffenden Person das Uebel d. h. die Neigung zu demselben, sondern weil der Thäter fehlt. Wer so verfährt wird sich zwar einer besonderen Gewissenhaftigkeit nicht berühmen dürfen, aber trotzdem wird er sich auch in moralischer Hinsicht besser stehen, wie der verwegenere Uebelthäter. Er wird, wenn die Versuchung an ihm auch nur aus Schwäche vorübergeht, doch nicht so leicht der Verirrung anheimfallen, die in jenem triumphirt und ihn dann von Stufe zu Stufe weiterreißt. Wir — Nichtjuden und Juden — haben ja beide dieselbe Gewissensregel, denn auch im Talmud steht das Wort verzeichnet: „was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch deinem Nächsten nicht", aber die Regel bestimmt meistens nicht die That, sondern die größere oder geringere Scheu vor der Regelabweichung. Diese Scheu aber sinkt in demselben Maße als die Verwegenheit steigt.

Es handelt sich bei den ethisch gegensätzlichen Volkseigenthümlichkeiten aber nicht allein um das Gebiet dessen, was im eigentlichen engeren Sinne als Moralität zu bezeichnen ist, sondern auch noch um reine Gemüthsbeschaffenheiten. Ich will hier nur an eine erinnern. Wir haben für eine im deutschen Wesen besonders heimische Eigenthümlichkeit den Ausdruck „Einfalt", bedeutsam, weil derselbe schon in der Wortbildung verräth, daß hier die Wurzel einer gewissen geistigen Beschränktheit

vorhanden ist, aus der aber doch etwas ganz Anderes als was die „Einfältigkeit“ besagen will, hervorgegangen ist. Wie schön unterscheidet die Sprache dies als „Herzenseinfalt“ und meint damit die Abwesenheit jedes Hintergedankens, eine arglose Voraussetzung des Guten, die sich nicht träumen läßt, daß es anders zugehen könne als es ihrer eignen harmlosen Natur entspricht. Unschuld, Naivität, Arglosigkeit stehen damit im engsten Bunde. Immer liegt ein Stück Unbewußtheit zu Grunde, ein Unerwachtsein, ein Fernstehen vom Quell der Erkenntniß. Und mit eben diesen Eigenthümlichkeiten grenzt die Einfalt an die geistige Beschränktheit, die sie aber doch mit einer lichteren Sphäre überwölbt. Wo diese geistige Beschränktheit, diese Natur-Dumpfheit gänzlich fehlt, wo das Bewußtsein scharf geweckt ist und scharf spähend umherschaut und frühreif schon mit einer kritischen Sonde seine Umgebung betastet, da hat die Einfalt keine Heimathsangehörigkeit.

Grade in ihr besitzt aber die Volksseele ein Stück innerlichster Eigenart und grade dieser Mangel wird als besonders fremdartig und die an ihre Stelle tretende brillirende Geistesgewecktheit als belästigend, demüthigend für die eigene Beschränktheit und trotzdem ihr nicht übergeordnet, empfunden. Hier liegen scharfe innerliche Gegensätze. Die Erfahrung späterer Jahre, der erworbene Bildungsgrad, welche mit der Einfalt, auch wo sie ursprünglicher Naturwuchs war, aufräumen, gleichen ja auch diese wieder aus. Aber in der Jugend, in der Kindheit treten sie auffällig zu Tage. Wo findet man jemals Naivität bei einem jüdischen Kinde? Die gegensätzliche Besonderung der Rassen, die eine mit ihrer Einfalt und Einfältigkeit, die andere mit ihrer „Helligkeit“, wo das, was wir als „Kindlichkeit“ lieben, vermißt wird, spricht sich hier vielleicht am deutlichsten aus. Ein Nachhall derselben dringt aber von dieser Stelle aus unaufhaltsam auch in Literatur und Kunst hinüber.

Wenn man das, was ich hier aufgezählt habe, im Geiste überschlägt, so wird man nicht umhin können anzuerkennen, daß

neben dem Concurrenzneid, neben der rein auf das materielle Uebergewicht eingeschränkten und wider dasselbe gerichteten Mißgunst, die den Hauptstrom anschwellt, auch ethische Momente in der Opposition gegen das, was als „Verjudung" bezeichnet zu werden pflegt, vertreten sind. Dabei habe ich von dem religiösen Antheil, von dem spezifisch christlichen Widerstand gegen das abweichende Glaubensbekenntniß noch gänzlich abgesehen. Aber selbst wenn man diesen, weil auf gewisse engere Kreise beschränkt und der Erschütterung preisgegeben, und ebenso die materiellen Momente gänzlich bei Seite läßt, verbleibt ein Rest, der sich, auf anderem Grunde auferbaut, in der Opposition behauptet. Dieser fühlt sich nicht widerlegt, wenn man jene anderen Factoren in ihrer Ungebühr zurückweist. Eben deshalb ist er derjenige, der seinem principiellen Gehalt nach die meiste Aufmerksamkeit verdient.

Der französische Nationalökonom Leroy-Beaulieu hat in einer Reihe von lesenswerthen Ausführungen, noch vor Ausbruch der eigentlichen Judenhetze in Frankreich, einmal die „Juden und den Antisemitismus" behandelt. Er schilderte den Nationalgeist der alten Hebräer, den „wilden Leu Judas, den weder das Lächeln der Götter Griechenlands noch der Degen Roms zu zähmen im Stande war", dann die nationale Renaissance, die sich nach der Emancipation im modernen Judenthum vollzog. „Die 6—7 Millionen europäischer Juden", sagt er in seiner Darstellung, „haben seit ihrer Emancipation mehr Männer von Talent hervorgebracht, als die 300 Millionen Katholiken, Protestanten und Griechischorthodoxe in der gleichen Epoche. Diese Thatsache erklärt sich nicht durch eine etwaige Ueberlegenheit der jüdischen Rasse, sondern durch das Alter der jüdischen Civilisation, durch die historische Erziehung, endlich durch die Nothwendigkeit, alle geistigen und moralischen Kräfte aufzubieten, um den für sie besonders bitteren Kampf ums Dasein zu bestehen".

Leroy-Beaulieu erinnert dann an einzelne hervorragende

wissenschaftliche Leistungen der gegenwärtigen Juden, u. A. auch daran, daß unter den 150 Mitgliedern der Academie ein Dutzend jüdischer Abkunft sei, während der Prozentsatz der französischen Juden nur 0,002 sei. Er zählt die Namen Crémieux, Fould, Raynal, Luzzati, Disraeli, Gambetta, Lassalle u. A. auf und sagt in Bezug auf diese letzteren:

„Der englische Tory, der französische Republikaner und der deutsche Socialdemokrat verstanden es, in den drei cultivirtesten Ländern Europas die Aristokratie, das Bürgerthum und die arbeitende Bevölkerung für ihre Ideen zu begeistern. In unseren Tagen, wo man doch so schnell die Verdienste der Altvorderen vergißt, lebt das Andenken jener drei Abkömmlinge des jüdischen Stammes in den Herzen ihrer nach Hunderttausenden zählenden Getreuen ungeschwächt fort und christliche Männer- und Frauenhände sind es, welche alljährlich Kränze auf den Gräbern der Juden Disraeli, Gambetta und Lassalle niederlegen.

Als Frankreich zu den Füßen des stolzen Siegers lag, da incarnirte ein Sohn aus dem Stamme Juda die Seele Frankreichs. Und als Léon Gambetta*) vor 10 Jahren aus dem Leben geschieden war, da trauerte das ganze Vaterland um ihn, als um den größten seiner Söhne. — Ferdinand Lassalle wurde als Messias des Socialismus begrüßt und als er in einem Duelle gefallen war, da bildete sich um sein Haupt eine glorreiche Legende. — Benjamin Disraeli, der Sophardijüngling aus Venedig, konnte sich rühmen, der Königin von England das Kaiserdiadem von Indien aufgesetzt zu haben und durch Jahrzehnte an der Spitze des mächtigsten Reiches der Erde gestanden zu sein!

Wer vermöchte aber in diesen reichen Naturen das alte Zerrbild des Ghettojuden zu erkennen? Mit Nichten. Wir stehen in stummer Bewunderung da vor den drei großen Staats- und Volksmännern, welche mit derselben souveränen Macht gesetzgebende Körperschaften wie stürmische Volksversammlungen zu beherrschen verstanden. Sie erinnern uns an die großen Rabbinen des Mittelalters, welche oft in einer Person berühmte Theologen, Aerzte, Grammatiker, Astronomen, Philosophen und Finanzmänner waren."

Aus allem dem zieht der französische Nationalökonom den Schluß, daß die Juden, obwohl sie doch bloß 1—2 Prozent,

*) Leroy-Beaulieu will den jüdischen Ursprung Gambetta's von einem persönlichen Freunde des letzteren erfahren haben. Gambetta's Vater war ein italienischer Jude.

oft einen noch geringeren Procentsatz der christlichen Bevölkerung ausmachten, namentlich in solchen Zweigen der menschlichen Thätigkeit, wo vor Allem Verstand und Energie erforderlich seien, eine unbestreitbare Ueberlegenheit über das Gros ihrer christlichen Concurrenten bewiesen hätten. Eben das sei es ja, was vorzüglich den Antisemitismus heraufbeschworen habe. „Der Jude beging den Fehler, den Beweis dafür erbracht zu haben, daß im geistigen Wettkampfe die numerische vor der geistigen Ueberlegenheit den Platz räumen mußte“.

Wie weit dies Urtheil, welches die Judenfrage ganz auf einen einfachen Confliktsfall zwischen numerischer und geistiger Ueberlegenheit, also im Grunde abermals auf Concurrenz, reducirt und andere Momente unberücksichtigt läßt, auf Frankreich ganz zutreffend ist, möge dahin gestellt bleiben. Unzweifelhaft ist Leroy-Beaulieu ein competenter Beurtheiler. Es ist möglich und vielleicht wahrscheinlich, daß der außerordentlich starke französische Nationalgeist, der eine Widersetzlichkeit im eigenen Lande nicht erträgt, eben dadurch eine von der unserigen abweichenden Constellation in der ganzen Angelegenheit erzeugt. Es ist möglich, daß er ein so starkes Assimilirungsvermögen ausübt, daß auch das jüdische Element sich demselben in weit höherem Grade wie bei uns anzubequemen genöthigt ist d. h. also stärker französirt wie germanisirt wird. Ebenso ist es wohl unzweifelhaft, was ja die Sache wesentlich erleichtert, daß die in der Veranlagung des Temperaments, der Frühreife, der Beweglichkeit, der Sinnlichkeit u. s. w. liegenden Berührungspunkte der Rassen dort zahlreichere sind wie bei uns.

Jedenfalls aber trifft das Urtheil für die deutsche Judenfrage nur mit der Einschränkung zu, die ich in dem Vorherstehenden anzudeuten versucht habe. Sie ist bei uns nicht eine reine Concurrenzfrage, sondern zu dieser tritt eine Bedrohlichkeit anderer Art. Und diese wird von derjenigen Combination der Wesensqualitäten, auf die ich bereits hinwies: dem unablässigen Eifer sich der Geldmittel zu bemächtigen, einer außerordentlichen

Nervenkraft und einer überlegenen Geistesschärfe, niederen und höheren Grades, getragen. Das Geld allein, so mächtig es auch ist, würde es wahrlich nicht machen. Durch diese Combination aber dehnt sich die Sphäre des jüdischen Einflusses in Deutschland in einer Weise aus, die sich der Berechnung entzieht. Wenn wir die jüdische Ueberlegenheit in England zu der Spitze des Staatswesens, in Oesterreich zu den höchsten geistlichen Würden aufsteigen sehen, wenn wir ihr in Frankreich als Dictator und Vaterlandsvertheidiger, in Deutschland als revolutionärem Apostel für die Massen begegnen, so bedeutet das vielleicht noch wenig dem gegenüber, daß es Juden sind, die als Unternehmer überall, wo es etwas zu unternehmen giebt und als internationale Abenteurer aller Orten auftreten. Sie zwingen — wenigstens bei uns — die sechste Großmacht in ihre Dienste und beeinflussen von da aus das gesammte staatliche Leben und die öffentliche Meinung, sie sind „repräsentativ" in der journalistischen Literatur höheren Ranges, sie üben den wichtigsten Einfluß auf der Bühne aus, sie geben den Ton in der Kritik an, sie werden dadurch maßgebend für die Geschmacksrichtung, sie dominiren mittelst dieser Geschmacksbeherrschung und theilweise mittelst der geschickten Benutzung aller förderlichen Mittel, namentlich der Reclame, in der Kunst, sie beherrschen die Vermittlung der Gedanken und des Geldes — wie ließe sich da noch an einem Judenkönigthum unserer Epoche zweifeln!*)

Ich wiederhole und betone: nicht, daß Solches überhaupt insofern zu Stande kommt, als größere Rührigkeit und die im Wettkampf den Ausschlag gebenden Eigenschaften den Preis davon tragen, liegt das Beklemmende dieser Erscheinung. Dies liegt darin, daß dieses Uebergewicht aus jener bezeichneten Combination entsteht und, diese dadurch mit ihrem gesammten ge-

---

*) Schon 1875 constatirte die „Allg. Zeitung", daß in Wien von 360 Advokaten kaum 60 Nichtjuden seien. In Berlin wurden 1893 381 jüdische und 176 christliche Rechtsanwälte gezählt. Von Aerzten sollen 70 Procent Juden sein.

fährlichen und theilweise moralisch niedrig gearteten Waffen-Arsenal siegreich an die Spitze tritt. Die „Nemesis des Naturgesetzes", von der vorhin in dem Sinne die Rede war, daß die Unterdrückung die Ueberlegenheit, die nun ihrerseits zur Unterdrückung wird, erzeugt habe, erleidet hier eine Anwendung auf das ethische Gebiet. Daß gewisse sittlichleitende Motive, wie das des Ehrgefühls, das nicht blos den äußeren Erfolg ansieht, durch den zwangsweise auferlegten unehrlichen Erwerb und eine schimpfliche Lebensstellung gewaltsam zurückgedrängt wurden, das rächt sich nun und bedrängt seinerseits den früheren Bedränger.

Es ist also anzuerkennen, daß hier ein Bedrängniß vorliegt, das keineswegs leichter Natur ist und das auch keineswegs bloßer Einbildung zuzurechnen ist. Andererseits wird man, um nicht einseitig zu verfahren, zu fragen haben, ob das Nachtheilige und Bedenkliche (das ja ohnehin nicht dem Judenthum als solchem, sondern dem Bruchtheil jener intensiven Combination zur Last fällt) nicht etwa durch nachweisbare Vortheile auf anderen Seiten ersetzt und wett gemacht wird. Mommsen wollte es der Vorsehung anheim gegeben wissen, die es besser als Stöcker wisse, warum dem germanischen Metall einige Procent Israel zuzusetzen waren. Aber auch ohne der Weisheit der Vorsehung vorzugreifen, läßt sich zu Gunsten dieses Zusatzes gewiß sagen, daß er in der mannigfachsten Weise befruchtend, bereichernd, stimulirend und anregend gewirkt hat und fortwährend wirkt. Im Ganzen läßt sich diese Wirkung, eben weil sie sich in tausende von Canälen ergießt, schwer verfolgen und nachweisbar machen. Im Einzelnen fühlt sie Jeder, der im geistigen Leben steht, von dem Wellenschlag desselben berührt wird und über die treibenden Kräfte sich Rechenschaft giebt.

Ganz auffallend und von unbezweifelbarer Wichtigkeit ist der Einfluß des jüdischen Wesens in jener Eigenart, in der er kraft seines scharfen Unterscheidungsvermögens besonders Hervorragendes leistet — im Witz. Ich habe schon oben bei der Erwähnung Heine's daran erinnert. Das jüdische Gebiet und die

von da ausgehende Wirkung tritt gerade in dieser Specialität, wenigstens für Deutschland, besonders rein und scharf hervor, da das heimische Landesproduct des deutschen Witzes im Allgemeinen keinen Vergleich mit dem jüdischen aushält. Namentlich gilt dies da, wo der Witz sich der politischen Beziehungen bemächtigt. Hier verfehlt der harmlosere und erfindungsärmere deutsche Witz meistens die Pointen, auf die es für die Wirkung ankommt, oder er bringt sie wenigstens nicht mit solcher Schärfe hervor, daß sie Stahlgeschossen gleich durch den Panzer der Gleichgültigkeit oder des Vorurtheils oder der Trägheit oder der Bornirtheit, der durchbohrt werden soll, hindurch dringen.

Liegt nun in dem Witz, der etwas taugt, an sich schon eine ganz ausgezeichnete und durch die Popularität seiner Wirkung bedeutsame Schulung der Geistesschärfung für Jedermann, so ist derselbe auch in seiner Anwendung auf politische Beziehungen außerdem noch von besonderer Wichtigkeit. Er ist in den Händen der Opposition eine der gefährlichsten Waffen, die überhaupt zur Anwendung gelangen können. Er entsendet die am sichersten treffenden Pfeile, er schafft die unheilbarsten Wunden, er entwaffnet den Widerstand, indem er ihn dem Gelächter preisgiebt, er zwingt das Verborgene an's Licht, indem er unehrerbietig und zudringlich jeden Schleier und jede Maske lüftet.

Der politische Witz ist für den größten Theil von Deutschland erst durch das Jahr 1848 und durch die jüdische Geistesbeweglichkeit geschaffen worden. Was das erste nennenswerthe politische Witzblatt, das in Deutschland damals, in den Maitagen des Befreiungsjahres auftauchte, der Kladderadatsch, für die allmähliche Befreiung aus dem schwersten Druck des Polizeistaates, aus der Herrschaft der Vorurtheile, aus Blödigkeit und dumpfer Befangenheit vor eingebildeten Größen geleistet hat, läßt sich nicht nach einzelnen Posten ausrechnen. Gewiß erscheint mir, daß die Hauptsumme kaum hoch genug angesetzt werden kann. Namentlich in den ersten Jahrzehnten nach Gründung des Blattes hielt dasselbe eine reiche Ernte. Und

kaum dürfte es damals eine größere und kleinere Volksgeißel gegeben haben, von Herrn v. Hinckeldey an, der seiner Zeit die Polizei-Knute über Berlin schwang, bis zu Hassenpflug und der „Hyäne von Brescia" Hainau, von Manteuffel bis zu Louis Napoleon, kaum eine größere und kleinere heillose Staats-Action und zeitgeschichtliche Prangerwürdigkeit, von Lola Montez bis zu Isabella von Spanien, von den „Loyalitäts-Fracks" und „Gesinnungsstrolchen" in Preußen und der „Verhannibalfischerung"*) der deutschen Flotte bis zur „Rettung der Gesellschaft" in Frankreich durch den Gekrönten des 2. December, die nicht, von dem beißenden Spott des Witzblatts verfolgt, wesentlich schneller als es sonst der Fall gewesen sein dürfte, der moralischen Verurtheilung, der inneren Vernichtung anheimfielen.

Das Alles fällt schwer ins Gewicht. Wenn die scharfe Beize des Witzes sich auch mit der Milch der frommen Denkungsart nicht gut verträgt, so ist diese doch auch gerade in politischen Dingen meistens nur sehr wenig angebracht. Ihre Trübung an dieser Stelle ist also kein Schade. Andererseits bewirkt aber der Witz eine Vermehrung der Sehschärfe, die dem gesammten intellectuellen Prozeß und dem von ihm beeinflußten Handeln zu Gute kommt. Insofern sind hier gewiß und ebenso auf anderen Gebieten große gewinnbringende Antheile der jüdischen Einwirkung auf die nichtjüdische, speciell germanische Eigenart zu verzeichnen. Nur daß diese günstige Einwirkung, die ja häufig in den Misch-Ehen besonders glänzend zu Tage tritt, sich allerdings vorzugsweise und vornehmlich auf die Intellectualität und was sich damit am nächsten berührt, erhöhtes Nervenleben, größere Beweglichkeit u. s. w. bezieht. Die Intellectualität repräsentirt aber gewissermaßen die schmale Spitze gegenüber der

---

*) Bekanntlich wurden die Schiffe, die 1848 aus freiwilligen Beiträgen der Nation beschafft worden waren, um den Anfang einer deutschen Flotte zu bilden, später im Auftrag des Bundes durch Hannibal Fischer meistbietend versteigert.

breiteren Basis. Wird an diese durch schädliche Einflüsse gerührt, während jene den Gewinn davon trägt, so ist es ungefähr als ob der Giebel eines Hauses ausgeschmückt wird, während die Fundamente desselben ins Schwanken gerathen. Und die Alles in ihr Bereich ziehende Elementarkraft jenes fressenden Feuers, von dem oben die Rede war, hat es natürlich an erster Stelle mit der breiten Basis zu thun.

In der modernen Judenfrage spielen Vorstellungen von drohender Depossedirung und Deteriorirung, von Besitz-Entsetzung und Entwerthung in Bezug auf das nationale Leben die große Rolle. Beide sind von wirksamster Beschaffenheit. Die einen rühren an die starken Motive des Eigennutzes, aber auch des Eigenthumsrechts, d. h. der Behauptung dessen, was die Nation als ihr Eigenthum zu schützen das Recht zu haben glaubt. Die anderen appelliren an ethische Mächte. Eine Auseinandersetzung mit denselben ist geboten. Mit Recht sagt Mommsen, der Geschichtsschreiber könne nicht unerörtert lassen, was über die Sonderstellung des deutschen Judenthums im Guten wie im Bösen zu sagen sei, aber, meint er, er werde dafür eine Form zu finden wissen, die der verständige Jude hinnehmen könne. Letzteres hat indessen seine besondere Schwierigkeit in Bezug auf die Emancipationsfrage, die sich gleichwohl, da sie so eng mit dem Thema verflochten ist, nicht umgehen läßt. Es lassen sich da verschiedene Erwägungen anstellen und Standpunkte einnehmen, — und in der That dreht sich um diese hauptsächlich die principielle Erörterung — die ich hier einer kurzen sachlichen Prüfung unterziehen will.

Entweder nämlich die seiner Zeit vollzogene Emancipation und bürgerliche Gleichstellung der Juden wird als ein Fehlgriff angesehen, sei es auch nur in dem Sinn, daß sie verfrüht gewesen oder zu umfassend zur Ausführung gelangt sei. Gleichwohl wird aber für den dadurch geschaffenen Rechtszustand und das auf diese Weise erworbene Recht, Achtung und also Fort-

dauer desselben verlangt*). Erklärte doch auch Treitschke in seiner bekannten Schrift, die eine solche Sturmfluth von Erwiederungen hervorrief, daß von einer Zurücknahme oder auch nur Schmälerung der vollzogenen Emancipation, die offenbares Unrecht sein würde, gar keine Rede sein könne. Gleichwohl wollte er im Antisemitismus vor Allem „die natürliche Reaction des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element“ anerkannt wissen. Wenn nun trotzdem dieser derart für berechtigt erklärten natürlichen Reaction auf diesem Wege nicht zu Hülfe gekommen werden soll, nur weil es sich dabei um eine feierlich gemachte Einräumung, einen rechtlichen Erwerb, der nicht geschmälert werden dürfe, gewissermaßen um ein historisch gewordenes Recht handle, so ließe sich dagegen wohl einwenden, daß ja auch mit anderen historischen Rechten zwangsweise aufgeräumt wird, wenn sie als verderblich wirkend erkannt wurden. Ob solche historische Rechte älteren oder jüngeren Datums sind, kann dabei keinen Unterschied machen. Entscheidend ist nur die übereinstimmende Ansicht der Mehrheit vor der Nothwendigkeit der Abschaffung derselben zu Nutz und Frommen höherer Interessen.

Oder es wird andererseits davon ausgegangen, daß der moderne Staatsbegriff als solcher von dem Grundsatz der bürgerlichen und gesetzlichen Gleichstellung ausgehe, daß er auf einem homogenen Staatsbürgerthum auferbaut sei, daß er grundsätzlich alle Ausnahme-Bestimmungen von sich weise, daß er weder Rassen- noch Religions-Unterschiede als entscheidende Momente für die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten anerkenne. Allein in der Praxis des Lebens gestalten die Dinge sich ja ausnahmsweise doch anders als die Theorie es für zulässig erklärt. Es giebt ja allerdings auch auf liberaler Seite Politiker, die, obwohl sie als Politiker ja den praktischen Bedürfnissen Rechnung zu tragen vorzugsweise geneigt sein sollten,

---

*) Ganz ähnlich hat sich gegenwärtig in der Auffassung weiter Kreise die Stellung des allgemeinen gleichen Wahlrechts gestaltet.

gleichwohl z. B. die verfassungsmäßigen Ausnahmebestimmungen, welche in Bezug auf die Jesuiten Geltung haben, bekämpfen. Ausnahmebestimmungen, gegen wen immer, erklären sie mit dem Wesen des modernen Staates für unverträglich. Sie achten nicht die von dieser Seite dem Staat oder dem eigenen Princip drohende Gefahr, unterschätzen sie vielleicht auch, und vertrauen darauf, daß, was in der Theorie richtig, auch in der auf dieser auferbauten Praxis sich als unfehlbar erweisen müsse.

Allein im Ganzen nehmen diese Princip-Rigoristen doch eine vereinzelte Stellung ein. Die große Bewegung zu Gunsten einer Aufrechterhaltung des Jesuiten-Gesetzes, welche jedes Mal durch das ganze Land geht, sobald dieselbe gefährdet erscheint, beweist, daß das salus publica suprema lex als oberste Richtschnur für die Praxis in der Auffassung sich behauptet, sobald zwischen dieser und der Theorie keine Congruenz besteht. Jedesmal wenn der moderne Staatsgedanke eine Forderung erhebt, deren Ausführung durch Loskettung übermächtiger feindlicher Mächte ihn selbst mit Untergang bedrohen würde, wird die prompte Durchführung derselben beanstandet respective vertagt. Damit vollzieht sich kein Abfall von dem Gedanken an sich, es wird nur den begleitenden Umständen Rechnung getragen und zwar im Interesse des Gedankens selbst. Die Staatsgefährlichkeit, die Lebensgefährlichkeit des Jesuitismus ist es, die ihn unter ein Ausnahme-Gesetz stellt. Nun braucht man nur, was ja der Fall der Antisemiten ist, den jüdischen Einfluß auf das nationale u. s. w. Leben für ebenso gefährlich wie den Jesuitismus zu setzen, um dieselbe Schlußfolgerung, die in Bezug auf diesen gemacht wird, auch für die Juden bündig zu finden.

Als das gewichtigste Argument wird von der einen wie von der anderen Seite der Standpunkt der Menschenrechte geltend gemacht. Er wird von den principiellen Gegnern der Emancipation ebenso lebhaft bekämpft und seine Beweiskraft für null und nichtig erklärt, als er von den Freunden derselben als unumstößliches Bollwerk wider die Angriffe vorgeschoben wird.

Der 28. Februar 1790, der die französische Erklärung der Menschenrechte brachte, gilt den Juden gewissermaßen als Erfüllung der messianischen Verheißung. Mit ihm, sagen die Vorgeschrittenen unter ihnen geradezu, ist der verheißene Messias, der nun nicht mehr persönlich, sondern als Zeitepoche aufgefaßt wird, für uns gekommen. Er bedeutet als Messias die ideale Zukunft und diese wiederum bedeutet die Emancipation der ganzen Menschheit. Man kann darin, wenn man will — und für die jüdische Auffassung liegt das sehr nahe — eine Erfüllung der alten Propheten erblicken, welche, wie Jesaias, weissagten, daß aus dem Particularismus Israels durch Aufnahme aller Völker in das Messiasreich ein Universalismus hervorgehen werde, in dem Israel die geistige Hegemonie zukomme*).

Der Auffassung, der zufolge die „modernen Ideen" in der Erklärung der „Menschenrechte" culminiren, während hierin wieder die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden einbedungen sei, entspricht es denn auch vollkommen, wenn seiner Zeit (1869) das Konzil der Juden zu Leipzig die Resolution faßte: „Die Synode anerkennt die Entwicklung und Realisirung der modernen Ideen als die sichersten Garantien für Gegenwart und Zukunft des Judenthums und seiner Kinder". Der bemerkenswerthe Unterschied tritt hier besonders auffällig hervor, daß während die andern Glaubensgemeinschaften von ihrem religiösen Standpunkt aus den sogenannten „modernen Ideen" meistens wenig Sympathie entgegen bringen, da sie sich durch dieselben in ihrem Bestande mehr oder minder gefährdet glauben, eine officielle Vertretung der jüdischen Glaubensgemeinschaft in denselben vielmehr eine Sicherstellung ihrer selbst anerkennen und begrüßen konnte.

Die Berufung auf die Menschenrechts-Theorie, respective auf den daraus abgeleiteten Anspruch der Emancipation wird von der Gegenseite daher auch ganz besonders angefochten. Vom Convent bis zum Frankfurter Parlament und zur Judendebatte

*) Hemann, Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes. 1882.

im preußischen Abgeordnetenhaus, sagt der schon citirte Dr. Hemann, einer der geistreichsten Vertreter der conservativ-religiösen Auffassung in dieser Frage, immer der Shylock-Schein: allgemeine Menschenrechte und allgemeines Staatsbürgerthum. Das Hauptargument der ersten Schrift, welche am Schluß des 17. Jahrhunderts zu Gunsten der Gleichberechtigung der Juden erschien, war das auch heute noch gültige. Die Juden sind Menschen, folglich gleich mit allen anderen, folglich gleichberechtigt in Bezug auf die bürgerliche Stellung. Grade dem widerspricht der conservative Schriftsteller und zwar aus dem Grunde, weil das abstracte Menschenthum nirgends das Erste, sondern das Letzte am Menschen sei. Zuerst komme das Individuelle, die eigenste Natur jedes Menschen. Das Nationalgefühl reagire jetzt gegen diesen Irrthum des kosmopolitischen Staatsbürgerthums.

Ich finde diesen Gegenbeweis nicht sehr stark, finde aber auch die Behauptung unzutreffend, daß Menschenrechte und Staatsbürgerrechte in Eins zusammenfallen und daß man das Erste nur zuzugeben brauche, um das Zweite zugeben zu müssen. Es klafft zwischen beiden Etwas — das ist, was Fichte in der vorher angezogenen Stelle richtig betonte — und aus der Anerkennung des Einen folgt noch nicht ohne Weiteres die Anerkennung des Anderen. Man sagt: Menschenrechte seien Thierrechte, wenn sie nichts weiter gewährten, als das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen und sich fortzupflanzen; nur Bürgerrechte seien Menschenrechte, denn erst in der bürgerlichen Gesellschaft werde der Mensch zum Menschen. Allein was würde daraus folgern? Doch höchstens, daß jeder Mensch einen Anspruch darauf erheben dürfe, in der bürgerlichen Gesellschaft irgend einen Platz einnehmen zu dürfen, nicht aus derselben ausgeschlossen zu werden. Auch dieser Anspruch könnte zwar eventuell durch das Thun des Einzelnen verwirkt werden, müßte aber sonst als rechtsgültig angesehen werden, da erst in der bürgerlichen Gesellschaft der Mensch zum Menschen

wird, worauf er kraft seiner Abstammung und Anlage ein ursprüngliches Recht besitzt. Damit ist aber doch noch nicht gesagt, daß er diesen ihm nicht zu bestreitenden Antheil an der bürgerlichen Gesellschaft nun grade als Vollbürger, als befähigt und berechtigt zur Ausübung sämmtlicher vorhandenen staatsbürgerlichen Rechte geltend machen müsse und dürfe.

Selbst in der Stellung als Halbbürger, als Schutzbefohlene, als des heiligen römischen Reiches „Kammerknechte" (wie ehemals) war immer (wenn auch in noch so unerwünschten Stellung) ein Antheil an der bürgerlichen Gesellschaft enthalten. Das Recht hierauf war eingeschränkt, aber nicht aufgehoben*). Das Argument, welches sich lediglich hierauf richtet, beweist daher nicht, was es eigentlich beweisen soll. Wollte es mehr beweisen, so müßte es immer wieder die Behauptung der überwiegenden Schädlichkeit des betreffenden Elementes der Bevölkerung für das Gesammtwohl vor sein Forum ziehen und dieselbe zu nichte machen. Denn das würde sie sonst untauglich machen am Staatsleben Theil zu nehmen. Von dem christlichen Staat kann man dabei ganz absehen. „Es ist albern", sagt de Lagarde (Deutsche Schriften S. 24) die Juden am Staatsleben nicht Theil nehmen zu lassen, weil der Staat christlich sei. Der Staat ist nicht christlich, und das, was man jetzt sein Christenthum nennt, geradezu gemeinschädlich. Juden dürfen am Staatsleben nicht Theil nehmen, wann und weil sie unfähig dazu sind: einen anderen Grund, sie auszuschließen, giebt es nicht; es käme auf die Probe an: solange diese nicht gemacht ist, hat Niemand ein Urtheil." Dies Urtheil glauben die Gegner nach den bisher gelieferten Proben ja nun allerdings schon zu besitzen.

Wären unter Menschenrechten ohne Weiteres Bürgerrechte

---

*) Es läßt sich nicht etwa einwenden, daß der „moderne Staat" solches Halbbürgerthum nicht zulassen und anerkennen könne. Thatsächlich findet das Gegentheil statt, da ja jede Verkürzung respective ungleiche Vertheilung des Wahlrechts, wie sie factisch doch noch vielfach im modernen Staat in Geltung steht, schon ein solches herstellt.

zu verstehen, so daß die Anerkennung des einen die Verleihung des anderen bedeutete, so wäre auf Grund dieser Thesis ja auch die Frauenfrage in ihrem politischen Theil, resp. die politische Gleichberechtigung der beiden Geschlechter für gelöst zu erachten. Denn daß Frauen Menschen sind, bestreitet ja Niemand, nur ihre Unfähigkeit am activen Staatsleben in vollem Umfang Theil zu nehmen wird von den Gegnern ihrer politischen Mündigkeits-Erklärung betont. Um jedem möglichen Mißverständniß in dieser Richtung vorbeugen, hätte man also im Grunde — um von Rechten sprechen zu dürfen, die sich aber nicht auf die Frauen beziehen sollten — statt von Menschen-Rechten nur von Männer-Rechten sprechen müssen.

Doch das nur nebenbei. Wenn man sich aber auf die französische Revolution bezieht, sie als die Mutter dieses „abstracten Menschenthums“ bezeichnet, das den Juden dann zugefallen sei, so gehört die Frage einigermaßen zur Sache, wie sich die Revolution denn, als sie dies Princip festlegte, thatsächlich zur Juden-Emancipation verhielt, ob sie ohne Säumen und ohne Vorbehalt auf die angeblich im Princip gelegene Consequenz einging. Gewiß ist neben vielen Anderen Mirabeau, als Schüler Montesquieu's und seiner Zeit, sehr energisch für die Befreiung der Juden von dem sie belastenden Druck eingetreten. Er sagte unter Anderm:

„Gebt dem Juden seine Menschenrechte wieder, und das Land, in dem er wohnt, wird sein Vaterland werden, das er betrachtet wie ein lange und grausam verkannter Sohn, dem endlich das Herz der Mutter seine Liebe wieder zugewendet. Er wird die neugewonnenen, schwer entbehrten Sohnesrechte nicht mißbrauchen, die Hoffnung auf den Messias hindert ihn wahrlich nicht in der Bethätigung der Bürgertugend und Erfüllung der Bürgerpflicht, ebenso wenig wie die ersten Christen durch die Lehren des Justinus Martyr, des Tertullian, daß der Heiland einstens wiederkehrt, daran gehindert wurden. Haben die Juden die volle Gleichberechtigung erlangt, dann werden die so viel verläumdeten Satzungen der Talmudlehrer nicht gefährlicher sein als die der Kirchenväter. . . . Ihr meint, daß die angeblichen, tief eingewurzelten Fehler der Juden erst im dritten und vierten Geschlecht verschwinden werden? Nun denn, so beginnt bald! Denn wahrlich, ein Vor-

theil ist es nicht, die Besserung einer ganzen Generation aufzuhalten, wenn diese Generation nur durch eine durchgehende Reform gebessert werden kann!"

Auch hier ist übrigens bei aller Anerkennung, daß die Juden nicht von den Menschenrechten und Bürgerrechten auszuschließen seien, doch der Vorbehalt im Hintergrunde, daß sie dieselben nicht mißbrauchen dürfen. Allerdings ging Mirabeau von der Ueberzeugung aus, daß solcher Mißbrauch nicht eintreten werde, aber daß der Fall, wenn er gleichwohl eintreten sollte, Berücksichtigung erheischen würde, ist doch schon durch jenen Vorbehalt eingeräumt. Hätte nach Mirabeau's Auffassung ein Princip in Frage gestanden, dessen Recht ganz auf sich selbst, auf seiner eignen Stärke ruhte, dann würde er dasselbe nicht erst durch den Hinweis befürwortet haben, daß ein Mißbrauch nicht zu befürchten stehe. Was principiell nicht verweigert werden darf, bedarf keiner derartigen vorsichtigen Empfehlung.

Und nun erst die Gesetzgebung der französischen Revolution! Sie traute Mirabeau's Versicherungen doch nicht so unbedingt, sie theilte seinen Glauben nicht so ganz und völlig. Sie bestätigte daher nur die portugisischen Juden, die aber als Scheinchristen nach Frankreich gekommen waren, in ihren ihnen seit 1550 verliehenen Rechten, schloß aber die allgemein verhaßten Elsässer Juden schon aus Rücksicht auf die Vertreter der Elsässer in der Nationalversammlung von dem activen Bürgerrecht aus. Vollends aber das 1808 gegebene Judengesetz Napoleons, des praktischen Erben der Revolution, stellte an Stelle der wenigstens angebahnten Gleichberechtigung eine harte Ausnahmegesetzgebung in Bezug auf die Juden wieder her, zu der er die Zustimmung der jüdischen Generalsynagoge erzwang.

Es ist also die Auffassung unhaltbar, daß die erste französische Revolution kategorisch und in einer gewissen Principien-Verblendung auf Grund eines abstracten Menschenthums die Juden-Emancipation auf ihre Fahne geschrieben habe. Und es ist mit einiger Einschränkung zu verstehen, wenn Leroy-Beaulieu davon spricht, daß „auf ein Zeichen Frankreichs die schwarzen Mauern

der Ghetti und die verrosteten Thore der Judengasse, gefallen" seien. Gleichwohl war es natürlich in dem gesammten Gedankengang der französischen Aufklärungsperiode des 18ten Jahrhunderts gelegen — nur Voltaire bildete in diesem Punkt eine Ausnahme — sich der Juden anzunehmen, sie vor der Verfolgungssucht in Schutz zu nehmen, ihre guten Eigenschaften hervorzuheben und auf ihre Aufnahme in das Staatsbürgerthum zu dringen, gewissermaßen um sie die Probe der Tauglichkeit bestehen zu lassen.

Der in der Erklärung der Menschenrechte vertretene und zur Geltung sich durchringende Standpunkt des ethischen Bewußtseins besagt aber überhaupt etwas ganz anderes, als in dem „kosmopolitischen Staatsbürgerthum", das ihm Schuld gegeben wird, enthalten ist. Der Gedanke von Recht und Pflicht, — beides entsteht in solchen geschichtlichen Knotenpunkten der Entwicklung mit einem Schlage — der damals in Bezug auf die Stellung der Menschen zu einander erwacht war und zu einem gewissen Abschluß drängte, läßt sich etwa dahin zusammenfassen, daß die Kraft, deren Mißbrauch das absolute Königthum und die privilegirten Stände repräsentirten, zu einer Kniebeugung vor einem höheren Gesichtspunkt des Rechts gezwungen werden sollte.

Das Königsthum und die privilegirten Stände hatten ihre Untergebenen d. h. die große Masse der Unterthanen theils zu Lastthieren, theils zu Unmündigen — im Sinne des patriarchalischen Despotismus, wie besonders in Deutschland — herabgedrückt. Dies Herabdrücken in größerem oder geringerem Umfang ist übrigens der normale Verlauf, der sich überall auf dem Erdenrund zwischen Herrschern und Beherrschten, d. h. zwischen Kraftträgern und denen, die der Kraft entbehren, herstellt. Es ist die nothwendige Folge von dem ursprünglichen zu Grunde liegenden, einfachen Verhältniß, wonach der Mensch sich und sein Wesen einzig und allein nur nach dem Maßstab der Kraft mißt und sich von den Anderen neben ihm nur nach

diesem Maßstab unterscheidet oder unterschieden wissen will. Denn ebenso gewiß wie die Kraft-Bejahung darin besteht, daß sie sich selbst, resp. den Kraftträger für mündig und für lastenfrei erklärt, ebenso gewiß besteht die Kraft-Verneinung in dem Gegentheil davon, d. h. also die, an denen die Kraft verneint wird, werden durchaus selbstverständlicher Weise für unmündig oder für Lastthiere erklärt. Darin liegt an sich weder ein Unrecht noch ein Mißbrauch, noch wird es als solches empfunden, so lange die eben geschilderte Auffassung, wonach der Mensch sein Wesen ausschließlich nach der Kraft bemißt, andauert. Im Gegentheil, Jeder möchte dann am liebsten selbst ein kleiner König, d. h. ein Bedrücker sein, der die Anderen in seinem Nutzen und nach seinem Belieben verwendet.

Wenn aber diese Periode in der Menschheitsentwicklung vorüber ist, der Kraftmaßstab als allein entscheidend bei Seite gelegt wird, so tritt eben dadurch die außerhalb des Kräfte-Unterschiedes gelegene Gleichartigkeit der Menschen in das Bewußtsein. Wenn der Mensch dann dazu gelangt zu sich selbst, d. h. zu seinem reflectirenden Ich zu sprechen: ich will mich meiner Kraft meinem Nächsten gegenüber nicht fürder bedienen, um ihn zum Lastthier u. s. w. zu machen, er soll über sich selbst verfügen dürfen, er soll seinen freien Willen haben, wie und weil ich ihn haben will, denn er ist meines Gleichen, dann ist jener höhere Gesichtspunkt (des Gebührlichen) im Menschen erwacht*). Und diesem das, was ihm widerstrebt, also vor allem das Königthum und die Privilegirten zu unterwerfen, das ist in Wahrheit die treibende ethische Kraft in dem Gedanken der Revolution. Er schöpft aus dem Selbstbewußtsein und will für das ihm zum Bewußtsein gekommene Rechtsverhältniß die Anerkennung erzwingen. In der französischen Revolution erhob sich zu einem Staats-

*) Vergl. über diesen geschichtlich-ethischen Hergang des Verfassers „Trieblehre" (Leipzig 1892) S. 250 u. ff.

streich der Menschheit, die sich mit einem Schlag für großjährig, für mündig erklärte, was im allgemeinen Rechtsbewußtsein der Völker, wo immer sich ein solches ausgebildet hatte, langsam, aber unwiderstehlich zur Reife gelangt war. Sie ist eine positive kategorische Absage an das bisherige Unmündigkeits- resp. Lastthier-Verhältniß, das ferner nicht mehr zu dulden, aber auch nicht mehr begehen zu wollen, die vorgeschrittenen geistigen Elemente des Volks sich verbanden und verbunden fühlten. Hierin waren natürlich unbedingt auch die Juden wie alles Andere, was Menschenantlitz trug, eingeschlossen, während die Erhebung derselben zur vollen Staatsbürgerschaft keine unmittelbare und bedingungslose Folge des inneren maßgebenden Vorgangs darstellte.

Ein Anderes mußte hinzutreten und ist in der modernen Entwicklung hinzugetreten, um eine Verbindung des Menschheitsgedankens mit der bürgerlichen Gleichstellung, nicht hier und dort, sondern aller Orten, nicht mit diesen und jenen, einer Auswahl unterliegenden homogenen Nationalitäten, sondern mit allen Menschheits-Elementen herzustellen. Und wenn solche Herstellung, die zunächst nur im Princip, im Gedanken erfaßt wird, eine sofortige Verwirklichung und Durchführung auch weder bedeutet noch bedingt, — da den Umständen immer Rechnung getragen werden muß — so fällt sie für die Anbahnung einer internationalen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und wider die Aufhebung bereits bestehender Gleichberechtigungs-Verhältnisse doch schwer in's Gewicht. Dieses Andere ist das Moment der Freizügigkeit im weiteren Sinne als fundamentales Creatur-Recht.

Das Verhältniß des modernen Staates zu der seinem Wesen am besten entsprechenden Verkehrsfreiheit, d. h. zu einem allgemeinen Grundsatz, wonach jeder Mensch sich überall hinbegeben darf und jeder gesetzlich gestatteten Beschäftigung nachgehen kann (Freizügigkeit und Gewerbefreiheit), hat ja nicht einzig und allein nationalökonomische, nicht ausschließlich wirth-

schaftliche Bedeutung im Sinne einer bestimmten volkswirthschaftlichen Theorie. Dieser letzteren zufolge ist dieser Grundsatz der richtige und zweckmäßigste zur „Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte des Volks“ und damit zur Selbsthülfe desselben und Prosperität Aller, soweit dieselbe erreichbar ist. Aber ganz abgesehen davon und von den Einwendungen, die dagegen erhoben werden mögen, handelt es sich für den Staat, der ein eigentliches Recht auf Arbeit bis dato nicht anerkennt, hierbei um eine Folgerung, die sich aus eben dieser mangelnden Anerkennung im Sinne der Gerechtigkeit ergiebt. Eben weil die menschliche Gesellschaft keine Verpflichtung dieser Art in Bezug auf den Einzelnen übernimmt und anerkennt, ist sie gehalten ihm mindestens da kein Hinderniß zu bereiten und da entgegenzutreten, wo er zu seiner Selbsterhaltung — die ein unbestreitbares Creaturrecht darstellt, — innerhalb des allgemeinen geltenden Rechtszustandes unternimmt, was diese erheischt. Es darf ihm also nicht unmöglich gemacht werden, sich seinen Unterhalt zu erarbeiten, seine Nahrung zu suchen und zu finden, d. h. sie da zu suchen, wo er sie event. finden kann. Dazu gehört, daß ihm kein Ort zu betreten, keine, an sich zulässige Hantierung zu ergreifen, keine leere Stelle auszufüllen verwehrt wird. Da die Fürsorge der Gesellschaft für das Individuum nur in dem Nothfall äußerster Schwächung und Behinderung, für das arbeitsfähige Individuum aber überhaupt gar nicht eintritt, so muß die Berechtigung des Einzelnen für sich selbst zu sorgen im weitesten Sinne verstanden und ausgelegt werden. Das ist in dieser Hinsicht die ethische Seite der modernen Verkehrsfreiheit.

Und in dieser ethischen Seite vollzieht sich gewissermaßen ein Stück Menschwerdung. In der Thierwelt herrscht im Allgemeinen ein beständiger Kriegszustand, wenn nicht aller Einzelnen unter einander, so doch mindestens der Thiergeschlechter zu einander. Die Einzelnen werden theils durch geschlechtliche, resp. Beziehungen der Familien-Sympathie, theils durch die

Stammes-Angehörigkeit einander näher gerückt und mehr oder weniger mit einander verbunden. Die Thiergeschlechter aber stehen auf dem Fuß gegenseitiger Anfeindung, gegenseitiger Abwehr und Aussperrens, namentlich soweit es das allen anderen an Interesse und Wichtigkeit vorangehende Capitel der Ernährung betrifft. Analog diesem thierischen Verhältniß geht es in der Menschenwelt zu, so lange von Geschlecht zu Geschlecht resp. von Volk zu Volk, aber auch von größeren und kleineren Verbänden innerhalb desselben Volks ein System der Aussperrung und Abwehr gehandhabt wird, durch welche dem Einzelnen in der Möglichkeit, sich zu erhalten und zu ernähren, Hemmungen bereitet werden. Indem nun an Stelle dessen der allgemeine Grundsatz zur Geltung gelangt, jeden Menschen, gleichviel welcher Abstammung und gleichviel wo, durch Freizügigkeit und Freithätigkeit in gewerblicher Beziehung ungehemmt schalten und walten zu lassen, löst sich eine bisher noch bestandene Gemeinsamkeit der Menschenwelt mit der Thierwelt ab. Es vollzieht sich demnach ein Act der Menschwerdung.

Diese Anerkennung der Ernährungsfreiheit im Sinne eines ethischen Princips erstreckt ihre Tragweite aber unausweichlich auch auf die bürgerliche Gleichberechtigung. Wo immer auf diesem Gebiet ein Sperrhaken angelegt, ein Ausschluß von gewissen Competenzen zum Gesetz erhoben, der Zugang zu Stellungen und Aemtern erschwert oder aufgehoben, die Mitwirkung an den gemeinsamen Angelegenheiten eingeschränkt, das gleiche Maß des Rechtes nicht in Anwendung gebracht wird, da entsteht — wenigstens der Möglichkeit nach — eine Schädigung der Ernährungsfreiheit, des Ernährungsprozesses für den Einzelnen, der dadurch dem Untergange preisgegeben werden kann. Die einfache Thatsache ist ja nicht zu bestreiten, daß Jemand, der nur in einer bestimmten Richtung veranlagt ist, die sich an einem bestimmten Orte grade nicht verwerthen läßt, sowohl durch eine gesetzliche Bestimmung, die ihm den Ortwechsel und die Niederlassung erschwert wie durch den Ausschluß

von gewissen Berufsarten und Stellungen, in der Möglichkeit sich zu ernähren gehindert, eventuell von derselben gänzlich abgeschnitten werden kann.

Vom Princip aus hierin eine Einschränkung vorzunehmen ist also nach dem bisher Angeführten unmöglich. Das würde und dürfte indessen nicht hindern sie gleichwohl von der Praxis aus als zulässig anzuerkennen. Nehmen wir an, daß ein Culturstaat plötzlich die Invasion eines heuschreckenartig ihn überfluthenden Schwarms von fremdartigen, niedrigst stehenden Volkselementen, etwa Kulies u. dergl., zu überwinden hätte, so würde er in die Lage versetzt sein, sich trotz aller Freizügigkeit derselben erwehren zu müssen, um nicht am Princip unterzugehen. Hier wäre durch äußere Veranlassung ein Ausnahmefall gegeben, der aber auch im Inneren des Staatsleben entstehen kann, der eine zeitweilige Suspension des Princips im einzelnen Fall zur Folge haben könnte. Da sich aber in und mittelst desselben ein Stück Menschwerdung vollzieht, so wird eben deshalb die Annahme festgehalten werden dürfen, daß es trotz aller Schwierigkeiten, die es zu überwinden haben wird und aller Rückschläge, denen es nicht entgehen kann, die Kraft haben wird, sich auf die Länge siegreich durchzusetzen.

Ich kehre zur Judenfrage zurück und ziehe das Ergebniß der von mir angestellten Betrachtungen. Von zwei Momenten hat jede Stellungnahme zu derselben auszugehen: von der Schätzung dessen, was als jüdischer Einfluß geschildert und als „Verjudung" als gefahrdrohend bezeichnet wird und von der Auffassung der Emancipation in rechtlicher oder sittlicher Beziehung. Ich habe dem ersteren eine effective Bedeutung in einem gewissen Sinne, auf den nochmals zurück zu kommen überflüssig sein dürfte, für Deutschland zuerkannt und dabei dargethan, was bei der Gesammt-Beurtheilung besonders beherzigenswerth erscheint, daß diese Bedeutung nicht sowohl dem Judenthum als solchem und als Totalität, sondern gewissen durch den Schicksalsgang ihm angezüchteten, in einem

Bruchtheil von ihm durch ihre Combination ganz besonders belangreichen Qualitäten zu Last fällt. Diese machen nicht das Judenthum aus, aber sie sind allerdings in ihm besonders einflußreich und dominirend vertreten. In Bezug auf die Emancipation, die im weiteren Sinn, ja nicht bloß die officielle bürgerliche Gleichstellung, sondern auch den Wegfall jeder Zurücksetzung u. s. w. bedeutet, habe ich nachzuweisen versucht, daß an ihr in einem für die ganze Menschheit gültigen, keineswegs auf die jüdische Sonderfrage allein beschränkten Sinn ein Stück Menschenrecht und ein Stück Menschheits-Entwickelung hängt — nicht weil Menschenrechte ohne Weiteres soviel wie Bürgerrechte bedeuten, sondern weil mit der Emancipation das fundamentale Creaturrecht der Ernährung zusammenhängt.

Wenn die Sache nun so steht, so ergiebt sich weiter, daß eine eventuelle Abwehr viel weniger in einer directen Bekämpfung der Personen als in einer Neutralisirung der von ihnen ausgehenden Wirkungen zu setzen ist. Ein Feuer, dem mittelst Löschens nicht beizukommen ist, kann bewältigt werden, indem man ihm die Zufuhr, den Brennstoff, durch den es sich ernährt, nach Kräften abschneidet. Kant hat es einmal in Bezug auf die Juden eine „vergebliche Plage“ genannt „dies Volk in Rücksicht des Betrugs und der Ehrlichkeit zu moralisiren“. Wenn das wirklich in Bezug auf einen Bruchtheil des Volks buchstäblich wahr wäre und zwar in einem erweiterten Sinn, indem man statt der simplen „Ehrlichkeit“, die Kant bei dem damaligen Stand der Judenfrage noch allein in's Auge zu fassen Veranlassung hatte, das Characterbild des modernen Mammonismus in seiner verwegensten Entartung setzte, so würde daraus doch immer nichts weiter folgen, als daß man solchen gefährlichen Eigenschaften den Nährboden entziehen müßte, um sie zu bekämpfen.

Wenn, wie ein ehrlicher Jude, Lasker, einmal sagte, „die Börse die hohe Schule für Gesetzesumgehungen ist“ und unberechenbare, unheilvolle Wirkungen von ihr als von einem Gift-

baum ausgehen, vor Allem natürlich von denen, die in Folge ihrer überwiegenden Geistesschärfe und Scrupellosigkeit, allen anderen voranstehen, so wird kein auf der anderen Seite liegender wirklicher oder angeblicher Vortheil groß genug sein, um das Bestehen dieser „hohen Schule" zur Ausbildung von Verbrechen und Verbrechern in ihrer bisherigen Form zu rechtfertigen. Wenn der Hochfluth des Millionen- und Milliardenreichthums in Bezug auf öffentliche Corruption kein Damm auf die Länge widersteht, so wird eine Aenderung hierin zunächst von der Gesetzgebung, sei es auf dem Wege einer anderweiten Regulirung des Erbrechts oder sonstiger einschneidender Maßnahmen zu verlangen sein*). Wenn ein entnervender Cultus der Erregungssphäre, vom Materialismus ausgehend und bis zur Selbstprostitution ansteigend, sich in Literatur und Kunst breit macht, so wird nur nach der Widerstandsfähigkeit derer, die davon berührt werden, die Ausbreitung solcher Einwirkungen zu bemessen sein. Es giebt eine Feuerfestigkeit, der auch das schlimmste Feuer schließlich nichts anzuhaben vermag.

So lange wir aber den zu allen diesem erforderlichen Fonds an reinigendem Idealismus nicht in uns aufzutreiben vermögen, so lange wir an uns selbst alle diejenigen Eigenschaften und in unserem Bereich die Einrichtungen pflegen, über die wir, sobald sie in semitisch-potenzirter Form sich uns lästig machen, zetern und wettern, als ob dergleichen auf dem geheiligten germanischen Boden nie erlebt worden wäre, solange wir jeden

---

*) Von den mancherlei Vorschlägen, welche, durch die Zeitlage begünstigt, auftauchen, um das hier vorliegende Problem zu lösen, will ich hier nur das kürzlich in einer Wochenschrift (Gegenwart) entwickelte Project einer progressiven Vermögenssteuer erwähnen, welche erst bei Vermögen von über 10 000 Mark beginnen, bei 100 000 Mark aber den durchschnittlichen Zinsfuß erreichen sollte, so daß der Besitzer die ganzen Zinsen brauchen würde, um seine Vermögenssteuer zu zahlen. Außerdem sollte es eine Vermögens-Maximalgrenze von etwa 1/4 Million geben und das Mehr ohne Weiteres an den Staat fallen.

glücklich speculirenden jüdischen oder nichtjüdischen Finanzbaron mit Auszeichnungen aller Art und den Titeln ältester Geschlechter begnaden, solange ist jegliche Art von Antisemitismus eine Absurdität und eine entweder bewußte oder unbewußte Heuchelei.

Und dann nur immer getrost: „rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!“ Wohin dieses „Rückwärts“ noch führen kann, liegt vorläufig noch im Dunkeln. Um indessen keiner demokratischen Schwarzseherei beschuldigt zu werden, will ich hier nur ein paar conservative Stimmen citiren. Schon 1847 im Vereinigten Landtag bei Gelegenheit der Corporationsrechtsverleihung an die Juden betonte der damalige Herr v. Bismarck, daß die Accumulation der Besitzwerthe in wenigen Händen nur aufzuheben sei durch eine Wendung unserer Wirthschaftspolitik (er dachte dabei freilich noch nicht an eine Wirthschaftspolitik im socialistischen Sinn, was sich jetzt als nächste Aussicht aufdrängt). Und er fügte hinzu: „Thun wir das nicht, so werden wir corrumpirt d. h. staatlich zerbrochen und in dem Zusammenbruch verzehrt, dafür sorgt das Gesetz Adam Riese's“. Ein beherzigenswerther Ausspruch, der mir lieber ist, als manche berühmteren Aussprüche des Fürsten Bismarck aus seiner Kanzler-Periode! Und der bereits einigemale erwähnte conservative Schriftsteller Dr. Heman erwähnt in seiner Schrift „Die historische Weltstellung der Juden“ gewisse verzweifelte Mittel der Abhülfe, wie z. B. die Depossedirung der Börsenkönige u. dgl. m. und resumirt alsdann unsere Zukunftsperspective mit dem Bemerken, es sei indessen wahrscheinlicher, daß die sociale Revolution der ganzen jetzigen Geldwirthschaft ein Ende mit Schrecken bereiten werde. Das sei verhängnißvoll für die Fürsten und werde sie nur um so gewisser in den großen Ruin mit hinein reißen, denn „Einst wird kommen der Tag“ u. s. w.

Schon 1850 sagte ein äußerst nüchterner, aber scharf beobachtender Politiker, der einstige Präsident der Preußischen Nationalversammlung, v. Unruh: was die nächste Zukunft bringen werde, sei mit dürren Worten ausgesprochen: die Zer-

reibung der Mittelparteien. Was wir jetzt in dem verworrenen Parteigetriebe des Tages erleben, dem durch die Judenfrage ein ganz neuer Schwung verliehen worden ist, indem diese sich wie ein Keil in das Gefüge der Mittelparteien hineinschiebt, und die zersprengten und verhetzten Elemente bald hier, bald dorthin treibt, scheint die stricte Ausführung dieser Voraussage zu sein.

Zu jener Zeit ließ sich das eigenthümliche Gedränge, in welches seitdem das liberale Bürgerthum gerathen ist, ja noch nicht im Einzelnen voraussehen. Es ließ sich ja nicht eine Taktik voraussehen, welche einerseits durch das allgemeine gleiche directe Wahlrecht, ehe noch die Zustände im Reich Festigkeit gewonnen hatten, die Schlüssel der Festung den bürgerfeindlichen Elementen links und gleichzeitig durch die Abtragung der Falk'schen Gesetzgebung den reichsfeindlichen Elementen im Priesterrock rechts auslieferte. Herr v. Unruh ging bei seinem Ausspruch lediglich von der Voraussetzung aus, daß die Reaktion damals eine Lage geschaffen hatte, welche durch Stärkung der extremen Elemente den zwischen beiden befindlichen und ihren Stößen ausgesetzten mittleren Parteien den Boden zu entziehen drohe. Als extreme Elemente galten damals der Radikalismus der Demokratie und das absolutistisch gestimmte Junkerthum mit der Bureaukratie im Bunde. Wenn man die heutige Situation mit der damaligen vergleicht, so findet man abermals die ähnliche Constellation wieder, nur daß dem Radikalismus das Schicksal droht, dem er theilweise schon verfallen ist, von der mächtig aufstrebenden Socialdemokratie aufgesogen zu werden und daß der Conservatismus, soweit irgend thunlich, sich mit der klerikalen Partei zu einer Herzensgemeinschaft wider „die Mächte des Umsturzes" verbinden möchte. In der Mitte befindet sich abermals das liberale Bürgerthum, schwer bedroht und geschädigt, um so schwerer als das Antisemitenthum theilweise einen Kriegszustand im eignen Lager darstellt, wenn auch nicht verkannt werden sollte, daß durch dasselbe (wie namentlich die letzten Reichstags-

wahlen in Sachsen gezeigt haben) an manchen Orten eine Noth-Schutzwehr gegen die Socialdemokratie entsteht, der sonst der Sieg nicht zu entreißen gewesen wäre. Der Antisemitismus hat eben theilweise — nicht prinzipiell, aber praktisch — die Bedeutung, die populärste, weil verständlichste Wendung des Volksbewußtseins, soweit dasselbe nicht bereits zur Socialdemokratie übergegangen ist, gegen den Capitalismus und seine Ausschreitungen darzustellen.

Wie die Verhältnisse liegen, ist die Formel: „staatserhaltend, Ordnungsparteien“ als gemeinsam verbindender Gesammtgegensatz gegenüber der Socialdemokratie eine Fiction geworden. Sie hat ihre Unzulänglichkeit mehrfach bei den Wahlen erwiesen und vergrößert im Princip nur noch die Verwirrung innerhalb der bürgerschaftlichen Parteien, indem sie das wirklich vorhandene Gemeinsame gegenüber der Socialdemokratie nicht zum Ausdruck bringt. Dies kann nicht in „Ordnung“ und „staatserhaltend“ gefunden werden, da zwischen den verschiedenen Parteifärbungen vom äußersten Conservatismus bis zum äußersten Radikalismus hinsichtlich des mit diesen Bezeichnungen zu verbindenden Inhalts die denkbar größte Verschiedenheit der Auffassungen herrscht. Auf ein Princip, dem es an aller positiven Uebereinstimmung in der Bedeutung fehlt, läßt sich auch kein übereinstimmendes Zusammenwirken gründen. Im Gegentheil, je mehr es betont und in den Vordergrund gestellt wird, desto mehr erinnert es nur an die unter dem rein äußerlichen Gleichklang verborgen vorhandene Kluft der Gegensätze. Darüber wird das wirklich vorhandene Gemeinsame zurückgesetzt statt daß es grade im Bewußtsein gestärkt werden sollte. Dieses, das bei allen sonstigen Differenzen vorhandene Gemeinsame, besteht aber lediglich in der Ablehnung, in der alle Anti-Socialdemokratie übereinstimmt, der Einschnürung der *freien* Bewegung und Entscheidung des *Individuums*. Indem der socialistische Staat, um seine Versprechungen einlösen zu können, zum Staatsunternehmerthum greifen muß, würde er ohne sich dem entziehen

zu können, dazu gedrängt werden, die individuelle Freithätigkeit, die sich auf eigne Faust ihr Schicksal, Glück oder Unglück, gründet, zu confisciren. Gegen diese Confiscation mehr wie gegen alles Andere richtet sich der principiellste Einwand seiner Gegner. Will der socialistische Staat jedem Einzelnen dadurch das bestmöglichste Lebensloos bereiten, daß er ihn an die richtige Stelle stellt und ihm seiner Leistung gemäß den Ertrag seiner Arbeit gewährt, so muß er den Individualismus im weitesten Umfang zu nichte machen. Und an dieser Stelle angelangt, scheiden sich die Wege.

V.

Schattenbilder und Lichtbilder.

Rollen wir einmal ein Stück Vergangenheit, ein Stück Kleinleben aus einer damaligen Großstadt auf. „Belew de Herr de Armen to bedenken — ook wat in de Hand to schenken, Gott's Lohn for de Armen". Und eine lange, lange Schaar barhäuptiger, blauröckiger sogenannter „Büchsenknaben" passirte unter steter Wiederholung dieser Worte die Straßen Hamburgs und der Vorstadt St. Georg, um Geldspenden von der Bevölkerung einzusammeln. In Schaaren drängte sich dieselbe hinzu, namentlich die Kinderwelt, die ihre Sparbüchsen geleert und in kleine Münze (Schillinge, Sechslinge, Dreilinge)*) umgesetzt hatte, um an diesem großen Festtage, dem sogenannten „Waisengrün", nicht mit leeren Händen dazustehen, sondern möglichst viele, möglichst alle der Sammelnden bedenken zu können. Ganz Hamburg war auf den Beinen, alle Schulen waren geschlossen, von frühester Morgenzeit an regte es sich, voll freudiger Unruhe, in den Straßen. Denn schon um 6 Uhr morgens begann der große Umzug der Waisenkinder, der altem Herkommen gemäß stets am ersten Donnerstag im Juli stattfand. Gemessenen Schrittes, paarweise geordnet, von einer Anzahl Stadtsoldaten begleitet, zogen die Knaben und Mädchen in sauberen, frischen Anzügen und mit festtäglich

---

*) Die damalige kleinste Münze, ein Schilling, war der vierzigste Theil eines Thalers, ein Sechsling die Hälfte eines Schillings, ein Dreiling die Hälfte eines Sechslings.

strahlenden Gesichtern — denn wie lange hatten sie sich auf diesen großen Tag gefreut! — dahin. An erster Stelle schritt, ganz besonders würdevoll, der beste Schüler der Anstalt, der sogenannte „Kapitän“, vor der Mädchenabtheilung die „Kapitänin“. Ihm wurde größere Ehre wie den Uebrigen erwiesen, wie er sich denn auch im äußeren Aussehen durch eine grünseidene Schärpe und einen silberbestickten Rock von ihnen unterschied. Man nahte ihm nicht mit kleinen Gaben, auch sprach er keine Bitte um solche aus. Wer ihm aber ein eingewickeltes größeres Geldstück in die Rocktasche steckte, dem dankte er, einen Augenblick stehen bleibend, durch eine Verbeugung.

Die größte Freude aber erregten die „Büchsenknaben“, sie bildeten den eigentlich volksthümlichen Kern der ganzen Veranstaltung. Die heimatlich-plattdeutsche Ansprache, wobei sie nacheinander zuerst eine an einer Stange befestigte Büchse den Umstehenden hinhielten und dann noch einmal die Hand ausstreckten, um sich auch da etwas hineindrücken zu lassen, ihr treuherziges „Gott's Lohn for de Armen“, der Jubel ihrer Altersgenossen, die ihren Obulus opfern durften, ohne dabei jemals an Almosen oder Nothstand zu denken, denn das ganze war ja vielmehr wie ein großes Familienfest, zu dem Alle gleichmäßig beitrugen, der vor den Thoren aufgeschlagene Budenmarkt mit Verkaufsgegenständen und Lustbarkeiten aller Art, die schließliche Erfrischung der ermüdeten kleinen Gesellschaft mit Speise und Trank im „Tivoli-Salon“, die herzliche Theilnahme aller Bevölkerungsclassen, *aller*, seien sie Empfangende oder Gebende — das machte den unvergeßlichen Reiz und eigenthümlichen Werth dieses Volksfestes aus. Dasselbe hat noch bis 1876, im Ganzen 243 Jahre lang bestanden. Man mochte von der alten Gewohnheit nicht ablassen und erhielt sie über ihre eigentliche Lebensdauer hinaus. Im Grunde ging es mit derselben schon in den Vierziger Jahren, in Folge der veränderten Verkehrsverhältnisse und Lebensanschauungen allgemach zu Ende.

Ich tische diese Jugenderinnerung an dieser Stelle übrigens

nur auf, weil sie so besonders geeignet erscheint, in einem kleinen Uebersichtsbild den Wechsel der Zeiten und Zeitumstände anschaulich vorzuführen. Man versetze im Geiste einmal einen derartigen harmlosen, aber in seiner Art auch wieder anspruchsvollen, Geduld, Liebe und ruhiges Gewährenlassen fordernden Aufzug in die moderne Großstadt, in das Gewirre der sich kreuzenden Pferdebahnlinien, in das Getöse der in den Verkehrsadern sich drängenden und stoßenden Menschenmenge, in die ganze hastende Eile des Getriebes, das unablässig bemüht ist, die großen Entfernungen für den Bewohner der Großstadt zu nichte zu machen. Oder man versuche, hiervon absehend, auch nur den Geist, die Stimmung, die damals etwaigen Nothbedarf ohne Anstand und ohne Arg gegen ein „Gott's Lohn for de Armen" einforderte, in die heutige verbitterte Stimmung einzufügen, wo Fordernde wie Gebende nur mit halbem Herzen und Hintergedanken bei der Sache sein würden.

Man sagt wohl, die Großstadt ist nicht das Land, sie ist etwas, das besonderen Bedingungen unterliegt, das keinen Maßstab für das Ganze abgiebt. Wohl wahr, und doch nur mit Einschränkung wahr. Die moderne Großstadt ist, so zu sagen, das Reservoir für den Gehirnstrom und insofern ist Alles, was in ihr vorgeht und wie es in ihr zugeht, von einer weitüberragenden, für das Ganze typischen Bedeutung. Die Großstadt spiegelt schon in ihrer Ausstattung und in ihren Veranstaltungen, die Momente wieder, welche culturell eingreifend und umstimmend unablässig im Ganzen wirksam sind. Was dort auf größere Entfernungen vertheilt und dadurch weniger auffällig vor sich geht, davon bietet die Großstadt einen verdichteten Niederschlag, der das Wesentliche in besonders bezeichnender Weise hervorkehrt.

Wenn man im Geiste eine Wanderung durch die Straßen einer vormaligen und einer modernen größeren Stadt anstellt, so drängen sich solcher Momente, die ein gänzlich verändertes Bild ergeben, besonders zwei auf. Das eine ist die Raschheit

der Bewegung, die Möglichkeit, die der Mensch sich geschaffen, zwei Punkte in die schnellste Verbindung mit einander zu bringen, das andere die ungleich vermehrte Lichtstärke aller zur Benutzung gestellten Beleuchtungs-Vorrichtungen. Wenn irgend etwas die alte Stadt vor 50 oder mehr Jahren, äußerlich betrachtet, characterisirt, so ist es die Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Fortbewegung einerseits und das sparsame Halbdunkel, das sich auf Straßen und Plätzen lagerte, sobald das natürliche Tageslicht versagte, andererseits.

In einer Handelsstadt wie Hamburg vermittelten bis in die Vierziger Jahre, wo die erste Eisenbahnverbindung (mit Berlin) hergestellt wurde, den Güterverkehr, der zu Land die Stadt erreichte, ausschließlich noch die großen, über und über vollgepackten, langsam von 6—8 Pferden gezogenen, schwerfällig dahinrollenden Frachtwagen. In den Straßen, wo sie einkehrten und abluden, entwickelte sich ein lebendiges Stück mittelalterlichen Lebens, zu dem die vermummten Gestalten der in schweren Mänteln eingewickelten Fuhrknechte das ihrige beitrugen. Der innere Verkehr von einem Stadttheil zum anderen war auf eine einzige, erst unlängst gegründete Omnibuslinie angewiesen. Der Reiseverkehr nach Außen war nach unseren heutigen Maßstäben schneckenhaft und äußerst unbehaglich. Wer damals (wie ich, als Knabe, im Jahre 1843) von Hamburg nach Frankfurt a. M. zu reisen hatte, kam drei Tage und drei Nächte nicht aus der Postkutsche heraus, die über theilweise schauderhafte Wege, namentlich in Mecklenburg über Knüppeldämme, die jeden Augenblick den Wagen umzuwerfen drohten, dahin humpelte. Und wie die Bewegung, so die Beleuchtung. Abends versank die Stadt in ein trübselig gestimmtes Oellampen-Dämmerlicht. Die einzelnen Laternen verrichteten etwa den Dienst von Leuchtthürmen, und man mußte sie in dem umgebenden Halbdunkel fest im Auge behalten, um danach den zu steuernden Curs zu bemessen. Da der durch die Thorsperre gehemmte, von sonstigen Veranstaltungen, als da sind Wirthshäuser, Vereine, Ver-

sammlungen u. s. w. noch wenig in Anspruch genommene abendliche Verkehr nur schwach entwickelt war, so wurde dieser Beleuchtungsmangel als Verkehrshemmniß allerdings nur wenig empfunden. Aber er bildete doch das characteristische Wahrzeichen der hinter uns liegenden Zeit ebenso wie die moderne Großstadt, die ich ja nicht weiter zu beschreiben brauche, in ihrer dahinfliegenden Eile und Eilfertigkeit, in ihrer aller Orten aufsprühenden Lichtfülle und ihrem blendenden Glanz das grade entgegengesetzte Merkzeichen an der Stirne trägt.

Größere Schnelligkeit in der Fortbewegung und vermehrte Lichtstärke kommen zunächst nur als zwei sensuell wirkende Momente in Betracht. Aber da das sensuelle Gebiet eine wesentliche Unterlage für die Nervenstimmung abgiebt, jedenfalls ihre Action maßgebend beeinflußt und die Nervenstimmung wiederum auf die ganze Vorstellungswelt und die von ihr abhängigen Werthschätzungen der Menschen einwirkt, also mittelbar auch auf das ethische Gebiet übergreift, so ist die Wirkung desselben nach diesen beiden Richtungen hin unbezweifelt feststehend. Und sie ist sicherlich, da sie unausgesetzt und stetig an der Arbeit ist, sehr viel größer als man nach oberflächlicher Schätzung anzunehmen geneigt sein möchte.

Es besteht eine innere, so zu sagen, psycho-ethische Verbindung zwischen mechanischer Schwerbeweglichkeit und moralischer Grundsatzfestigkeit. Das Beharrungsprincip, welches der ersteren inne wohnt, gelangt in jeder Form des langsamen Platzwechsels, in jedem schwer gebauten und schwer von einer Stelle zur anderen zu bewegenden Möbel, in der ganzen gleichförmig sich erhaltenden Umgebung des Menschen zum Ausdruck und noch mehr zum Eindruck. Dieser Eindruck bekundet sich in einer unwillkürlichen Vorliebe und natürlichen Hinneigung für das Dauernde. Er begünstigt mindestens ebenso sehr die Neigung sich auch in gewissen grundsätzlichen Anschauungen dauernd einzurichten als das Gegentheil, das schnelle Tempo der Bewegung, diese zu lockern im Stande ist. Diese Lockerung kann allerdings

von anderer Seite ersetzt werden und dieser Ersatz wird, falls er zu Stande kommt, um so werthvoller sein, als er sich mehr auf innerliche Momente stützen und durch diese ersetzen muß, was das bloß mechanische Beharrungsvermögen der Schwerbeweglichkeit nun nicht mehr leistet.

Mit anderen Worten: das Festhalten am Bestehenden hauptsächlich aus dem Grunde, weil mit diesem Festhalten die mindeste Störung verknüpft ist, dieser Trägheits-Conservatismus erleidet unter allen Umständen einen schwersten Stoß. Und dieser Stoß kann sich ebenso gut wie auf Aeußeres auch auf die Grundsätze richten, insofern der grundsätzliche Bestand im Wesen eines Menschen ebenfalls zum Bestehenden rechnet. Die Erschütterung kann also vermehrte Grundsatzlosigkeit und Alles, was damit im schlimmsten Sinne verknüpft ist, verursachen. Auf der anderen Seite kann sie aber auch durch Ausscheidung des reinen Trägheitsmomentes die Grundsätzlichkeit läutern und ihr moralisches Niveau insofern erhöhen.

Der Doppelwirkung, welche der sensualistische Factor der äußerst erhöheten Schnelligkeit in der Bewegung auf die ethische Sphäre ausübt, entspricht einigermaßen die Wirkung, welche von dem anderen Factor, der äußerst vermehrten Lichtstärke, ausgeht. Nur daß in diesem Fall, der Natur des Lichtes entsprechend, welches vor Allem erweckend, zum Wachsein aufrufend ist, die Nebenwirkung, die Nervosität, vor der Hauptwirkung, dem Erwachen, zurücktritt. Sicher läßt sich ein Theil der so weit verbreiteten Nervosität auf die starke Reizwirkung durch die verschärfte künstliche Beleuchtung zurückführen, an die wir uns in neuerer Zeit gewöhnt haben, die uns zur täglichen Gewohnheit geworden ist. Vom Sehnerven ausgehend, dessen Leistungsfähigkeit in sehr erhöhter Weise in Anspruch genommen wird, verbreitet sich die Irritation durch das ganze Nervensystem, überall jene hochgradige Spannung hervorrufend, welche nicht mehr weitab von dem mit Nervosität bezeichneten Zustand liegt.

Aber während die Nervosität, soweit dieselbe hier überhaupt

in Frage kommt, ausbleiben kann, da sie von dem Maße des zur Anwendung gebrachten Lichtreizes abhängt, ist die allgemeine Wirkung der stärkeren Lichtzufuhr nicht auszuschließen, daß sie wie die Sinne, so auch den Geist weckt. Schärfere Unterscheidung zu üben, regere Empfindlichkeit zu erschließen, vermehrte Widerstandskraft, erhöheter Bildungstrieb — Alles steht mit diesem Factor in Verbindung. Und wenn sich die Erde symbolisch als die Macht des Dunkels betrachten läßt, so läßt sich Rückert's

Zittre Erde, dunkle Macht,
Der Gedanke ist erwacht,
Schüttelt sein Gefieder!

auch auf diese grundlegende Gedanken-Erweckung anwenden.

Auf allen Gebieten, auf wirthschaftlichem, wie auf wissenschaftlichem oder religiösem, wird dieses Schütteln des Gefieders verspürt. Es sprengt die Umwallungen, es erschließt die Zugänge. Die Schlagbäume, die einst die Fahrstraßen besetzt hielten, sind verschwunden, verschwunden ist die Thorsperre, die sich einst mit ihren von Stunde zu Stunde steigenden Entrichtungsgebühren wie eine Fußschlinge um die Bewohner eines und desselben städtischen Weichbildes legte, verschwunden ist die Luftsperre, welche die alte Heilkunst beherrschte, während die neuere Richtung derselben das Heil für den Siechen vor Allem in der Durch- und Auslüftung sucht; — verschwunden (bis auf einen kleinen Rest) die Gedankensperre, die Censur, über die Ruge seiner Zeit als über „eine wahre Sünde wider den Geist" zornig wehklagte, und unablässig gerüttelt wird an der Menschensperre d. h. an Allem, was der Vereinigung von Mensch zu Mensch zu einer Gemeinsamkeit ihrer Interessen entgegensteht.

Ich sehe von dem ab, was in dieser Richtung durch die unablässig sich vermehrenden Menschenkarawanen geleistet wird, welche die Speculation des Erwerbes in die entlegensten Gebiete des Erdenrundes, immer weiter und weiter vorwärts drängend, entsendet. Ueber die Riesenarbeit, die dadurch im Interesse des Menschheitsgedankens, ohne daß derselbe eigentlich als Zielpunkt

in den Vordergrund tritt, verrichtet wird, habe ich mich mehrfach anderswo geäußert*). Aber ich will an ein vor 60 Jahren geschriebenes Büchlein erinnern, das, heute vergessen, damals unzähligemal aufgelegt und in alle Sprachen übersetzt wurde. Es erregte bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen, weil es von einem katholischen Priester herrührte und in einer äußerst leidenschaftlichen Sprache das Evangelium der Menschenverbrüderung verkündete. Es sind dies de la Mennais' Paroles d'un croyant. Der ehemals streng päpstlich und royalistisch gesinnte Verfasser war hierin zur Revolution und zur Gleichheitslehre abgeschwenkt und rüttelte als einer der Ersten mit der ganzen Gluth seiner heftigen Natur an all' den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen und ihren Trägern, welche seiner Ansicht nach der Menschheitssperre als Stützpunkte dienten. De la Mennais war in mancher Beziehung ein Vorläufer der heutigen Socialdemokratie. In einem der ersten kurzen Abschnitte seines prophetisch verkündend gehaltenen Büchleins heißt es z. B:

„Ihr seid Söhne eines Vaters und dieselbe Mutter hat Euch genährt, warum liebt Ihr Euch denn nicht unter einander wie Brüder und warum behandelt Ihr Euch vielmehr wie Feinde?

Sagt nicht: dieser da ist von einem anderen Volk als ich bin. Denn alle Völker haben auf Erden einen Vater, Adam, und im Himmel einen Vater, Gott.

Liebt Euch unter einander und Ihr braucht weder die Großen noch die Fürsten noch die Könige zu fürchten.

Sie sind nur mächtig wider Euch, weil Ihr nicht einig seid, weil Ihr Euch nicht liebt wie Brüder.

Seid nicht wie die Schafe der Herde, die, wenn der Wolf eines von ihnen geraubt hat, sich einen Augenblick erschrecken und dann ruhig weiter fressen. Denn, denken sie, vielleicht wird er sich mit einem oder zwei von uns begnügen und was gehen uns die an, die er auffrißt. Für uns bleibt dann nur um so mehr Futter übrig.

Wahrlich, ich sage Euch, die so denken, sind gezeichnet, um die Beute des Raubthieres zu werden, das von dem blutigen Fraß lebt".

---

*) Vgl. „Hundert Jahre Zeitgeist" I. S. 304.

Und an einer anderen Stelle:

„Das Gesetz Gottes ist ein Gesetz der Liebe und die Liebe erhebt sich nicht über die Anderen, sondern sie opfert sich ihnen.

Wer in seinem Herzen spricht: Ich bin nicht wie die anderen Menschen; die anderen Menschen wurden mir gegeben, daß ich über sie herrsche und verfüge, wie es mir einfällt, der ist ein Sohn des Satans.

Satan ist der König dieser Welt, denn er ist der König aller Derer, die denken und handeln wie er; und alle diese, die so denken und handeln, haben sich zu den Herren dieser Welt gemacht.

Aber ihr Reich währet nur eine Zeit und wir nähern uns dem Ende dieser Zeit."

Man kann denken, welchen Eindruck solche Worte aus Priestermund hervorriefen! Die Kirche freilich stieß den Schwärmer aus, der die Sturmglocke in so gefährlicher Weise läutete, aber sind seine Worte deshalb in die leere Luft verhallt? Legten sie nicht vielmehr um so eindringlicher Zeugniß ab wider die Kirche, welche die Brüderlichkeit und die Liebe unter den Zwang des einen unfehlbaren Glaubens beugt, der diejenigen verfolgt, die nicht zu ihm gehören? Und wenn dieselbe Kirche heute noch mit anscheinender Siegeszuversicht auf ihre unerschütterte Stellung und Geltung hinweisen kann, ruht diese Siegeszuversicht auf gesunden Grundlagen?

Wahr ist es ja, von der merkwürdigsten und machtvollsten Schöpfung, welche der Geist des Mittelalters hervorgebracht hat, stehen die Grundmauern noch aufrecht und auf diesen Grundmauern ruht noch heute wie vor Jahrhunderten ein pompvoller, Herrschergewalt kündender und übender Prachtbau. Schon rein äußerlich betrachtet muß es auffallen, wie in unseren Städten inmitten des umstürzenden Wechsels der Dinge, der Umgebung, der Anlagen die Kirchen allein ernst und dem Wechsel ununterworfen ihre Stelle behaupten. Vor ihnen macht das mächtigste Princip des Jahrhunderts, der Verkehr, Halt, vor ihnen verstummt der Lärm der Gassen, die Neuerungssucht wagt sich nicht an sie heran, die Zerstörung scheut vor ihnen zurück. Und wie äußerlich hierin noch immer ein Uebermächtiges sich anzukünden scheint,

so fällt ja auch der von dieser Stelle gehende Einfluß in den Welthändeln schwerwiegend in die Wagschale. Das Papstthum, von jeher einer der wichtigsten politischen Factoren, behauptet sich als solcher. Wem liegt es näher als uns diesen Einfluß zu bezeugen, die wir die Macht desselben im eigenen Lande von Jahr zu Jahr sich haben vermehren und bis zu einer gefährlichen Höhe ansteigen sehen?

Und doch grenzt, wenn man das Gesammtbild der Beziehungen in's Auge faßt, denen grade das Papstthum in der Gegenwart unterliegt, hier die Ohnmacht so nahe an die Macht, die Ueberspannung so nahe an die äußerste Anspannung, daß der Eindruck des Unerschütterlichen eine starke, berichtigende Einschränkung erfährt.

Wann ist es in der Geschichte des Papstthums wohl jemals erhört worden, daß dasselbe, die Tradition der einheitlichen Verbindung von Thron und Altar verleugnend, einem republikanischen Regiment die Stange hält, das in der wirksamsten Weise in der Erziehung mit allen Ansprüchen aufräumt, welche die Kirche erhebt, um ihre Herrschaft über die Geister aufrecht zu erhalten. Seit 11 Jahren besteht in Frankreich das Gesetz der Organisation der französischen Volksschule*), welches mittelst der l'enseignement moral et civique, mittelst einer Unterweisung in religionsloser Moral die heranwachsende Jugend in social-ethischen Grundbegriffen auferzieht, die mit den kirchlich-religiösen Vorstellungen und Voraussetzungen nichts mehr gemein haben, weil sie vollständig von ihr absehen. Ob das wünschenswerth oder nicht ist, gehört nicht hierher. Gewiß ist, daß das System an sich den Bankerutt des ganzen kirchlicherseits erhobenen Anspruchs im Staate durch die Schule zu herrschen, bedeutet. Die Moral an die Kirche ketten, heißt eben den Staat, der die Moral ja nicht verleugnen kann und darf, der Bot-

*) Das Ferry'sche Gesetz, das die Verweltlichung der Schulen bezweckt, ist übrigens erst seit October 1886 zur Ausführung gebracht.

mäßigkeit der Kirche unterthan machen, wie andererseits die Moral auf ihre eigenen Füße stellen, sie aus weltlichen Grundsätzen, aber nicht aus Glaubenssätzen ableiten diese Botmäßigkeit aufheben heißt.

Kann es einen stärkeren Beweis der Ohnmacht geben, als daß die Kirche mit einem so gefährlichen Gegner zwar nicht grundsätzlich pactirt, aber bei ihm Schutz sucht und ihn zu schützen unternimmt? Läßt sich die Nothlage einer Institution drastischer kennzeichnen als wenn derselben kein anderer Ausweg übrig geblieben ist als die Stellung dessen zu stützen, der selbst ihre Stellung untergräbt? Und was bedeutet es dieser Nothlage und dieser Ohnmacht gegenüber, wenn sie an einer anderen Stelle, wo ihr der gefährliche Confessions-Dualismus mit seiner verhetzenden Eifersucht zu Hülfe kommt, höchst unerwünschte Kraftproben ablegt?

Die Politik der Curie in der gegenwärtigen schwierigen Lage ist ein Ergebniß der Nothlage. Aber, muß man hinzufügen, wenn diese Nothlage auch zu verzweifelten Mitteln treibt, so ist doch sehr schwer zu sagen, wie anders verfahren werden könnte, wenn das Papstthum sich nicht aus der politischen Einflußsphäre, in der es noch als wesentlicher Factor mitzählt, mehr und mehr verdrängen lassen will. Dem Zwang der Umstände würde sich vermuthlich auch ein jüngerer Papst wie Leo, dessen hohes Alter gelegentlich als Ursache seiner absonderlichen französischen Kirchenpolitik aufgeführt wird, fügen müssen. Denn immer ist für die Kirche über den einen Punkt nicht hinwegzukommen, daß der mächtigste katholische Staat in Europa unter dem gegenwärtigen Regiment sich so umfassend von den kirchlichen Banden, Satzungen und Autoritäten, soweit dieselben irgend ernsthafte weltliche Geltung besitzen, emancipirt, daß schließlich nur noch der Name des Katholicismus für ihn übrig zu bleiben droht. Mit dem bloßen Namen und gewissen Revenuen und Titeln, während die Macht, wenigstens die Macht, die sie einst besessen, völlig erloschen ist, vermag aber die Kirche sich nicht zufrieden zu geben.

Dadurch entsteht für dieselbe nun die Alternative, entweder die Dinge ruhig gehen zu lassen wie sie eben gehen, was in Wirklichkeit soviel wäre als wie, interimistisch wenigstens, abzudanken oder sich gegen die herrschende Richtung und die Regierungsgewalt in Frankreich mit geistlichen Mitteln zu wenden, was soviel hieße, als sich mit einem übermächtigen Gegner in einen aussichtslosen Kampf einlassen. Als Drittes bietet sich ein zeitweiliger Friedensschluß dort und ein Kampf mit dem Protestantismus, beziehungsweise dessen in dem deutschen Kaiserreiche verkörperten Schutzhort, wozu die verwickelten inneren deutschen Verhältnisse sich besonders einladend anlassen. Hierbei liegt denn für Rom der Hintergedanke nahe, daß eine grundstürzende Niederlage des Protestantismus und der protestantischen Hauptmacht, wenn sie auf diese Weise eingeleitet und siegreich durchgeführt werden könnte, eine Kräftigung des Papstthums und des Katholicismus überhaupt und überall im Gefolge haben dürfte, wodurch derselbe in den Stand gesetzt wäre, auch den Kampf mit der kirchen- und glaubensfeindlichen Richtung im eigenen Lager d. h. in Frankreich und Italien mit mehr Erfolg wie unter den gegenwärtigen Verhältnissen aufzunehmen.

Diese Speculation auf die Verhältnisse der großen Weltpolitik kann verwegen und abenteuernd genannt, aber sie kann vom Standpunkt des Vaticanismus aus nicht ohne Weiteres als thöricht oder absonderlich bezeichnet werden. Die Gegner theilen oder ihre Getheiltheit benutzen, um sie einzeln zu schlagen, hat noch von jeher mit Recht als Zeichen einer überlegenen Kriegskunst gegolten. Der gemeinsame Gegner für das katholische Kirchenregiment ist aber die Entfremdung aus dem Banne desselben und die seiner Autorität widerstehende Abtrünnigkeit, nenne sich dieselbe nun Protestantismus oder Freimaurerei oder Unglaube, der auf dem eigenen Boden erwachsen ist. Indem Rom sich gegen den Protestantismus wendet und dem auf dem eigenen Boden erwachsenen Unglauben, wo er ihm mit staatlicher Autorität entgegen tritt, einstweilen unbehelligt läßt, scheint es den

gemeinsamen Gegner vereinzelt vornehmen zu wollen, um ihn — wo möglich — einen durch den anderen zu vernichten.

Uebrigens würde die Kirchenpolitik selbstverständlich je nach dem Wechsel der Umstände ja auch ihre zeitweilig verfolgte Taktik jeden Augenblick zu ändern kein Bedenken tragen. Bei der zerfahrenen Lage des europäischen Festlandes sind die Möglichkeiten, die sich durch unerwartete Combinationen und unvorhergesehene Zufälligkeiten ergeben können, auch für den weitsichtigsten Beobachter nicht wohl auszuzählen. Schon in den Fünfziger Jahren prophezeiete Heine Erschütterungen, die ihm in der Luft zu liegen schienen. „Die Zukunft", sagte er, „riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rathe unseren Enkeln mit einer sehr dicken Rückenhaut auf die Welt zu kommen!" Was aber damals nur ein Feuerschein am Horizont war, der eine einzelne eingeschränkte Einäscherung bedeuten mochte, hat seit der Wiederherstellung einer starken mitteleuropäischen Macht und der dadurch für dieselbe geschaffenen Frontstellung gegen zwei, in ihrer früheren Machtstellung mehr oder minder geschädigte und gereizte Gegner die drohende Perspective eines Weltbrandes angenommen. Die Schürung desselben von Seiten Dritter bleibt unter allen Umständen ein unsicheres und waghalsiges (wir sehen von der Seite der Moralität ab) Experiment, zu dem sich nur aufgelegt fühlen wird, wer seinen Besitzstand und seine Interessen so gefährdet sieht, daß er dieselben auf andere Weise nicht wahren zu können glaubt. Das ist so etwa die Situation der römischen Kirche unter der gegenwärtigen Constellation und das bezeugt trotz ihres angreifslustigen und anspruchsvollen Auftretens einen inneren Verfall und das Bewußtsein der Schwäche in dem inneren Kernpunkt ihrer Macht.

Der innere Kernpunkt der Macht ist aber für jede Glaubensgemeinschaft und deren zur Kirche ausgebildeten Organismus in letzter Linie ein und derselbe: ihn bilden die Gläubigen, soweit sie lebendige, d. h. durch ihre Anschauungen mit dem Orga-

nismus ihrer Kirche zusammengewachsene Glieder derselben sind. In dieser Hinsicht besteht zwischen der protestantischen und katholischen Kirche kein wesentlicher Unterschied. Zwar bedeuten die Gläubigen in der katholischen Kirche für deren Machtstellung etwas ganz Anderes, wie sie in der protestantischen Kirche jemals bedeutet haben und bedeuten können. Dort sind sie gleichzeitig die Ordre parirenden Instrumente des politischen Einflusses der Kirche, indem sie als Wähler mittelst der von ihnen geschaffenen parlamentarischen Vertretung, eine Handhabe auf die Regierungsgewalt ausüben, hier sind sie außerhalb dieses Einflusses gestellt und kommen nur als Hörer und Thäter des Worts auf kirchlichem Boden in Betracht. Aber als solche sind sie hier natürlich von der gleichen ausschlaggebenden Wichtigkeit wie dort in der katholischen Kirche. Was würden schließlich Kirchen bedeuten, die leer stünden, und Prediger, die tauben Ohren predigten? Was dazu beiträgt, die Kirchen zu entleeren und die bisher aufmerksam lauschenden Ohren zu verschließen, — der Unglaube und die Aufklärung, sofern sie diesen erzeugt — constituirt daher hier wie dort die Nothlage.

Es ist hier nicht der Ort, die Factoren im inneren Leben der protestantischen Kirche, die hierbei, namentlich soweit Preußen in Betracht kommt, ebenfalls eine Rolle spielen, zu kritisiren. Die gegenseitigen Reibereien der Mittelparteien und der kirchlich conservativen Richtung, der dem Bekenntnißzwang huldigenden Orthodoxie mit der entgegengesetzten Strömung des Liberalismus auf theologischem Gebiet liegen im Einzelnen außerhalb des Bereichs dieser Betrachtungen. Wenn von der letzteren Richtung nicht selten die Anklage erhoben wird, daß nicht sowohl der Unglaube und die Aufklärung die Kirchen entleere, als vielmehr der Terrorismus, die Unduldsamkeit und die Buchstabengläubigkeit der Orthodoxie, so ist dem wohl nicht viel entgegen zu setzen. Und auch das dürfte von uns nicht zu bestreiten sein, daß auf diesem letzteren Wege keine gedeihliche Wirksamkeit und Belebung des kirchlichen Sinns in der Gegenwart zu erzielen ist. Es ist

sicher richtiger einen verlorenen Posten aufzugeben und ihn geräuschlos zu räumen als ihn hartnäckig zu vertheidigen, wodurch man den Widerstand nur immer mehr herausfordert.

Aber auf der anderen Seite darf man sich darüber nicht täuschen oder die geschichtliche Betrachtung kann es wenigstens nicht, daß man das, was man aufgiebt, nicht mehr in Händen hat. Daß man rechtzeitig räumt bleibt ja allemal wünschenswerth, um eine ohnehin schwierige Lage nicht noch zu verschlimmern, aber die Räumung bleibt dadurch, daß sie rechtzeitig geschieht, nichts desto weniger eine vollendete Thatsache. Wenn Unduldsamkeit die Kirchen noch mehr entleert, als Aufklärung und Unglaube dies bewirken, und die Duldsamkeit sich berühmen darf diesen Uebelstand zu vermeiden, indem sie die Dinge nicht auf die Spitze treibt, so ist dabei nur das Eine nicht zu vergessen, daß sie diesen Erfolg doch nur dadurch erzielt, daß sie sich der mit der Strenggläubigkeit unverträglichen Aufklärung mehr oder minder anbequemt. Diese behält das letzte Wort.

Die Aufklärung oder was so genannt wird, steuert aber seit Lessing auf religiösem Gebiet, bewußt oder unbewußt, direct auf Dogmenlosigkeit hinaus und auf Ersatz jedes Dogmas durch Ethik, d. h. durch preiswürdige, achtbare Gesinnung und ihre Bezeugung durch die liebevolle That. Daß der Kern aller Religionen die Moral sei, daß Frömmigkeit und Christenthum „nicht in den Formeln eines starren Dogmas aufgehen dürfen“, gilt so sehr für unbezweifelbar ausgemacht, daß die Unmöglichkeit, die theistische Religion dann noch, unter dieser Voraussetzung, von dem Atheismus zu unterscheiden und auseinander zu halten, gar nicht bemerkt und weil nicht bemerkt, schlankweg in Abrede gestellt wird. Man verwahrt sich mit größerem oder geringerem Nachdruck gegen die Verwandtschaft mit atheistischem Wesen und man ist mit einer dogmenlosen Religion, deren Kern nur noch Moral ist, doch bereits auf dem Boden desselben angelangt.

Jedes religiöse Dogma enthält irgend eine Beziehung auf ein Jenseitiges. Der Vorstellungskreis, in dem dasselbe von

den einzelnen Menschheitsgruppen, resp. Völkern je nach Zeit, Sitte, Temperament, Culturzustand und Eigenart ausgeführt wird, hat dabei ganz außer Betracht zu bleiben. Es ändert nichts an dem bleibenden characteristischen Wahrzeichen, daß die Beziehung zu einem Jenseitigen der Religion ihr religiöses Gepräge verleiht, wie es das characteristische Wahrzeichen einer auf bloße Moral und Gesinnung eingeschränkten dogmenlosen Religion ist, daß ihr dies Gepräge fehlt. Will man nun Egidy's „Einiges Christenthum" und Alles, was sich in dieser oder ähnlicher Richtung unter der beeiferten Mitwirkung der jetzt so rasch sich vermehrenden Ethischen Gesellschaften aufbaut, durchaus Christenthum, Religion nennen und noch dazu Religion im theistischen Sinne — also unterschieden vom Atheismus — so kann man das mit ebensoviel oder vielmehr mit ebensowenig Recht thun als man ein Diesseits mit einem Jenseits für gleichbedeutend erklären kann.

Das Wesentliche dieser Bestrebungen überschreitet principiell aber nicht das Gebiet, welches umschrieben ist durch Brüderlichkeit, Menschenliebe, Freiheit der Entwickelung, Erziehung, Veredelung, Menschenwürde u. s. w. Das ganze Schwergewicht dieser rein im Ethischen aufgehenden „Religion" liegt hier, d. h. im Diesseitigen, in dem, was hier auf Erden Platz hat und erblühen soll. Es ist ethischer Atheismus, an dessen Grundcharacter und innerster Tendenz auch dadurch durchaus nichts geändert wird, daß man, wie dies wohl zu geschehen pflegt, mit Vorliebe von einem „Princip" des Geistigen und Guten als „Geist" und „Gott" und bei einer „besonderen Art der Naturerscheinungen" von einem „Aufleuchten göttlichen Wesens" spricht*). Dadurch wird die bestehende principielle Differenz zwischen dem, was die Rechnung im Wesentlichen hier abschließt, und dem, was dies nicht thut, nicht überbrückt. Auf die Bezeichnung kommt schließlich

*) Einiges Christenthum. Vierteljahrsschrift herausgegeben von Professor Lehmann. Hohenberg. Heft 1. 1892.

wenig, auf das Wesen der Sache Alles an. Und deshalb hatte auch der preußische Cultusminister Dr. Bosse, in seinem Sinn allerdings, aber nicht allein von seinem Standpunkt, sondern auch von einem allgemeineren Gesichtspunkt aus betrachtet, vollkommen Recht, als er in einer Debatte über den Religionsunterricht der Kinder von Dissidenten sich schließlich den ihm Opponirenden gegenüber dahin resumirte: „Religion ohne Gott ist keine Religion". Denn dies ist nur eine Umschreibung des nicht anfechtbaren Hauptpunktes, daß eine rein ethische dogmenlose „Religion" als Diesseitigkeits-Religion eben nur Atheismus ist und sich als solchen auszusprechen kein Bedenken tragen sollte. Er darf nicht eine Stelle behaupten wollen, auf die er verzichtet hat.

Es ist klar, daß es sich hierbei keineswegs um die Frage der Moral handelt, die meistens bei der Auseinandersetzung der Meinungen über diesen Punkt in den Vordergrund geschoben und schließlich als der eigentliche Kern der Sache angefochten oder vertheidigt wird. Ob es eine allgemein menschliche Moral giebt (was selbst Moltke in seinen „Trostgedanken" nicht bezweifelt sehen wollte) oder ob dieselbe nur auf dem Boden des Christenthums oder des Gottesglaubens erwachsen könne, wie dies der frühere preußische Cultusminister Graf Zedlitz einmal dem Abgeordneten Virchow gegenüber mit den Worten aussprach, daß er nur eine allgemein menschliche Unmoral kenne, das kann für diejenigen ein Streitpunkt sein, die sich über solche Dinge überhaupt noch herumstreiten mögen — mit der hier geltend gemachten Unterscheidung hat er aber gar nichts zu thun. Hier handelt es sich nur darum, daß Diesseitigkeit und Jenseitigkeit nicht dasselbe ist und daß alle Religion nicht auf das Zweite verzichten kann, ohne aufzuhören Religion zu sein, daß eben deshalb die Meinung und Behauptung, daß der Kern aller Religionen die Moral sei, in diesem Sinne ungenügend und daher falsch ist.

Die Religionen formuliren nun dieses für sie characteristische

Jenseitigkeits-Bewußtsein in der verschiedenartigsten Weise. Gott oder Götter, Heiland, ewiges Leben, Himmel und Hölle, Walhalla, Elysium, Engel, Huris, aber auch das Schattenreich der Griechen, das Todtenreich des früheren Judenthums — was sind sie anderes als ebenso viele Zeugnisse einer gemeinsamen Ueberzeugung davon, daß mit dem, was sich auf Erden im Rahmen von Entstehen, Werden und Vergehen abspielt, der Umfang, die Wesenhaftigkeit und die Bedeutung des Daseienden nicht erschöpft ist? Und selbst wenn sich dies Erdenbild allmählig auf die schönste Weise zu einem „Reich Gottes auf Erden" auswächst, womit der Diesseitigkeits-Standpunkt meistens, als ob damit das Aeußerste gesagt sei, die Rechnung abzuschließen liebt, so ist damit kein Schritt über seinen eigenen Gesichtskreis hinaus gethan worden. Für diesen Gesichtskreis gilt aber, was außerhalb desselben fällt, nur als Traumbild.

Der Philosoph Feuerbach hat dieses Bild einmal auf Religion angewendet. „Die Religion", sagte er in seiner Vorrede zum „Wesen des Christenthums", „ist der Traum des menschlichen Geistes" und er fügte hinzu: „Aber auch im Traum befinden wir uns nicht im Nichts oder im Himmel, sondern auf der Erde — im Reiche der Wirklichkeit, nur daß wir die wirklichen Dinge nicht im Licht der Wirklichkeit und Nothwendigkeit, sondern im entzückenden Schein der Imagination und Willkür erblicken". Es ist leicht dies Bild noch etwas weiter auszuführen und, indem man es ergänzt, vielleicht treffender zu gestalten. Wir befinden uns im Traum in der That nicht nur nicht im Nichts, sondern das Gegentheil findet statt. Ein sehr bestimmter, positiver, eigenartiger Lebensvorgang vollzieht sich an und in uns, der zu uns in der Bildersprache des Traumes spricht. Auf diesen Vorgang weist der Traum zurück. Ohne ihn auszusprechen, zeugt er von ihm, da er ohne ihn nicht vorhanden sein würde. Wenn es einmal gelten soll, daß die Religion der Traum des menschlichen Geistes sei, so würde hinzuzufügen sein, daß sie eben als solcher nicht eine leere Einbildung, eine

Seifenblase der Phantasie und des Wunschverlangens darstellen würde, sondern aus dem Schooß eines Lebensvorganges, der durch sie bezeugt würde, wenn er sich auch nicht als solcher in dem Traumbild offenbarte, emporsteigen müßte.

Die Entwickelung auf religiösem Gebiet scheint für das menschliche Bewußtsein den Verlauf nehmen zu sollen, daß die im naiven Stadium geltende Auffassung, welche in der religiösen Bildersprache unmittelbar gegebene Wirklichkeit und Wahrheit zu besitzen glaubt, immer völliger verlassen wird und an ihre Stelle die Erkenntniß tritt, daß in sämmtlichen religiösen Vorstellungen nur Anthropomorphismen enthalten sind. Nicht auf den vermenschlichten, d. h. den mit Gemüthsregungen, Zorn, Eifer oder Liebe ausgestatteten Gott allein, nicht auf das ewige Leben angeschaut als eine mit allen Sinnenreizen ausgeschmückte oder andererseits als eine geistig verklärte, irdische Existenz u. s. w., würde alsdann wie bisher der Character des Anthropomorphistischen einzuschränken sein, dabei bliebe noch immer eine „geläuterte“, eine, wie man meint, höher entwickelte Vorstellung Gottes oder der persönlichen Fortdauer als reale Wesenheit vorbehalten. Der Unterschied ist der, daß nun das gesammte religiöse Vorstellungsgebiet, die Gottesvorstellung an sich, die Fortdauer, die wir uns schließlich immer nur in irgend einer Anlehnung an das Persönliche vorstellen können u. s. w. auf diese Weise als anthropomorphistische Umschreibungen eines von dem menschlichen Bewußtsein mittelst Gedankenoperationen und Glaubensformeln überhaupt nicht einzuholenden Lebensvorganges zu gelten haben. Wenn der menschliche Geist in der Religion oder den verschiedenen Religionen von einer Jenseitigkeit träumt, d. h. von einem Etwas, das in dem diesseitigen Lebensprozeß nicht zum adäquaten Ausdruck gelangt, und in diesen Traum ein Gottheitsbild hineinverwebt oder seine Antheilnahme daran als „ewiges Leben“ einflicht, so träumt er eben — anthropomorphistisch — von einem lebendigen Daseinsgehalt, den er ebensowenig fahren lassen kann, als er die Wirk-

lichkeit desselben hier zu erfahren und zu erfassen vermag. Eine Auffassung dieser Art, die das Dogma verneint, diese Verneinung aber auf die religiöse Bildersprache des Anthropomorphismus einschränkt, ließe sich noch als Religion bezeichnen, eine auf den bloßen moralischen Gehalt eingeschränkte kann aber, mit oder ohne verblaßte Gottesvorstellung, nicht mehr als solche gerechnet werden.

Das seinem Ende sich zuneigende Jahrhundert ist in seiner zweiten Hälfte trotz aller Ablenkungen, die es erfahren, innerlichst von dem Humanitätsgedanken durchdrungen geblieben. Ihn zu nähren, zu pflegen und anzubauen, ihn im Bewußtsein zu entfalten, ist ihm eine Hauptaufgabe geblieben, zu der als zu Etwas, das an oberster Stelle thront, nicht allein die erleseneren Geister, sondern auch das Massenbewußtsein, verlangend und dienstbereit allezeit emporgeblickt haben. Es bildet gleichsam das ideale Gegengewicht zu jener staunenswerthen Erfindungsfülle, die auf anderen Blättern der Geschichte dieses Jahrhunderts verzeichnet ist und die oft, so umwälzend hat sie sich erwiesen, fast ihren alleinigen und werthvollsten Inhalt auszumachen scheint. Wir haben sie vorüber ziehen sehen auf jenen glänzenden Ausstellungen, die man in unwillkürlicher Ueberhebung über das Erdenbild, das sie wiederspiegeln, als Weltausstellungen bezeichnet hat, diese Werke der Erfinder-Genies, der Combinationsgabe des menschlichen Scharf- und Spürsinns, diese Triumphe des Geistes über die elementaren Gewalten, der bewältigenden Kraft des sinnenden Forschers, der das Reich der mechanischen Wirkungen seinen Zwecken dienstbar macht und des Fleißes, der den erschlossenen Geheimnissen ohne Unterlaß neue Aufschlüsse abringt, um neue Werthe zu erschaffen. Wir stehen inmitten ihrer täglich sich erneuernden, die Lebensformen umgestaltenden Wirkungen, wir sehen ein Thor sich öffnen, durch das ein neues Zeitalter, das man in ahnender Voraussicht bereits als das Zeitalter der Electricität bezeichnet, seinen Einzug zu halten sich anschickt.

Und doch, was wäre das Alles, wenn nicht neben diesen angestaunten und bewunderungswürdigen Kraftproben einer dem stofflichen Wirkungsgebiet vorzugsweise zugewandten Intelligenz sich die Kraft des ethischen Gedankens bewährte, wenn nicht als solcher für unsere Zeit der Humanitätsgedanke ebenfalls eine electrische Wirkung, eine geistig electrisirende Kraft zu entfalten vermöchte. Daß er das thatsächlich vermag, daß ihm geistige Leitungsdrähte dienen, daß er auf unsichtbaren Bahnen von Pol zu Pol, von Volk zu Volk vorwärts dringt, ist vielleicht der stärkste Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür, daß der Optimismus, das Hoffegutbewußtsein unseres Geschlechts, dessen unzerstörbarer, wenn auch naivster Ausdruck ebenfalls in den meisten Religionen aufbewahrt ist, nicht auf Sand gebaut ist.

Dem Humanitätsgedanken, in dem sich der Idealismus unserer gegenwärtigen Periode zusammenfaßt, steht aber im directesten, principiellsten Gegensatz der Krieg gegenüber und mehr noch als der Krieg die Freude, die Lust am Kriegsspiel, die Anziehungskraft, die dasselbe als ritterliche Beschäftigung und Erprobung des Manneswerthes ausübt. Es ist deshalb von nicht zu unterschätzender Bedeutung, ja in der That von größter Tragweite, daß diese Gefühle, die das Kriegshandwerk von den ältesten Zeiten an bis tief in die Gegenwart hinein begleitet haben, in einer langsam, aber sichtlich sich vollziehenden Umstimmung begriffen erscheinen. Es hat weltgeschichtliche Bedeutung, daß neben und gegenüber der herzhaften Freude am frischen, fröhlichen Kampf und am lustigen Dreinschlagen in den cultivirtesten Nationen ein Gefühl tiefer Beschämung über die Gräuel des Krieges in die ethische Wagschale fällt und dieselbe immer mehr niederdrückt. Es hat weltgeschichtliche Bedeutung, daß alle Welt davon redet, wie das Kriegselend abzuwenden sei, daß Niemand, keine Nation, auch die „obersten Kriegsherren“ nicht, die Verantwortung für einen solchen noch offenkundig auf sich zu nehmen wagen, sondern dieselbe soviel wie irgend möglich von sich ablehnen.

Dieser Vorgang hat selbstverständlich nicht die Bedeutung, eine unmittelbar bevorstehende Friedens-Aera zu verkünden oder auch nur in einigermaßen nahe Aussicht zu stellen. Das in Waffen starrende, in fieberhafter Unruhe zitternde Europa gleicht einem Reiter, der die Herrschaft über sein Roß, das den Zügel abgeworfen, verloren hat. Niemand vermag im Augenblick vorauszusagen, wie und was zunächst aus der tollen Jagd werden, wie und wo der Reiter sich gebettet finden wird. Aber er hat doch die Bedeutung, am messenden Pegel eine steigende Fluth anzuzeigen, die in dem kleinen Getriebe des Menschen, wie in dem großen der Menschheit, mit der gewaltigsten Kraft unwiderstehlich einzugreifen pflegt, so unscheinbar und unsichtbar auch die Wirkung sich vollzieht. Diese anwachsende Fluth ergießt sich als Verekelung an dem Thun und Treiben, auf das sie sich bezieht und keine Macht der Welt vermag einen Damm zu errichten, den sie nicht langsam übersteigt, wenn sie aus der Tiefe der Gesammt-Empfindung, die Bewußtsein und Sinnenleben in sich aufgenommen hat, hervorbricht. Weil in Allem, was die Kriegführung vornimmt und bedingt, sich der genaue Gegensatz dessen vollzieht, was den Humanitätsgedanken im Innersten bewegt — Schonung, Nachsicht, Achtung und Pflege der Menschen-Erscheinung — deshalb aus diesem unlösbaren, auf keine Weise, trotz aller Lazarethe und barmherzigen Schwestern, zu bewältigenden Widerspruch verbreitet sich ein Gefühl der Beschämung, des Grauens und allmählich des Ekels vor dem officiellen Abschlachten im Kriege. Seine einstige Glorie verblaßt. Nicht heute, nicht morgen, aber an einem kommenden Morgen, dessen fernes Roth schon auf das heutige Geschlecht fällt.

So ist einst die Folter, der Feuertod, das Rädern untergegangen. Kein Zwang, kein Fanatismus, kein Dogma, keine Verblendung hat sie aufrecht zu erhalten vermocht, als sie innerlich im Leben der Menschheit zusammenbrachen, als eine Ekelempfindung, mächtiger wie jene alle, sie zurückstieß. Ent-

setzen und Abscheu erzwangen, was die Aufklärung allein, nur auf die Leuchte des Gedankens angewiesen, ohne Entsetzen und Abscheu zu entzünden, nie zu leisten vermocht hätten.

Dies Jahrhundert hat alle jene jetzt im Umkreis der Civilisation unmöglich gewordenen Prodecuren noch in officieller Geltung bestehen sehen. Noch 1805 bestand in Bayern eine bluttriefende Criminalgesetzgebung. Gesetzlich konnten damals noch erkannt werden: die Tortur, das Rädern, das lebendige Verbrennen, ferner die geschärften Todesstrafen, das Kneipen mit glühenden Zangen, das Ausschneiden der Zunge u. s. w. Erst die französische Revolution, die als ihr unsterbliches Verdienst beanspruchen darf mit dem Blitz der Empörung in diese Marterkammern hernieder gefahren zu sein, schaffte überall, wo sie ihren Fuß hinsetzte, auch hierin Wandel. Als französischer Schutzstaat mußte sich Bayern zu Revisionen bequemen. Ein gesetzgeberischer Neubau begann. Und mit dem von dem älteren Feuerbach, dem Begründer der deutschen Strafrechtswissenschaft, redigirten Strafgesetzbuch, erhob sich auch dieser zweitmächtigste Staat Deutschlands 1813 mit einem Schlag auf die Höhe der damals anerkanntesten Forderungen der strafrechtlichen Reform. So vereinigt also dies Jahrhundert, das an Entdeckungen und Erfindungen in der Stoffwelt so reich ist, auch auf rein sittlichem Gebiet die Auffindung mit der Aussicht eines gewaltigen Fortschritts zur Humanität. An seinem Eingang steht der aufhellende Gedanke einer Reinigung des Strafrechts. Dieser Gedanke übersetzt sich in die Empfindung äußersten Abscheus vor der Bereitung ausgesuchter Qualen, in der man bis dahin dem „armen Sünder“ gegenüber förmlich geschwelgt hatte. An seinem Ausgang verfolgt es dieselbe helle Spur in ihrer Anwendung auf den Krieg. Es ersteht dieselbe Empfindung, die vor der Unsumme von Elend, welches der Krieg erzeugt, ebenso zurück zu schaudern beginnt hier, wo sie dem Feinde gilt, als dort, wo sie dem armen Sünder galt. Und diese Empfindung, die den Keim einer unbezwinglichen Macht in sich trägt, fängt

an den Boden, auf dem das Ungethüm des kriegerischen Massenmordes, seiner eignen Schwere nicht mehr gewachsen, augenblicklich noch steht, bis zu seinem Zusammenbruch zu unterwühlen.

Aber auch der Krieg bedeutete in der menschheitlichen Entwickelung ein gewaltigstes Stück Despotismus. Dem Besiegten tritt der Sieger als Despot auf den Nacken d. h. er hat dessen Selbstbestimmung vernichtet und seiner Verfügung über ihn durch das Gottesurtheil der überlegenen Kraft die Anerkennung erzwungen. Wie weit er in der Verfügung gehen will oder kann, hängt von ihm selbst und den Umständen ab. Eine etwaige Beschränkung hierin ändert aber nichts an der Thatsache, daß principiell die Unterwerfung, die den Krieg beendet, für den Augenblick eine völlige Aufhebung der Selbstbestimmung des Menschen und also die Aufrichtung des Gewaltregiments des Despotismus bedeutet. So lange der Krieg — der Möglichkeit nach — besteht, besteht der Despotismus gewissermaßen mit Vollmacht als eine Institution im Leben der Menschheit, die sich gleichberechtigt neben anderen erhebt und deren Wirkungsbereich einengt oder aufhebt. Seine Ausmerzung bedeutet daher, abgesehen von anderen Seiten, die dabei hinsichtlich volkswirthschaftlicher und humaner Gesichtspunkte in Frage kommen, eine Absage an den Despotismus. Das ist die tief greifende Bedeutung, die dem Fortschritt in dieser Beziehung, wenn er sich auch erst in entlegener Ferne und auf weiten Umwegen durch die innerliche Empörung wider das Kriegselend ankündigt, auch für unsere Zeit schon zukommt. Durch ihn fällt auch von dieser Seite her auf das Stück Weltgeschichte dieses Jahrhunderts der Lichtschein, daß es ein Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit ist.

Anmerkungen.

Anmerkung 1: Vgl. Fr. Kapp. Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 1864. Hier wird folgender Auszug aus dem „Unterricht für die Königlich Preußische Infanterie im Dienste der Garnison, auf Werbungen und im Felde. Berlin, in der Himburgischen Buchhandlung 1805" mitgetheilt. Dieses Buch, welches also, wohlgemerkt, gerade ein Jahr vor der Schlacht von Jena erschien, ist ein merkwürdiges Zeichen von der erstaunlich raffinirten Schärfe, zu welcher sich der preußische Dienst damals ausgebildet hatte, aber auch von der ganzen herzlosen Grausamkeit, deren ein gemeiner auf schnelle Beförderung im allerhöchsten Dienste sinnender Norddeutscher fähig ist. Da heißt es im vierzehnten Kapitel vom Transport der Rekruten wörtlich: „Der Unteroffizier muß außer einem guten Seitengewehr auf dem Transporte stets ein Terzerol bei sich führen; er muß den Rekruten nie hinter, sondern immer vor sich gehen, ihn nie nahe auf den Leib lassen, und ihm bedeuten, daß der erste falsche Tritt, den er thut, ihm das Leben koste. Er muß beim Transport das Gebiet des Landes vermeiden, wo der Rekrute gedient hat, oder auch manchmal, und unter gewissen Umständen sogar, aus dem er gebürtig ist.

„Er muß das Transportiren durch große Städte und lebhafte Ortschaften, wo möglich, vermeiden. Des Nachts muß er solche Wirthshäuser zum Quartier wählen, wo er und andere Werber seiner Macht immer einkehren, und wo der Wirth auf seiner Seite ist. In dem Nachtquartier selbst muß er die möglichste Vorsicht zur Erhaltung des Rekruten anwenden, demselben sich ganz auszuziehen und niederzulegen befehlen, dessen, sowie seine eigenen Kleider dem Wirth in Verwahrung geben, und sich neben ihn, vorne nach der Thüre zu, hinlegen. Beim Transport muß er nicht erlauben, daß der Rekrute sich sehr umsehe, stehen bleibe, noch weniger sich mit Reisenden und besonders gar nicht in einer fremden Sprache

unterhalte. Er muß den Rekruten auf dem Transport so lenken, wie man mit dem Zügel ein Gespann lenkt; die Worte: Halt, Marsch, Langsam, Geschwinde, Rechts, Links, Geradaus müssen von dem Rekruten auf dem Fleck befolgt werden, sonst ist dies schon ein übles Omen, und des Unteroffiziers Autorität ist verletzt.

„Nie muß der Unteroffizier da einkehren, wo es dem Rekruten etwa zu frühstücken beliebt, sondern wo er zu diesem Behuf einmahl für allemahl einkehrt.

„In solchen Wirthshäusern, wo der Transport zur Nacht bleibt, muß eine eigene, für die Werber und Rekruten bestimmte Gaststube sein, die womöglich in einem Oberstock ist und deren Fenster mit eisernen Gittern versehen sind. Nachts muß kein Rekrute aus der Stube zu gehen genöthigt sein, sondern ein Nachtgeschirr zu beiderlei Bedürfnissen sich im Zimmer befinden.

„Die ganze Nacht muß eine Lampe im Zimmer brennen und neben selbiger ein unangezündetes Licht stehen. Der Unteroffizier muß seine Waffen dem Wirth Abends übergeben, damit nicht der Rekrute gegen ihn in der Nacht davon Gebrauch macht. Morgens muß er sie sich wiedergeben lassen, sie nachsehen, frisch laden, oder wenigstens frisch Pulver aufschütten, sich anziehen, reisefertig machen, und dann erst den Rekruten aufstehen heißen, und ihm seine Kleider zum Anziehen wiedergeben. Beim Hineingehen in ein Wirthshaus und Stube muß der Rekrute der erste, beim Herausgehen der letzte sein; im Wirthshause muß der Werber vor, der Rekrute hinter dem Tische sitzen. Hat der Rekrute eine Frau mit, so muß der Werber seine Aufmerksamkeit verdoppeln, die Frau muß auf dem Marsche vor dem Manne, niemahls aber hinter demselben, oder gar hinter dem Werber gehen.

„Sie muß eben so denen Commando-Wörtern auf dem Marsche gehorchen wie der Mann, ebenso in den Nachtquartieren beobachtet werden, sich ebenso unterwegens, wenn der Unteroffizier zu frühstücken wo einkehrt, wie der Mann hinter den Tisch setzen, ebenso des Nachts nicht das Zimmer verlassen. Daß ein transportirter Rekrute während seines Transports keine Feder anrühren, keine Briefe schreiben, keine Schreibtafel sich halten, selbst keine Bleifeder nicht bekommen darf, ist natürlich, sowie daß man dem Rekruten und seiner Frau vor dem Antritt des Transports, alle gefährliche Waffen, Terzerols, große Messer u. s. w. abnehmen muß und während dem Transport nicht erlauben darf, daß der Rekrute so wenig wie seine Frau, einen Stock, Knüppel oder Stab tragen darf.

„Auch muß es dem Rekruten nicht erlaubt sein, seine Frau vom Transport oder Nachtquartier ab, wohin zu schicken, mit selbiger eine fremde Sprache zu reden, oder ein sachtes Gespräch zu führen. Alles dieses muß nicht statt finden und überhaupt der Unteroffizier auf alle Vorsichtsmaßregeln beim Transport denken, auf alle Handlungen und Reden des Rekruten Acht geben und darüber seine Ueberlegungen anstellen. Ist der Rekrut nur irgend zweideutig, so muß er sich auf Befehl des Unteroffiziers, die Hosenriemen entzwei-, die Hosenknöpfe abschneiden und die Hosen in der Hand tragen.

„Hat er aber vollends einen Versuch gemacht zu echappiren, so muß er ohne Gnade geschlossen, oder ihm die Daumschrauben angelegt werden. Es ist schon übel, wenn es der Unteroffizier dahin kommen läßt, von seinem Gewehr Gebrauch zu machen, und den Rekruten blessiren oder tödten zu müssen.

„Bei sehr schönen, scheinbar resoluten, den Unteroffizier an Kräften überwiegenden Rekruten wird der Offizier gewiß so vorsichtig sein und billig und zu dessen Transport zwei Unteroffiziere geben. Ueberhaupt ist es, wenn es nur irgend angeht, immer besser, wenn einige Rekruten zusammen transportirt werden, damit mit Recht ein paar Unteroffiziere mit auf den Transport können gegeben werden. Es ist wegen Krankheitsfällen, Nachtwachen, wechselseitiger körperlicher Unterstützung, Ueberlegung und Berathschlagung, wo Seelenkräfte wirken müssen, wegen Aufmerksamkeit und Vorsichtsmaßregeln, kurz, wegen aller möglichen auf dem Transport zu beobachtenden und vorkommenden Ereignisse besser, wenn, selbst bei unproportionirten Verhältnissen der Rekruten zu den Transportirenden, einige Unteroffiziers beisammen sind. So schwer, wie es bei gehörigem Diensteifer, wenn sich der Unteroffizier nicht aufs Glück verlassen will, es demselben wird, einen einzigen Rekruten allein zu transportiren, so können zwei Unteroffiziere doch schon drei bis vier Rekruten, mit weniger Gefahr, drei Unteroffiziere mit noch weniger Risquo sieben bis neun Rekruten transportiren.

„Allein, daß ein Unteroffizier zwei Rekruten transportirt, muß nie der Fall sein. Macht die größte Noth diesen Fall unvermeidlich, so ist dies schon traurig und für den Offizier sowohl wie den armen Corporal ohne Grenzen risquant. Wenn es platterdings unmöglich ist, daß der Offizier die Rekruten, bis der Transport stärker wird, bei sich behalten kann und deren Absendung durchaus nothwendig ist, so muß der Offizier in diesem Fall Jemand dingen, der dem Unteroffizier transportiren hilft. Es ist besser, auf Vor-

sichtsmaßregeln einige Ausgaben zu verwenden, als die Rekruten einzubüßen, und das Leben des Unteroffiziers unvermeidlicher Gefahr auszusetzen. So wie dem Offizier, um so mehr noch dem Unteroffizier ist ein tüchtiger Hund äußerst nützlich. Nur muß derselbe gehörig abgerichtet sein, keinen Stock in der Hand des Rekruten leiden, so wie sich derselbe in der Nacht rührt, oder aufsteht, anschlagen und seinen Herrn wecken, auf dem Marsche den Rekruten, wenn er aus dem Wege herausgeht, wieder in den Weg treiben, fängt der Rekrute an zu springen, denselben packen und nur auf seines Herrn Wort wieder loslassen, nicht leidend, daß der Rekrute etwas von der Erde aufnehme und lauter Künste können, die auf das bessere Transportiren der Rekruten abzwecken und dem Unteroffizier den Dienst erleichtern.

„Mancher Rekrute — heißt es am Schlusse nach Aufzählung verschiedener Arten von Befreiungsversuchen — sucht dadurch seine Befreiung zu erlangen, daß er an einem Orte, wo viele Menschen versammelt sind, oder beim Durchgange durch eine Stadt, über Gewalt oder ungerechte Anwerbung schrie. Hier muß der Unteroffizier den Schutz der Obrigkeit erheischen, und wird selbigen auch nach Vorzeigung seines Werbepasses und der von Zeugen unterschriebenen Capitulation des Soldaten gewiß erhalten. Der Unteroffizier mit einem Wort muß sich nicht irre machen lassen, sich nicht das Herz abkaufen lassen, niemahls die Gegenwart des Geistes verlieren oder wohl gar unentschlossen handeln, welches noch schlimmer ist, als wenn er unrecht handelt. Versucht der Rekrute, unternimmt er nur das mindeste, so muß er geschlossen werden. Alle Kosten, die der Rekrute durch Desertions-Anschläge nöthig macht, muß er selbst tragen, und kann ihm der Unteroffizier bis zu seiner Ablieferung das Handgeld abnehmen. Bei jedem in einem Orte vorgefallenen Exzesse, von jeder Maßregel, die der Unteroffizier zu nehmen gezwungen ward, muß er sich, um sich bei seinem Offizier auszuweisen, von der Ortsbehörde ein Attest geben lassen.

„Besonders muß dies geschehen, wenn der Unteroffizier in die traurige Nothwendigkeit gesetzt ward, den Rekruten zu schließen, mag er ihn nun entweder blessirt, oder getödtet haben. Der Fall, daß ein Rekrute dem Unteroffizier entkomme oder entwischt, wird gar nicht als denkbar, also auch nicht zu attestiren angenommen."

Endlich ist der Rekrute glücklich eingebracht und wird zum Soldaten gestoßen, gemißhandelt und geprügelt: eine gebrochene Existenz, wenn er noch einen Funken Selbstgefühl in sich bewahrt

hat, oder eine willenlose Maschine, wenn er sich in seine Lage findet und pünktlich „Ordre parirt". Denn der Dienst wurde mit barbarischer Strenge und pedantischer Gewissenhaftigkeit, namentlich in den auf preußischem Fuß eingerichteten Heeren ausgeführt. „Es ist eine trostlose Sache," sagt G. Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", „sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wuth gegen Gewaltthätigkeiten, herzzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben. Es waren nicht immer die schlechtesten Männer, welche wegen wiederholter Desertion zwischen Spießruthen zu Tode gejagt oder wegen trotzigen Ungehorsams gefuchtelt wurden, bis sie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in seinem Innern überstand, und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, d. h. ein Mensch, der seinen Dienst pünktlich versah, bei der Attake ausdauernden Muth zeigte, nach Vorschrift verehrte und haßte und vielleicht sogar eine Anhänglichkeit an seine Fahne erhielt und wahrscheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn seine Lage auf Stunden vergessen machte, den Branntwein."

Anmerkung 2: Der vollständige Briefwechsel lautet wie folgt:

Arndt schrieb: Erhabenster König, Allerfreundlichster König und Herr! Zu Gott und zu dem Könige darf man frei sprechen, bitten und beten. So trete ich hier vor meinen König aus treuestem Herzen betend, hoffend, bittend und aufweisend, was dies alte Herz weisen zu müssen glaubte. Wir stehen in Europa und vorzüglich in Deutschland, unserem Vaterlande, auf einem scharfen, schneidenden Punkte des Augenblicks, vielleicht auf dem Punkte des schneidenden Schwertes. Es steht in demselben Augenblicke die Frage um Einheit und Stärke drinnen und um Kraft nach Außen. Gefahr ist eben an allen Enden, die größte Gefahr gewiß in der Unterschiedenheit und Unentschlossenheit, oder in der Ansicht, man könnte die Gefahr durch Zögern ablenken, durch langsame Zettelung und Zuckelung die wilden Kräfte der Zeit ermatten. O nein! nein! Man muß hell drein schauen, und vor Allem muß Preußen, dessen sieglockende Krone die Gefahr so oft gewesen ist, seinen Adler frischesten Muthes fliegen lassen und den Kronenraub greifen und halten lassen. Ja, erhabenster Herr, die Zeit drängt, die Gefahr drängt — und beide und die Wünsche, Gebete und Hoffnungen der Besten drängen auf den leuchtenden Glanzpunkt des Vaterlandes, auf Preußen und

seinen Herrscher ein und werden noch mehr drängen. Doch halt, der Gedanke an den Flug des preußischen Adlers reißt den alten Wehrmann fort. Ich will suchen, kühl mit den kühlsten Gedanken zu sprechen. Ew. Majestät haben Sich aus der Fülle der Macht und aus der Ueberzeugung einer unvermeidlichen Nothwendigkeit für einen ehrlichen, deutschen starken Bundesstaat, statt des unehrlichen und schwächlichen früheren Staatenbundes, erklärt, Sie haben gelobt, alle Ihre Macht und alle Stärke Ihres Volkes der Stärke und der Macht Deutschlands hinzugeben. Deutschland hat diesem Worte geglaubt. Sie werden es nimmer brechen. Dieses königliche Wort, die starke Bildung dieses Bundes, welche Preußen und Deutschland in Eins verwandelt, ist die einzige Möglichkeit, die Ehren und Herrlichkeiten des Vaterlandes und das Daseyn der deutschen Könige, Fürsten und Beistanden für die Zukunft zu retten. Die Festhaltung dieses großen Wortes, die wirkliche Gründung und Bildung dieses Bundesstaates, die Erkühnung und Uebernehmung jeglicher Gefahr für denselben wird vor allen Andern dem Könige von Preußen, dem Herrlichsten und Gewaltigsten im Vaterlande zugemuthet, und alle, die von Gott nicht mit Blindheit geschlagen sind, können in dem Könige von Preußen nur den Halter und Retter Deutschlands und seinen künftigen Herrn sehen. Nun kommt, wie eben der Tag steht, Oesterreich, welches Deutschlands Ehre und Macht 3 Jahrhunderte verzettelt und verschleppt hat, mit seinen alten Listen heran und will es wieder ins Schlepptau nehmen. Es schleicht und windet sich unter uns und auch hier in dieser Reichsversammlung wie eine Blindschleiche und sammelt eine Menge kleiner Schlangen um sich, ja selbst — zum Zeichen, was es will, nämlich schwächen und verwirren — alles radikale und socialistische und communistische Ungeziefer, die nur eine schwache und elende Regierung, ein wackligtes Directorium Vieler u. s. w. wollen, bei dessen Entstehung und Leitung die rothe Republik endlich eine Unvermeidlichkeit sein würde. So zettelt und ködert Oesterreich zu dem alten Staatenbunde zurück, sucht Alles zu verwirren, zu entzweien und zu verschleppen und zettelt draußen und drinnen mit den Kabinetten. O, die armen deutschen Könige und Fürsten, die sich von seinen Künsten und Zuflüsterungen erschrecken und bethören lassen, wissen nicht, was sie thun! Wenn sie nichts Starkes machen helfen, wenn sie nicht einen starken Kaiser neben und über sich machen, so wird der rothe Abgrund sie unvermeidlich verschlingen. Ja, erhabenster König und Herr, groß ist die Gefahr des Augenblicks, aber herrlich ist auch

der Preis, der dem Muthe winkt. Dir bleibt keine Mitte mehr, wage voll und ganz deutsch zu seyn, wage Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage alle seine Gefahren zu theilen, zu nehmen und zu übernehmen; wage ganz mit dem Vaterlande zu stehen, und Du wirst stehen und bestehen. Mit diesem Muth, mit seinem Muth, wodurch Dein Vater aus weiland schwersten Nöthen und Gefahren errettet und zu Glanz und Ruhm wieder aufgerichtet ist, segne Dich Gott! In diesem königlichen Muthe halte fest an Deinem königlichen Wort und kühnen Entschlüssen! Jedes Weichen wäre Verderben. Muth und Hochherzigkeit und die stolze, jeder Gefahr die leuchtende Stirn bietende Majestät wird Deine eigenen Getreuen ermuthigen und stärken bis in den Tod und Dir die Herzen der Völker Deutschlands gewinnen! In der Größe, in dem Glanze des Hohen wird der kleinliche Jammer untergehen, und selbst der radikale und sozialistische Jammer und Unsinn wird sich in dem Edlen und Hohen vernichtet fühlen. Dies mußte mein Herz meinem Könige aussprechen. Dieses Herz klingt und spricht hier nur aus den Herzen vieler getreuesten und redlichsten Preußen und Deutschen, die hier neben mir sitzen und kämpfen. Ich habe diese Worte nur mit Andacht und Gebet niedergeschrieben, unter allen höchsten Bildern und Erinnerungen der Vergangenheit und Gegenwart. Gottes Wille geschehe! und er wird geschehen auf Erden und im Himmel. Gott schirme und behüte und erhebe mein Vaterland und meinen König! Meines allergnädigsten und allerfreundlichsten Königs und Herrn in deutscher Treue allergetreuester und allerunterthänigster Ernst Moritz Arndt, Professor in Bonn und Reichstagsmann für den Kreis Solingen. Geschrieben in der alten Kaiserstadt Frankfurt a. M. am 3. des Lenz-Monats 1849, meines Lebensalters im 80. Jahre.

Des Königs Antwort lautete:

Den 18. März 1849. Sie haben mir, mein lieber werther M. A., im 80. Jahre aus weiland des römischen Reiches Wahlstadt Frankfurt a. M. einen jugendlich frischen Brief geschrieben, den ich zwar in größter Eile, aber nicht ungründlich zu beantworten gedenke. Zuvörderst Dank aus Fülle des Herzens, denn das ist ein rechter und echter deutscher Mann, der mir schreibt. Mit einem solchen, der der Geschichte seines Vaterlandes Ehre giebt und gelernt hat, was ein deutscher Fürst ist, kann ich von Herz zu Herz, von Kopf zu Kopf reden. Verstehen Sie mich recht, weil das oben

Gesagte keine leere Phrase von mir ist, darum antworte ich Ihnen, ja, antworte Ihnen mit Freuden, wenn ich auch nicht annehmen darf, daß die Antwort meinem alten lieben Arndt Freude machen wird. Der Eingang Ihres Briefes ist schön, wie der ganze Brief. Um des Gewissens Willen sage ich Ihnen, daß ich denselben „getheilt“ verstehe, d. h., daß auch Sie, wie ich selbst, meinen und wissen, daß man zu Gott allein beten, den König aber bitten darf. Nun, Sie bitten ihn, er soll eine ihm „gebotene Krone“ annehmen! Hier verlangt es jedes Alter, das mehr denn 14 Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen, 1) wer bietet, 2) was wird geboten. Zuvörderst das Bekenntniß, daß der scheußliche eckle Schlamm des Jahres 48 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe und, wo es nöthig, noch abwasche. Doch zur Sache — die große Versammlung, die sich deutsche Reichs- oder Nationalversammlung nennt, von der ein erfreulich großer Theil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen und demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Deutschlands zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach 1000jährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? Ihre Versammlung hat sich der Bildung dieses Raths, der Darstellung der deutschen Obrigkeiten im neuen Centrum der Nation stets widersetzt. Das ist ein ungeheurer Fehler; man darf es eine Sünde nennen — jetzt zeigen sich die Folgen dieser Sünde, jetzt fühlt Jedermann zu Frankfurt, auch Die, denen Ursach und Wirkung nicht klar ist, daß man daselbst bei so vielen Verdiensten, so großen Mühen und (theilweis) so reiner Absicht an einer gewissen Unmöglichkeit laborirt. Glauben Sie, daß Herz und Bein durchschütternde Szenen, Worte, Beschlüsse des Parlaments das Unmögliche möglich machen können? Doch gesetzt, mein theurer Arndt, die Sünde wäre nicht begangen, oder sie würde noch gut gemacht, und der echt und recht vereinte Rath der Fürsten und des Volks kürte in der alten Wahlstadt und böte mir die alte, wahre, rechtmäßige, 1000jährige Krone deutscher Nation — nun, verweigern und nehmen, hier zu handeln wäre heut thunlich — aber antworten würde ich, wie ein Mann antworten muß, wenn

ihm die höchste Ehre dieser Welt geboten wird. Doch ach, so steht es nicht! Auf eine Botschaft, wie sie mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zufolge, geziemt mir das Schweigen. Ich darf und werde nicht antworten, um Männer, die ich ehre und liebe, auf die ich, wie Sie selbst, mein alter Freund, mit Stolz, ja mit Dankbarkeit blicke, nicht zu beleidigen, denn was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreißenden 1848. Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" auf's Haupt; ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das sei fern! Der Preis des „Kleinods" müßte obenein das Brechen meines dem Landtage am 26. Februar gegebenen Wortes seyn, „die Verständigung mit der deutschen Nationalversammlung über die zukünftige Verfassung des großen Vaterlandes im Verein mit allen deutschen Fürsten zu versuchen". Ich aber breche weder dieses noch irgend ein anderes gegebenes Wort. Es will mich fast bedünken, mein theurer Arndt, als walte in Ihnen ein Irrthum, den Sie freilich mit vielen anderen Menschen theilen: „als sähen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in der sogenannten rothen Demokratie und den Kommunisten —" der Irrthum wäre schlimm. Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem lebendigen Boden der Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Ordnung, sie lebt und athmet ihren Todeshauch so lange unten oben und oben unten ist. So lange also im Zentrum zu Frankfurt die deutschen Obrigkeiten keine Stätte haben, nicht obenan im Rathe sitzen, welcher der Zukunft Deutschlands eine Zukunft zu geben berufen ist, so lange steht dieses Zentrum unter dem Spiegel des Revolutionsstromes und treibt mit ihm, so lange hat es nichts zu bieten, was reine Hände berühren dürfen. Als deutscher Mann und Fürst, dessen „Ja" ein Ja vollkräftig, dessen „Nein" ein Nein bedächtig, gehe ich in nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert und dasselbe dem gerechten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte Preis giebt, nehme ich nichts an, was meinen angeborenen Pflichten nicht ebenbürtig ist oder ihnen hindernd entgegentritt. Dixi et salvavi animam meam. Dieses Blatt,

mein alter Freund, ist für Sie allein, Sie müssen die Nothwendigkeit der Geheimhaltung einsehen. Ich mache sie Ihnen zur Pflicht. Dringen Ihnen aber meine Worte in Kopf und Herz, verstehen Sie es, daß ich, ohne mich selbst zu verleugnen, nicht anders kann, dann erinnern Sie sich, reden Sie mit Ihren Freunden, mit den Besonnenen und Könnenden, erheben Sie Ihre Stimme im Parlament, fordern Sie endlich das „Eine", was noth thut und das fehlt, „die rechte Ordnung". — Oft unterbrochen schließe ich diese Zeilen am Jahrestage des verhängnißvollen 18ten. Trügen die neuesten Nachrichten nicht, so gewinnt zu Frankfurt a. M. die Besonnenheit und Einsicht schon wieder Land. Das wolle Gott. Und wolle er sein kräftiges, mächtiges Amen sprechen, wenn ich jetzt mit dem Namen dieses Tages schließe: Laetare! Ihnen, dem Dichter des begeisternden Liedes, das vor dem März-Kaiser so wenig erklingen dürfte, als die Marseillaise vor dem Juli-Könige, Ihnen, theuerster Arndt biete ich die Hand aus Herzensgrund als Ihr wohlgeneigter König und Freund".

Anmerkung 3: „Um große Ereignisse", sagte der Reichskanzler „windet sich immer ein Legendenkranz und das ist oft sehr gut. Gewisse Legenden sollte man nicht zerstören. Der König war in Ems, ich war in Varzin, als in Paris der Spectakel wegen der Candidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern auf den spanischen Thron losbrach. Die Franzosen benahmen sich so kopflos wie nur möglich. Allen voran die Regierung mit Ollivier an der Spitze, welcher der Situation in keiner Weise gewachsen war und nicht ahnte, was er mit seinen unvorsichtigen Prahlereien im gesetzgebenden Körper anrichtete. Die Situation lag für uns damals äußerst günstig. Wir waren thatsächlich die Provocirten, und da die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Frankreich uns Allen längst klar war, erschien der jetzige Augenblick zum Losschlagen sehr geeignet. Ich verließ also Varzin, um mich in Berlin mit Moltke und Roon über alle wichtigen Fragen auszusprechen. Unterwegs erhielt ich die telegraphische Mittheilung: „Fürst Karl Anton von Hohenzollern hat um des lieben Friedens willen die Candidatur seines Sohnes Leopold zurückgezogen. Es ist Alles in schönster Ordnung!"

Ich war von dieser unerwarteten Lösung ganz bestürzt, denn ich fragte mich: Wird sich je wieder eine so günstige Gelegenheit darbieten? Als ich in Berlin eintraf, rief ich Rolandt und sagte

ihm: „Telegraphiren Sie nach Hause, daß ich in drei Tagen zurückkomme“. Zugleich reichte ich in einer Depesche nach Ems bei Sr. Majestät meine Entlassung als Ministerpräsident und Bundeskanzler ein. Ich erhielt darauf eine Depesche vom König: Ich sollte nach Ems kommen. Ich hatte mir die Situation längst klar gemacht und sagte mir: Wenn ich nach Ems gehe, wird Alles verzettelt; wir kommen im günstigsten Falle zu einem faulen Compromiß; die allein mögliche, die allein ehrenhafte und größte Lösung ist dann ausgeschlossen; ich muß thun, was ich thun kann, um Se. Majestät nach Berlin zu bringen, wo er den Pulsschlag des Volkes deutlicher fühlen wird, als es in Ems möglich wäre. In ehrerbietigster Weise motivirte ich daher mein Nichtkommen; ich sei in diesem Augenblicke in Berlin absolut unabkömmlich.

Zum Glück thaten inzwischen die übermüthig gewordenen und kurzsichtigen Franzosen Alles, um den Karren wieder zu verfahren. Sie ließen an den König das Ansinnen stellen, einen Brief zu unterzeichnen, der einer tiefen Demüthigung gleichkam. Der König fragte mich telegraphisch um meinen Rath, und ich antwortete ihm mit bestem Gewissen: die Unterzeichnung ist unmöglich.

Ich hatte am Abend des 14. Juli Moltke und Roon zu Tische geladen, und wir besprachen alle Eventualitäten. Wir Alle theilten die Hoffnung, daß das thörichte Vorgehen Frankreichs, das an unseren König gestellte unerhörte Ansinnen, die Gefahr eines schwächlichen und unrühmlichen Ausganges doch noch beseitigen würde. Da traf, während wir bei Tische saßen, eine Depesche aus Ems ein. Die Depesche begann mit den Worten:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen sollten.

Nun folgte eine längere Auseinandersetzung. Der Sinn war etwa der, daß der König sich auf das berufen habe, was er bereits dem Grafen Benedetti mitgetheilt habe. Graf Benedetti habe diese Rückäußerung dankbar entgegengenommen, und er würde dieselbe seiner Regierung übermitteln. Indessen erbat Benedetti noch eine Zusammenkunft mit Sr. Majestät, sei es auch nur, um sich noch

einmal mündlich bestätigen zu lassen, was von Sr. Majestät an der Brunnenpromenade geäußert worden war. Dann hieß es weiter:

„Se. Majestät lehnte jedoch ab, den französischen Botschafter noch einmal zu empfangen, und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen, Se. Majestät habe dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen."

Als ich diese Depesche verlesen hatte, ließen Roon und Moltke gleichzeitig Messer und Gabel auf den Teller fallen und rückten vom Tische ab. Es entstand eine lange Pause. Wir waren Alle tief niedergeschlagen. Wir hatten die Empfindung, die Sache verläuft im Sande.

Da stellte ich an Moltke die Frage: „Ist das Instrument, das wir zum Kriege brauchen, ist unser Heer wirklich so tüchtig, daß wir mit größter Wahrscheinlichkeit auf einen guten Erfolg den Krieg aufnehmen können?" Moltke war felsenfest in seinem Vertrauen. „Wir haben nie ein besseres Werkzeug gehabt, als in diesem Augenblicke," sagte er. Roon, zu dem ich freilich weniger Vertrauen hatte, bestätigte Moltke's Worte vollkommen.

„Nun, dann essen Sie ruhig weiter," sagte ich den Beiden.

Ich setzte mich an einen kleinen runden Marmortisch, der neben dem Speisetisch stand, las die Depesche aufmerksam durch, nahm meinen Bleistift und strich die ganzen Zwischensätze über Benedettis Bitte um eine nochmalige Audienz u. s. w. fort. Ich ließ eben nur Kopf und Schwanz stehen. Nun sah die Depesche allerdings etwas anders aus, Ich las sie in dieser neuen Fassung Moltke und Roon vor.

Die Beiden riefen: „Herrlich! Das muß wirken!" Wir aßen mit bestem Appetit weiter.

Ich gab sogleich die Weisung, die Depesche durch das Telegraphenbureau an alle Zeitungen und alle Missionen auf schnellstem Wege zu versenden. Und wir waren noch zusammen, als wir schon von der Wirkung, welche die Depesche in Paris gemacht hatte, die erwünschte Nachricht erhielten. Sie hatte wie eine Bombe eingeschlagen.

Während in Wahrheit man unserem König und Herrn eine beleidigende Zumuthung gemacht hatte, wirkte die Depesche bei den Franzosen so, als ob ihr oberster Vertreter von unserem König brüskirt worden sei. Der gesammte Boulevard-Janhagel war der Ansicht, daß man sich das nicht bieten lassen dürfe. Der Ruf:

„A Berlin! A Berlin!“ wurde von den johlenden Massen ausgestoßen. Die Stimmung war da.

Und grade wie drüben wirkte die Sache hüben. Der König, der sich auf mein dringendes Bitten entschlossen hatte, seine Emser Cur zu unterbrechen, kehrte nach Berlin zurück und war von dem Volksjubel, der ihm überall entgegenbrauste, ganz bestürzt. Er begriff einstweilen noch gar nicht, was sich inzwischen ereignet hatte. Die unbeschreibliche Begeisterung, die ihm hier in Berlin entgegenbrauste, ergriff und erschütterte den greisen Herrn aufs Tiefste. Die Augen wurden ihm feucht. Er erkannte, daß es in Wahrheit ein nationaler Krieg, ein Volkskrieg war, den das Volk begehrte, dessen es bedurfte.

Schon vor der Ankunft in Berlin hatten wir vom König die Zustimmung dazu erhalten, daß wenigstens ein Theil der Armee mobil gemacht werde. Als der Kronprinz den königlichen Zug verließ, sprach er auf dem Bahnhof absichtlich sehr laut von der bevorstehenden Mobilmachung, und nun brach der Jubel immer aufs Neue los. Und als wir im Schlosse angelangt waren, war Se. Majestät bereits zur Mobilmachung der gesammten Armee geneigt.

Wie sich dann die Sachen weiter entwickelten, ist Ihnen ja bekannt. Das ist der Punkt, über den Gramont in seinen Memoiren sein aufrichtiges Erstaunen ausspricht. Er begriff nicht, woher auf einmal, nachdem die Sachen eine ganz friedliche Wendung genommen hatten, das Kriegerische wieder die Oberhand gewann. „Une apparition sinistre survint. Tout d'un coup tout est changé. Que'était-il arrivé? Monsieur de Bismarck à Berlin.“ So ähnlich steht es ja wohl in Gramonts Memoiren. Ich citire aus dem Gedächtniß. Jedenfalls war ich die „unheimliche Erscheinung“.

Ich bemerke übrigens, daß ich auch formell zu dem mir durchaus nothwendig erscheinenden Strich berechtigt war. Es war mir anheimgegeben, die Depesche in extenso oder im Auszuge zu veröffentlichen. Ich habe nicht zu bedauern gehabt, daß ich den Auszug gemacht habe.“

Leipzig,
Walter Wigand's Buchdruckerei.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland.

Geschichte und Kritik.

Von

Julius Duboc.

— Preis 5 Mark. —

Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus.

Nebst Einleitung.

Von

Julius Duboc.

— Preis 5 Mark. —

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

152.
246.

Duboc, Julius, 1829-1903

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland

Bd.: 2

Leipzig 1893